Gelsenletter

Der etwas andere Newsletter von und über Autor/Selfpublisher Roman Just

www.gelsenkrimi.de romanjust@gelsenkrimi.de

Ausgabe 8 Mai 2025

Alle Leseproben der Tatort-Boston-Thriller

Inhaltsverzeichnis

Impressum 2
Vorwort 3
Über den Autor 4
Zur Person: 5
Leseprobe Blutender Tod 6
Leseprobe Der Rachekeller 57
Leseprobe Die Liste 106
Leseprobe "Tea-Party 178
Leseprobe Corona-Killer 229
Leseprobe Voltage 281
Nachwort 321

Impressum

© 2024 Roman Just

Postanschrift: Roman Just, Holtwiesche 11, 45894 Gelsenkirchen, bei Hendricks

www.gelsenkrimi.de
romanjust@gelsenkrimi.de

Vorwort

Liebe Mitglieder des Leserkreises und Bücherfreunde,

Nachfolgend sind alle Leseproben der bisherigen Tatort-Boston-Thriller verfügbar.

Ich hoffe, die Auszüge aus den Thrillern können unterhalten und neugierig auf mehr machen.

Euer Roman Just

Über den Autor

Roman Just ist in der Welt der Literatur in verschiedenen Genres unterwegs. Mit den Thrillern der "Tatort-Boston-Reihe" hat er den Einstieg in die Literaturwelt begonnen, sie anschließend mit den "Gelsenkrimis" fortgesetzt. Neben den Thrillern und Krimis arbeitet er an einer mehrteiligen Dystopie und einer historischen Familiensaga, hinzu kommen Ausflüge in andere Genres.

Der Autor und bekennender Selfpublisher ist Jahrgang 1961, lebt in Gelsenkirchen, leidet mit dem vor Ort ansässigen Fußballclub seit 1971 zu allen Zeiten mit, spielt außerdem gerne mit Mitmenschen Schach und beschäftigt sich leider nur noch gelegentlich mit der Astronomie.

Der Selfpublisher betreibt auf seiner Homepage zu allen seinen veröffentlichten Titeln Leserunden, außerdem bietet er einen Leserkreis, an dem ebenfalls aktiv teilgenommen werden kann.

Mehr über den Autor und seine Titel gibt es hier:

https://www.gelsenkrimi.de
https://www.gelsenkrimi.de/ueber-mich
https://www.gelsenkrimi.de/leserkreis
https://www.gelsenkrimi.de/gelsenshop

Zur Person:

Sternzeichen: Jungfrau
Gewicht: Im Moment viel zu viel
Erlernter Beruf: Kellner
Derzeit tätig als: Autor/Selfpublisher
Charaktereigenschaften: Impulsiv/Hilfsbereit
Laster: Nie zufrieden mit einem Ergebnis
Vorteil: Meistens sehr geduldig
Er mag: Klare Aussagen
Er mag nicht: Gier und Neid
Er kann nicht: Den Mund halten
Er kann: Zuhören
Er hasst: Tyrannen und selbstverliebte Subjekte
Er liebt: Das Leben
Er will: Ziele erreichen
Er will nicht: Unterordnen
Er steht für: Menschlichkeit
Er verachtet: Hass, Mobbing, Eitelkeit
Er denkt: Auch Einfaches ist nicht einfach zu erledigen
Er meint: Die Achtung und der Respekt vor der Würde eines Menschen werden durch das Gendern nicht gestärkt.

Leseprobe Blutender Tod

Inhalt: Durch verschwundene Frauen, die nach einem Jahr tot aufgefunden werden, kommt eine Kettenreaktion von Verbrechen ins Rollen. Während den Ermittlungen vereinen sich Vergangenheit und Gegenwart zu einer Tragödie, die weitere Opfer fordert und zudem aufzeigt, wie eng Genialität und Wahnsinn, Glück und Zufall sowie Traum und Realität beieinanderliegen. Wird es unter den gegebenen Voraussetzungen ein Happy End geben?

2. Kapitel
Sonntag, 01. Oktober

Morgen

Es war nicht einmal fünf Uhr, da wurde Detective Forrest Waterspoon von der Einsatzzentrale geweckt und zu der Fundstelle einer Leiche beordert wurde. Vor Ort wurde er von seinem Partner empfangen. Er arbeitete seit wenigen Wochen mit Henry McClure zusammen und das Eis zwischen ihnen war längst nicht aufgetaut. Der erfahrene Ermittler war kaum aus dem alten Ford ausgestiegen, da wurde er von dem unausgeschlafen wirkendenden neuen Kollegen mit einem lächerlich bunten Regenschirm in der Hand begrüßt. Ein anonymer Anrufer hatte sich in der Notrufzentrale gemeldet und die Stelle ausführlich beschrieben, wo angeblich die Leiche einer jungen Frau lag. Forrest trottete im strömenden Regen, gefolgt von Henry, zum naheliegenden Flussufer. Dort angekommen, begab er sich neben einem gleichaltrigen Mann in die Hocke. Mit dem Hut auf seinem Kopf sah er sich wie der Pathologe das Opfer an. Über der Toten war eine Plane aufgespannt worden, um vom Täter hinterlassene Spuren vor dem Guss zu retten. Ein kleiner, rundlicher, auf einem dreibeinigen Stativ befestigter Scheinwerfer erleuchtete den zarten, nassen und vollkommen nackten Körper. Die langsam einsetzende Morgendämmerung hatte nicht die Macht, sich gegen den grauen Himmel durchzusetzen. Die Regentropfen wirkten wie Tränen, die jemand aus Trauer wegen der auf dem

Bauch liegenden Toten vergoss. Wie die suchenden Augen des Pathologen sah Forrest zunächst keine sichtbaren Verletzungen an dem leblosen Frauenkörper. Henry McClure stand mit seinem grotesken Regenschirm neben ihnen und sah zu, wie der Facharzt für Pathologie das Opfer umdrehte. Ohne ein Wort wandte er sich von dem Leichnam ab und rannte einige Meter am Flussufer entlang, um sich zu übergeben. Kopfschüttelnd sah ihm der Detective hinterher. Die Arbeit mit dem Anfänger wurde ihm eine Last. Den Zögling mitzuschleppen und zu behüten, war eine Aufgabe, die ihm nicht behagte.

Der Pathologe begutachtete die Leiche mithilfe einer Taschenlampe und deutete nach ein paar Sekunden auf den Bauch und den Arm des leblosen Körpers. Forrest hatte die Einstiche in den Ellenbogen und die Nähte inmitten ihres Oberkörpers ebenfalls registriert. Die Brust und die Magengegend der Frau waren ekelhaft anzusehen. Die obere Region der Toten sah aus, wie schon obduziert.

Die Augen des Detectives wanderten zu den Streifenpolizisten, die verdrossen und gelangweilt dafür sorgten, dass niemand in die Nähe der Leiche kam. Zum Dank wurden sie vom Regen durchnässt und dem Wind gepiesackt. Die beißende Brise ließ die Männer vor Kälte erzittern und schubste ihre Körper hin und her, womit er zu sagen versuchte, dass man hier überflüssig war und sofort zu verschwinden hatte. Die Regenmäntel sollten sie zwar zu schützen, aber konnten nicht verhindern, dass sich das Regenwasser über die Ärmelenden und dem zu breiten Kragen den Weg bis auf die Haut bahnte. Forrest bemitleidete die Kollegen, die Arbeit

der Polizisten war undankbar, deswegen verstand er deren Gemütslage. Zu dem Verdruss wegen dem Wetter kam hinzu, dass im sichtbaren Umkreis keine einzige Menschenseele zu sehen war. Er wandte sich wieder Neil zu, der sich ebenfalls aufgerichtet und die Tote mit einem Tuch abgedeckt hatte.

Der Ermittler schätzte den Pathologen und dessen Arbeit. Der ihm vorausgeeilte Ruf besagte, dass er auf dem ausgeübten Gebiet eine Koryphäe war. »Was kannst du mir zu der Art und zum Zeitpunkt des Todes sagen?«, fragte der Detective, um eine grobe Einschätzung zu erhalten.

Neil Sesse zuckte mit den Schultern. »Auf den ersten Blick würde ich sagen, dass die Frau ungefähr sechs bis acht Stunden tot ist. Mehr kann ich dir erst nach der Obduktion mitteilen.«

Der Detective sah auf die Leuchtziffern der Armbanduhr, die er zum Hochzeitstag geschenkt bekommen hatte. Zu welchem, daran fehlte ihm die Erinnerung. Seine Stimmung wurde nachteiliger. »Also trat der Tod auf jeden Fall gegen Mitternacht ein«, rechnete er die Uhrzeit zurück und erhielt eine zustimmende Geste des Pathologen. »Unabhängig von den Nähten und den Nadeleinstichen: Wie ist sie gestoben? Ich habe keine Verletzungen gesehen, die auf einen Mord hindeuten«, deutete er auf die abgedeckte Frauenleiche.

»Ich habe keine Ahnung«, gab Neil Sesse zu und knipste die kleine Taschenlampe aus. Die Aktion unterstrich den ausgesprochenen Satz eindrucksvoll.

»Wann kann ich mit Ergebnissen rechnen?«, fragte der Detective und sah den Pathologen erwartungsvoll an.

Der Facharzt antwortete abwägend: »Bei dem Zustand des Opfers, frühestens heute Abend, spätestens morgen früh«, gefiel ihm das eigene Wortspiel.

Forrest bedankte sich für die Information und wandte sich von Neil und der Toten ab, die zum Abtransport vorbereitet wurde. Er trabte, wegen der Kopfbedeckung, den Regen ignorierend gemütlich Henry entgegen, der etwas wankend auf ihn zukam. Der unerfahrene Kollege sah elend aus, daran war das schicke Outfit, das er trug, in den Augen des Ermittlers Mitschuld. Die jungen Leute von heute bereiteten dem Detective, selbst dreifacher Vater, immer wieder Kopfzerbrechen. Sie gaben ihm manchmal Rätsel auf, die er unfähig war zu lösen, überraschten ihn gelegentlich, zu seinem Bedauern selten positiv. Als er und Henry McClure sich gegenüberstanden drehte er sich erneut der Toten zu. Die Leichen, die er bis jetzt in seiner Karriere gesehen hatte, waren in dem aufreibenden Berufsleben wegen der Aufenthaltsdauer im Langzeitgedächtnis unmöglich zu zählen. Ein Mord löste den nächsten ab, mitunter waren Gewaltdelikte dabei, die den Glauben an die Vernunft des Menschen verzweifeln ließen. Zum Glück waren die meisten Opfer in der hintersten Ecke der Erinnerungen begraben, nur deshalb war er in der Lage, sich an die Mehrzahl der Ermordeten nicht zu erinnern. Der Anblick der leblosen Frau war unangenehm und zudem Mitleid erregend. Die Nacktheit drückte eine gewisse Unschuld und Wehrlosigkeit aus. Nachdem sie am Flussufer angekommen waren, riss das tosende Wasser des Mystic River ständig an den Beinen der Toten. Es schien, dass die Strömung des Flusses die bewe-

gungsunfähige Frau aufzuwecken versuchte, sie anschrie, aufzustehen und zu leben. Das Wetter wurde mit jeder Sekunde unangenehmer. Die Kälte, die der Wind scheinbar mit voller Absicht aus Norden herbeiwehte, ließ die ohnehin für diese Jahreszeit niedrige Temperatur deutlich kühler erscheinen. Die Regentropfen fielen durch die gelegentlich auftretenden Böen seitlich zur Erde, bekamen dadurch eine Wirkung, wie sie kleine, feine Nadelstiche hervorriefen. Der Toten am Ufer des Mystic River war es vorbehalten, den kalten, nassen und trüben Tag desaströser erscheinen zu lassen, als er es wettermäßig ohnehin schon war. Die Silhouetten der Stadt, die flussaufwärts lagen, waren eingehüllt in Wolken und Dunst. Der Herbst und das Leben, im Moment vor allem der Tod, zeigten sich an diesem frühen und durch die Frauenleiche frostig empfundenen Oktobermorgen von der widerlichsten Seite. War das der Grund, dass selbst die Presse sich bis jetzt nicht sehen gelassen hatte? In die verwahrloste und heruntergekommene Zone der Stadt verlief sich ohnehin kaum einmal eine Menschenseele.

Das alte Hafenviertel von Boston war ein trostloser, verlassener und äußerst dreckiger Fleck auf dieser Erde. Die Gegend wurde durch die Ruinen der Lagerhäuser und Hallen sowie der hier stillgelegten Reedereien und Werften geprägt. Die Betriebe waren näher an die Stadt gezogen, um die Vorteile der sich ständig erweiternden und besseren Infrastruktur zu nutzen. Der neuen Anlegestellen und Liegeplätze hatte sich vollkommen verändert. Die Anlage war in ihren Ausmaßen gewachsen, sie wurde moderner und es gelang, sie an die Bedürfnisse der Schifffahrt anzupassen.

Jetzt boomte der Hafen und gehörte zu den größten an der amerikanischen Ostküste. Die alte Hafengegend hatte sich durch die Umbaumaßnahmen im Laufe der Jahre von der Stadt entfernt. Trotz einiger historischer Plätze aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert war das Gebiet in eine Art Isolation und in Vergessenheit geraten. Die Geschäfte waren wichtiger als die Vergangenheit. Der trostlose Hafen bot einen traurigen Anblick. Er lag verwahrlost da, glich praktisch einer Geisterstadt, die etwas Unheimliches und Gespenstisches ausstrahlte. Es stand fest: Wenn hier außer Ratten sonst jemand unterwegs war, der gehörte den Menschen an, die wie das Areal ins Abseits getrieben worden waren. Bei ihnen handelte es sich um Drogensüchtige, Obdachlose, Dealer, Ganoven aller Art und Alkoholiker. Forrest beobachtete, wie die Gerichtsmediziner die zum Abtransport vorbereitete Tote emporhoben und davontrugen. Er sah auf die Stelle, wo sie gelegen hatte. Mit ausgestreckten Armen war sie neben einer Betonplatte von dem Mörder abgelegt worden. Die Männer von der Spurensicherung waren aufgrund des Wetters arbeitslos. Der Regen hatte alle Spuren, falls es überhaupt welche gegeben hatte, im Nu weggewaschen. Bei den nostalgischen Überlegungen zu dem Hafen bekamen die Sinne von Forrest ein Warnzeichen zugestellt. Ihm wurde bewusst, dass er fror und am ganzen Körper zitterte. Er war sich nicht sicher, was seinem Gemüt mehr zusetzte, die Kälte oder die Leiche. Womöglich neigte seine massive Statur aus beiden Gründen zu dem gefühlten und äußerlich sichtbaren Symptom. Er griff in die Innentasche des Mantels und holte eine Zigarre hervor. Das Rau-

chen von Zigaretten hatte er aufgegeben, stattdessen gönnte er sich gelegentlich eine dicke Havanna. Schon nach dem ersten Zug wurde ihm wärmer. Mit dem Zweiten erhielt er ein besseres Gefühl. Durch den Dritten wurde ihm wohler in seiner Haut. Das Empfinden war beileibe nicht perfekt, aber der Zustand des Körpers und der Moral war erheblich gestiegen. Er sah zu Henry. Der blasse Kollege war wesentlich gefasster, dennoch stellte sich der Detective die Frage, was der junge Mann bei der Polizei zu bewirken gedachte. Er hatte mit vielen Anforderungen in diesem Beruf Probleme und war entgegen der geschmeidigen Figur zumindest an einem Tatort schwerfällig. Diese Schwäche barg eine Gefahr, die sie beide bei einem lapidaren Verhör in Schwierigkeiten und im Ernstfall Kopf und Kragen kosten würde. Er bewertete unübersichtliche Situationen oft naiv und sah das Gemeine auf der Welt mit kindlichen Augen. Dementsprechend benutzte er den Verstand. Auf eine gewisse Art war McClure für den Polizeidienst seelisch zu zart besaitet. Henry war mittelgroß, in der Statur schlank und im Gesicht knabenhaft. Er hatte ständig suchende braune Augen, die erst etwas erkannten und sahen, wenn sie durch eine Harry-Potter-Brille ergänzt wurden. Dem Detective war es schleierhaft, wie er es mit diesen körperlichen und moralischen Voraussetzungen geschafft hatte, bei der Polizei aufgenommen zu werden. Er vermutete, dass er Fürsprecher hatte, die entweder die erforderlichen Kompetenzen besaßen oder über maßgebliche Verbindungen verfügten.

Er sah sich darin durch den Umstand bestätigt, dass der Kollege nicht tadellos, sondern stets wahrhaft exzellent an-

gezogen zum Dienst erschien. Er selbst, hätte für die Anzüge, wie Henry sie anzog, mit seinem Gehalt einen Kreditantrag vergeblich beantragt. Keiner Bank wäre bereit, ihm für solche Kleidungsstücke ein Darlehen zu geben. Forrest hatte schroffe, kantige, wie Leder gegerbte Gesichtszüge. Das Haar war mit den vierundfünfzig Jahren, die er auf dem Buckel hatte, zurecht angegraut.

Deswegen sah er deutlich älter aus, hinzu kam der Hut, den er, seit einer Ewigkeit trug. Es gab Beamten auf dem Revier, die der Meinung waren, dass er mit der Kopfbedeckung nicht nur schlief, sondern mit dem Hut, der ein Markenzeichen von ihm war, sich zum Duschen und in die Badewanne begab. Solche Aussagen wurden in der Gegenwart des Detectives unterlassen. Forrest war zwar bei den meisten Kollegen beliebt, aber nicht als ein Spaßvogel und Kommunikationsgenie bekannt. Er hatte innerhalb der Behörde den Status eines kooperativen Einzelgängers, den man klugerweise in Ruhe ließ. Für Henry waren das keine idealen Voraussetzungen in Hinsicht auf eine Zusammenarbeit.

Forrest war seit dreiunddreißig Jahren glücklich verheiratet und Vater von zwei leiblichen Kindern sowie einer Adoptivtochter. Er war ein erfahrener Polizist, inzwischen sechsunddreißig Lenze im Dienst, achtzehn davon im Rang eines Detectives. Drei Mal hatte er eine Beförderung in einen höheren Dienstgrad abgelehnt. Es lag nicht in seiner Absicht, wegen einer gemütlicheren Position zu einem trägen Schreibtischhengst zu verkommen. Sein Arbeitsgebiet war die Straße, egal wie dreckig sie sich gab. Am Anfang seiner Laufbahn wurde er zwischen den Vorstädten von Boston

und den Abteilungen hin- und hergeschoben. Erste Erfahrungen hatte er bei der Sitte und der Drogenfahndung gesammelt, dort ebenso das Leid, den Schmerz und den Tod gesehen. Inzwischen war er für das Morddezernat der Stadt genauso lange tätig, wie er den Dienstgrad innehatte. Das größte Wissen, das Forrest besaß, wurde im Lauf der Zeit die Erkenntnis, dass es absolut gleichgültig war, in welcher Sparte er den Dienst versah. Das Elend und Leid, die Qual und der Tod waren überall präsent. Das gewaltsame Ableben eines Menschen wog bei der Rauschgiftfahndung nicht weniger, wie bei der Sitte. Es war stets gleich schwer, immer identisch und allerorts grausam.

Der Detective, dessen Augen manchmal in eine nicht vorhandene Leere sahen, wandte sich wieder dem Fundort der Leiche zu. Wie wurde das Opfer hierhergelockt? War die Fundstelle zugleich der Tatort? Wenn, was hatte die junge Frau in dieser Gegend zu suchen? Wer war Sie? Eine Geste mit dem Kopf reichte aus, um Henry McClure anzudeuten, ihm zu folgen. An diesem Ort gab es nichts mehr zu erledigen, außer sich zu freuen, ihn zu verlassen. Was jetzt notwendig war, lag auf der Hand. Die Identität der Toten zu ermitteln, besaß Priorität, parallel war es Pflicht, ihr Leben und Umfeld zu durchleuchten. Eines war nicht zu leugnen: Einen Montagmorgen im Herbst bei herrlichem Wetter am Mystic River zu verbringen, hätte seine Reize besessen, aber es herrschte ein Dreckswetter, welches durch die Tote als saumäßig empfunden wurde. Forrest sträubte sich dagegen, aber die Wahrheit log nicht. Er war im alten Hafen auf eine tote Frau gestoßen, da ein geheimnisvoller Anrufer den

Fundort preisgegeben hatte. Der Detective wies Henry an, ins Department zu fahren, stieg betrübt in seinen Wagen, öffnete das Fahrerfenster einen Spalt und zog an der Zigarre.

Bevor er den Motor anmachte und sich auf den Weg ins Büro begab, versuchte er vergeblich, für einige Minuten abzuschalten. Das ließ seine Herkunft nicht zu. Die dunkle Hautfarbe, war ein Grund, für eine alles andere als unbeschwerte Kindheit und Jugend. Ebenso der Stadtteil, in dem er aufgewachsen war und der damals dem Areal ähnlichsah, auf dem er im Moment stand. Vor all dem Bösen, dem Leid und dem Tod versuchten er und seine Frau, Betty, die leiblichen Töchter und ihre Adoptivtochter zu beschützen. Er und sie befürchteten, dass dieses Unterfangen vom Alltag und Lebensschicksal eines Tages torpediert werden würde. Sie gaben ihr Bestes, ein Unglück oder eine Tragödie zu verhindern, war unmöglich. Der Schmerz und der Tod waren stets präsent, egal wo, immer in schrecklicher Form. Ebenso der Rassenhass und die Intoleranz gegenüber Dritten. Anders aussehende sowie hinterfragende Menschen waren nicht beliebt, außer man war in manchen Fällen weißer Hautfarbe. Forrest brütete bei der Fahrt zum Revier über das Opfer. In welchem Alter war sie? Woher kam sie?

Vermisste sie jemand? Er schätzte sie auf dreißig Jahre, eher Mitte zwanzig, und schon tot! Für ihn gab es keinen Zweifel, obwohl er es sich anders wünschte, die junge Frau war definitiv das Opfer einer Gewalttat. Der anonyme Hinweis in der Zentrale war der Beweis dafür. Mit was für einer Art von Kapitalverbrechen er konfrontiert wurde, vermochte er nicht einzuordnen, dazu war es zu früh. Er fragte

sich, mit welcher Art von Verbrechen er konfrontiert wurde: War es Vorsatz, eine Fahrlässigkeit oder eine Affekttat? Der Anrufer, welchen Bezug hatte er zu der Toten? War er am Ende sogar der Schuldige für das Ableben der jungen Frau?

Tausend Fragen, keine Antworten. Dieser Umstand sowie das Bauchgefühl und die langjährige Berufserfahrung verhießen nichts, was ihm in irgendeiner Form beneidenswert erschienen wäre. Im Gegenteil, er befürchtete, dass die Tote der Auftakt von einem Horrorszenario war.

Er sollte sich nicht täuschen!

3. Kapitel

Montag, 02. Oktober

Er nannte sich Sad! Vor langer Zeit hatte er seine Tochter in den Arm genommen. Sie war damals drei Jahre jung, und er hatte ihr hoch und heilig versprochen, stets auf sie aufzupassen. Als ob es das kleine Mädchen, von Natur aus ein herumwirbelnder, pflegeleichter und ein rund um die Uhr lächelnder Sonnenschein, gespürt hätte, dass er sein Versprechen nicht einhalten würde, fing es, ohne einen ersichtlichen Grund, zu weinen an. Das traurige Gesicht des Kindes, die auf den Wangen hinab rollenden Tränen, der unerklärliche Schmerz in den blauen Augen und die verschwundene Frohnatur brannten sich in das Herz des Vaters. Dort blieben sie bis in die Gegenwart haften. Es gab Tage, an denen er wegen des Ereignisses wie ein Häufchen Elend dasaß, vor sich hin sinnierte und nicht ansprechbar war. Dieser Vorfall hatte ihn deutlich heftiger erschüttert als der Verlust der Existenz. Für Sad hatte sich das Leben zu einem Trümmerhaufen entwickelt. Er war ein stiller Zeitgenosse, ein Einzelgänger, er lachte nie und besaß scheinbar keinen Humor. Er zog im Land umher. Rastlos, ziellos, war er und das in sich gekehrte Wesen ließ einen Einblick auf dessen Charakter nicht zu. Die traurigen grauen Augen offenbarten den betrübten psychischen Zustand, unter dem er litt. Deswegen nannte er sich Sad!

Die Nacht von Sonntag auf Montag erschien ihm wie eine Ewigkeit. Sad hatte vergeblich gehofft und gewartet, nichts war geschehen, das ihn von der aufgezwungenen Tatenlosigkeit erlöst hätte. Er fragte sich, ob seine Rückkehr nicht umsonst angetreten worden war. Die ihn belastenden, ausschweifenden und wild in der Ferne umherirrenden Gedanken wurden durch seltsame Abläufe an den selbst gewählten Aufenthaltsort zurückgeholt. Am Seiteneingang des dreistöckigen Gebäudes hatte ein Lichtschein sein Interesse geweckt. Was dann geschah, raubte ihm den Atem. Bekam er endlich die Chance, auf die er vier Wochen lang gewartet hatte? War das die Möglichkeit, um agieren und aktiv zu werden? Hatte sich die Geduld gelohnt? Er lag regungslos in einem Erdloch und verfolgte angespannt das Geschehen. Erst begriff er nicht, was vor seinen Augen ablief. Als er es erkannt hatte, stieg eine ekelerregende Übelkeit in ihm auf. Zwei Kerle in Regenmänteln mit Kapuzen hatten eine dunkle, undurchsichtige Plastikplane aus dem Gebäude getragen und in den Wald gebracht, in dem er sich ohne deren Wissen aufhielt. Sad sah angewidert, dass in der Folie ein toter Mensch eingewickelt war. Er kannte die Männer nicht, zu lange war er auf der Flucht vor der Vergangenheit. Solche obskuren Kerle nicht zu kennen, ähnelte in manchen Momenten einer glücklichen Fügung. Die dunklen Elemente der menschlichen Gesellschaft waren alle gleich. Problemlos ließen sich diese schwarzen Seelen in heruntergekommenen Vierteln an jeder Straßenecke finden. Sie waren für lächerliche Bezahlung bereit, einiges zu erledigen, selbst vor einem Mord schreckten sie nicht zurück. In

Augenblicken, in denen jemand von Hass oder Rachsucht zerfressen wurde, kam es einem zugute, diese Personen nicht zu kennen. Es war kalt, windig und der Regen prasselte dermaßen heftig, als ob der Himmel alle Schleusen geöffnet hatte. Wegen des Wetters versteckten sie die Plane unter Ästen und verkrochen sich schnell wieder ins Trockene. Er wartete eine halbe Stunde, um sicherzugehen, dass die zwei obskuren Gestalten nicht doch auf die Idee kamen, die Leiche zu verscharren. Nachdem er sicher war, dass es bei diesem Unwetter nicht geschehen würde, verließ er das Versteck. Mit einem flauen Gefühl in der Magengegend begab er sich zu der Plane. Er zerrte sie unter den Ästen hervor und rollte sie aus. Unbewusst wich er vor der Toten zurück. Bei dem Leichnam handelte es sich um eine Frau. Sie war jung, um die fünfundzwanzig, auf keinen Fall bedeutend älter. Sie hatte eine schlanke Figur und eine dermaßen helle Haut, wie er sie nie zuvor bei einem Menschen gesehen hatte. Die geübten Augen von Sad fanden Einstichstellen in der Armbeuge und eine kreuzartige Narbe auf dem Oberkörper. Die Nähte hätten bei Unwissenden die Vermutung aufkommen lassen, dass die Tote unmittelbar nach ihrem Ableben obduziert wurde. Sad hingegen befürchtete, dass dem Opfer die Organe entnommen worden waren. Er erschauderte. Der Tod hatte die Wärme des Lebens nicht vollständig vertrieben. Für die Leblose empfand er Mitleid und es fiel ihm schwer, sie wieder in die Plane einzuwickeln. Kaum geschehen, hob er sie auf die Schulter und trug sie auf die andere Seite des Waldes. Dort kam er an eine Mauer und zog eine Eisentür auf, die er für gewöhnlich nicht mehr zu benutzen

pflegte. Er vergewisserte sich trotz des Wetters und der Uhrzeit, dass niemand zugegen war. Er schleppte die Fracht über eine schmale Straße zu seinem im Dickicht geparkten Wagen. Er legte die Unbekannte vorsichtig in den Kofferraum des an manchen Stellen zerbeulten Autos und fuhr mit der Toten zu dem unweit gelegenen Fluss. Um diese Zeit und an diesem Ort, er war in den alten Hafen gefahren, brauchte er keine Befürchtungen hegen, von jemandem gesehen zu werden. Er nahm die Leiche wie eine Braut in die Arme. Wie ein frisch angetrauter Ehemann, der die Gattin über die Schwelle trägt, begab er sich zum Ufer. Schließlich legte er sie nackt, wie sie ohne die Folie war, neben einer beschädigten Betonplatte ab. Sad vergewisserte sich, dass der Leichnam von der Strömung nicht mitgerissen wurde, bückte sich und sprach ein leises Gebet. Entschuldigend verabschiedete er sich danach im Stillen von ihr. Das Mitleid für sie und dem, was er ihrem leblosen Körper zugemutet hatte, war ehrlich. Er verdrängte das aufkommende schlechte Gewissen, schritt zurück zu dem alten Ford-Mustang und fuhr ohne Eile in Richtung Stadt davon. Neben einer offenen Telefonzelle, deren Apparat wundersamerweise funktionierte, blieb er stehen. In aller Ruhe rauchte er eine Zigarette und begab sich anschließend zu dem Telefon. Bedächtig wählte er die Nummer des Polizeinotrufs. Er beschrieb den Ort, an dem er die Frauenleiche abgelegt hatte, und ohne einen Namen genannt zu haben, legte er den Hörer wieder auf. Nachdem getätigten Telefonat fuhr er zum Fluss zurück. Aus einer sicheren Entfernung im Schutz einer der verkommenen Lagerhallen beobachtete er das Treiben der Polizei mit ei-

nem Fernglas. Die frühe Morgenstunde, das Wetter und das dadurch düstere Tageslicht erschwerten ihm die Sicht erheblich. Da er kaum etwas erkennen konnte, gab er das Vorhaben auf und begab sich zurück in das Erdloch, um die wichtigste Mission fortzusetzen, die ihm das Leben beschert hatte. In der Folge ließ ihn die hingerichtete Frau nicht allein. Sie peinigte seine Gedanken und es gelang ihm nicht, sie aus dem Kopf zu verdrängen. Sad gab sich keinen Illusionen hin, was der aufgekommenen Schwermut einen zusätzlichen Schub verlieh. Es war ihm bewusst, dass er weder damals noch heute in der Lage gewesen wäre, die verübte Exekution zu verhindern. Nur unter Einsatz seines Lebens hätte er die Frau womöglich retten können. Die Bereitschaft dazu war vorhanden, doch er war zu spät gekommen. Deswegen plagten ihn Schuldgefühle.

Der zerbrechliche Frauenkörper malträtierte ihn. Er lag sonderbarerweise nach wie vor auf seiner Schulter und schien ihn mit aller Macht mit dem Gewicht eines schlechten Gewissens erdrücken zu wollen. Er sah das junge Gesicht vor sich und die Miene besagte, dass er an ihrem Tod eine große Mitschuld trug. Der dünne und nackte Körper ließ ihn unaufhörlich innerlich vor Kälte frieren und äußerlich unkontrolliert zittern. Dass er das Hafengelände verlassen und die Beobachtung des vor Ort herrschenden Treibens eingestellt hatte, war dem Wetter geschuldet. Außerdem lag es daran, dass er wenig durch das Fernglas gesehen hatte. Mit etwas mehr Geduld und den später besseren Sichtverhältnissen hätte Sad das Team um Forrest Waterspoon vielleicht erkannt. Die Wahrscheinlichkeit, dass dadurch einige Tragö-

dien nie passiert wären, wuchs aus dieser Sicht ins Unermessliche. Es war Pech, seinerseits zugleich der erste nicht wiedergutzumachende Fehler!

Ω

Eine der Erfahrungen, die Forrest Waterspoon während der Jahre der absolvierten Dienstzeit gewonnen hatte, war, wenn möglich, die Pathologie am frühen Morgen zu meiden. Der Tagesbeginn hatte wie am Vortag, kein Erbarmen mit ihm. Neil Sesse bückte sich über den Obduktionstisch, stütze sich mit beiden Händen an diesem ab und begutachtete die Tote vom Mystic River. »Fällt dir etwas auf?«, fragte er den Detective, der unmittelbar hinter ihm stand.

Der Ermittler trat neben den Pathologen. Es war seltsam. Der Anblick der Leiche hatte sich zum Morgen von gestern sonderbar und unangenehm verändert. Hatte die namenlose Tote am Vortag Mitleid, Hilflosigkeit und eine Zerbrechlichkeit ausgelöst und ausgestrahlt, so war davon nichts mehr übrig. Die Frauenleiche stieß einen ab. Nicht in der Art, wie es normal Verstorbene häufig bei Trauernden zu verursachen pflegten. Dabei handelte es sich stets um pure Angst vor dem Unbekannten. Durch den Anblick eines leblosen Körpers wurde der Tod sichtbar. Hier und jetzt verhielt es sich anders und das vehement. Das weibliche Opfer rief Ekel in einem hervor. Ihr Aussehen war in höchstem Maß unangenehm. Die am Flussufer anwesende Schönheit und Jugend von ihr, waren in etwas mumienhaftes übergegangen.

Forrest räusperte sich, um die in ihm vorhandene Abscheu zu lindern. »Sie kommt mir wesentlich dünner als gestern

vor«, beantwortete er nach einem Zögern die Frage. Was ein ironischer oder ein sarkastisch veranlagter Mensch als einen makabren Gag empfunden hätte, war absolut kein Witz.

Neil Sesse nickte bejahend und sah den Beamten des Morddezernats aus den Augenwinkeln an. »Das ist nicht ganz richtig, allerdings nicht vollkommen falsch. Was du vor dir siehst, ist eine leere Hülle.« Dem Detective fiel es nicht leicht, dem Facharzt zu folgen, was dieser erkannte und erklärte: »Der Frau wurden sämtliche und damit meine ich wirklich alle Organe entnommen. Alle, ohne Ausnahme: Lunge, Leber, Nieren, Milz, Herz, Eierstöcke, Gebärmutter, es ist nichts mehr da. Ich habe schon viel gesehen, so etwas bisher nicht.«

Der Pathologe richtete den Blick wieder vollends auf die Tote. »Wie lautet die genaue Todesursache?«, kam dem Ermittler die Frage obskur vor.

»Ist unmöglich, zu bestimmen«, erhielt Forrest eine ratlose Antwort. »Fakt ist, dass der Tod Sonntag gegen Mitternacht eingetreten ist. Wie, kann ich nicht sagen«, ließ Neil den Blick auf der Toten ruhen.

»Was noch?« Der Detective sah, dass der Pathologe ihm mehr zu erzählen hatte. Er atmete erleichtert durch, als dieser sich endlich von der Leiche löste und sich quer durch den unpersönlichen, kalten Raum zum Waschbecken begab. Umgehend folgte er ihm.

Neil Sesse streifte sich die äußerst lästigen, aber enorm wichtigen Gummihandschuhe ab. Er wusch sich gründlich die Hände, desinfizierte sie und drehte sich dem Ermittler zu. »Ich habe gestern Morgen eine Blutprobe in das Labor

geschickt und, kurz bevor du gekommen bist, die Analyse per Fax bekommen«, nahm er Schritt auf und trottete zu einer Arbeitsfläche, auf der das Schriftstück lag. Er studierte es in der Art, als ob er es nie zuvor gelesen hätte, und schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht«, sah er zu Forrest auf und erntete von diesem einen fragenden Blick. »Blut besteht, wie du ganz sicher weißt, aus Zellen und Blutplasma und das Blutplasma beinhaltet etwa neunzig Prozent Wasser«, klärte er den Detective auf.

»Sehr interessant«, knurrte der dunkelhäutige Mann.

»Bei unserer jungen Dame hat das Blutplasma einen Wasseranteil von siebzig Prozent«, erklärte Neil und sah zum Obduktionstisch.

»Was soll mir das sagen?« Der Detective kam sich wie ein Medizinstudent im ersten Semester vor. Er besaß null Wissen über die Zusammensetzung des Blutes und es war eine Schlussfolgerung, dass der Pathologe genau davon ausgegangen war. Deshalb hatte er das Gefühl, dass der Kollege ihn zu verarschen versuchte.

»Ehrlich, ich habe absolut keine Ahnung«, schüttelte der Facharzt unwissend den Kopf.

»Oh Gott«, entfuhr es Forrest säuerlich und begab sich auf den Weg, um die Pathologie zu verlassen.

»Im Labor machen sie weitere Testreihen, mal sehen, ob uns das weiterhilft«, rief im Neil Sesse schmunzelnd hinterher.

Der Detective erklomm die Treppen zum Büro in der zweiten Etage. Kaum, dass er hinter dem Schreibtisch etwas außer Atem Platz genommen hatte, öffnete sich die Tür und

Henry trat mit erhobenem Kopf in den Raum. Er kam näher an den ungeliebten Arbeitsplatz seines Lehrmeisters, und überreichte ihm, ein großes und ein kleines Blatt Papier. Auf dem schwarzweißen Computerausdruck war eindeutig die Tote vom Mystic River zu erkennen. Das Bild war unscharf, das Opfer deutlich jünger, aber es zeigte die Frau, die in der Pathologie lag. Forrest sah sich den dazu erhaltenen Notizzettel an, der ihm die Adresse der Verstorbenen offenbarte. »Hervorragende Arbeit, Henry«, lobte er die Leistung des Kollegen. Nach dem Lob erhielt der knabenhaft aussehende Mann die wichtigste Anweisung, die ein Frischling von einem höher gestellten Beamten zugeteilt bekam und die auf der Stelle durchzuführen war: Er wurde im militärischen Ton gebeten, einen Kaffee zu holen, da die Kaffeemaschine im Büro den Dienst versagt hatte. In den wenigen Minuten, die der Detective allein war, überdachte er die Worte von Neil Sesse in der Pathologie. Die Identität des Opfers hatte sein Partner herausgefunden, ebenso wo die Frau gewohnt hatte. Blieb zu klären, wie und an welchem Ort sie gestorben war. Handelte es sich um Mord? Der Ermittler zeigte sich aufgrund der vorhandenen Indizien davon überzeugt. Der Zustand der Leiche bekräftigte, dass ein Verbrechen begangen wurde. Deutete die Tote auf ein Delikt, der in irgendeiner Art mit Organhandel in Verbindung stand? Es kam öfter vor, dass Forrest seinen Job wegen diversen Details zu hassen anfing, nicht anders verhielt es sich in diesem Fall.

Ω

Für viele Bewohner und Touristen war Boston eine Traumstadt. Das sahen die ärmeren Bürger differenzierter, insbesondere die Obdachlosen. Wie überall, unabhängig der Stadt und Nation, hatten die von der Gesellschaft Ausgestoßenen Plätze, die sie wie die Pest mieden. Ebenso bevorzugte Orte, an denen sie sich trafen. Der größte Teil, der auf der Straße lebenden Männer und Frauen war friedlich. Die meisten von ihnen, es betraf auch das weibliche Geschlecht, waren abhängig von Drogen oder Alkohol. Einige Personen in diesem Kreis, benötigten beides für die Befriedigung ihrer Sucht. Sie alle sahen es als harmlos an, von den Leuten auf der Straße gemieden zu werden. Mehr Gewicht auf ihren Seelen hatte etwas anderes: Jene, die eine Familie hatten, warfen ihren Angehörigen Abartigkeit vor, da sie von den Blutsverwandten verleugnet wurden. Die Geschwister ließen sie vor der Tür stehen und die Eltern jagten sie mit Schimpf und Schande vom Grundstück. Man schämte sich ihrer Existenz! Wie sie in Schieflage gekommen waren, das wollte niemand erfahren. Warum sie alles verloren hatten, war der eigenen Frau, den Kindern, dem Bruder oder der Schwester, und falls es sie gab, selbst den Eltern, egal. Es war in den frühen Morgenstunden, als ein Obdachloser mitten in der City, durch einen Streit mit einem Mitbürger unangenehm auffiel. Der wohnungslose Mann hatte vor, sich ein paar Münzen zu erbetteln. Dabei geriet er ausgerechnet an einen Börsenmakler, der nichts zu verschenken hatte und es dem Bettler mit einer eindeutig herabwertenden Geste zu verstehen gab. Der auf der Straße Lebende hatte daraufhin den Snob als einen schwulen Pavian beschimpft

und wurde mangels Papiere und wegen Beleidigung festgenommen. Dem Kerl ohne ein Dach über dem Kopf war es gleichgültig. Eine warme Mahlzeit hatte er mit der Aktion sicher. Einige Straßenzüge weiter, fing er an, sich zu wundern. Die Fahrt führte nicht, wie er angenommen hatte, in das Polizeipräsidium, sondern stadtauswärts. Ihm wurde unbehaglich und auf die Fragen an die Polizisten erhielt er keine Antworten. Die Handschellen um seine Gelenke unterbanden jeden Versuch von Widerstand. Nach einer Tour von einer halben Stunde, die auf einem von einer Mauer umgebenen Areal ein Ende fand, stellte er konstatiert fest, dass er in eine Nervenklinik gebracht worden war. Widerwillig ließ er sich aus dem Streifenwagen und in das dreistöckige Gebäude zerren. Spätestens jetzt erstaunte es ihn nicht mehr, dass einer der Cops ihm vor der Fahrt Fußfesseln verpasst hatte.

Ω

Sad lag nicht in dem Versteck, das aus einem Erdloch bestand. Er saß auf einem dicken Ast in der Krone einer Fichte und beobachtete die Szene. Er wunderte sich nicht über die Einlieferung eines, wie es aus der Ferne schien, verwirrten Mannes. Was ihn nachdenklich werden ließ, war die Tatsache, dass die Polizisten, die zwei Kerle waren, die in der vergangenen Nacht das tote Mädchen in der Plane unter einigen Ästen versteckt hatten. Er kannte die Nervenheilanstalt, er wusste, was sich vor Jahren in dem Gebäude abgespielt hatte. Als die Tür der Klinik hinter dem scheinbar aggressiven Patienten ins Schloss gefallen war, erinnerte er sich zurück.

Sad kam in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre zum Professor, dem er viel zu verdanken hatte. In einem Haus, in dem Kinder ohne Familie lebten, wurden sie zu Freunden. Was sie verbunden hatte, war die schmerzhafte Erfahrung, Mutter und Vater verloren zu haben. Sad war sieben, als er seiner Eltern beraubt wurde. Ein Zugunglück hatte dafür gesorgt, dass ihr Leben auf brutale Art ausgelöscht worden war. Da er keine Verwandten besaß, blieb den Behörden gar nichts anderes übrig, als ihn in ein Waisenhaus zu stecken. In diesem lernte er den reiferen Jungen kennen, den Professor. Er war acht Lenze älter und verließ das Heim mit achtzehn. Nachdem Sad die Gunst von ihm gewonnen hatte, verbrachten sie fast drei Jahre zusammen in dem Haus, dass Jugendstrafanstalt, Erziehungsheim und Internat zugleich waren. Das Leben in dem Gebäude gestaltete sich nicht einfach. Die Freundschaft trotzte den schwierigen Umständen und die Verbindung war nie abgebrochen, auch nicht als der Professor das Waisenhaus verlassen hatte. Er hielt Wort und hatte Sad regelmäßig besucht. Spätestens nach zwei Monaten ohne Kontakt tauchte er unangemeldet auf und brachte ihm ein Geschenk mit. Als Sad in das Waisenheim eingeliefert worden war, nahm er von dem älteren Knaben wenig Notiz. Bald gab ihm der angehende Mann Rätsel auf und Sad fragte sich, warum er immer abseits und allein saß. Zudem hing er jede Sekunde über irgendwelchen Büchern. Wie er erfuhr, war der Professor, so wurde er wegen des Lerneifers schon damals gerufen, seit fünf Jahren in dem Heim. Er war vollkommen anders als alle sonst anwesenden Waisenkinder. Er spielte nie mit ihnen, er nahm nicht

an deren Gesprächen teil, er ignorierte sie immer und überall. Er unterließ jede Teilnahme an einem Unsinn und selbst der Sport schaffte es nicht, ihn von der trockenen Literatur wegzulocken. Er war in allen Punkten auf eigenes Bestreben völlig isoliert. Das Verhalten entsprach auf keinen Fall dem Alter des Professors. Während sich die Heiminsassen über ihn laufend lustig machten, war Sad von ihm angetan. Er fand es imponierend, wie er die Häme ignorierte und sich nicht beeinflussen ließ. Er blieb den dicken Büchern treu, schrieb unentwegt irgendwelche Notizen und lernte und lernte. Das Radio war für ihn fast schon so etwas wie eine Lärmbelästigung und der Fernseher ein Gerät, das wesentlich zur Volksverdummung beitrug. Der Lerneifer grenzte an einen Wahn, er sprach nicht mit jedem und wenn, nur das Nötigste. Selbst die Obrigkeit des Hauses war davon nicht ausgeschlossen. Wie Sad bald erkannte, saß er über allen möglichen Büchern aus dem Metier der Medizin. Er fing an, sich intensiver für dieses Thema zu interessieren. So kamen sie sich näher und wurden Freunde. Sad wurde ebenso fleißig, aber das Lernen, fiel ihm mit zunehmendem Niveau schwerer. Eines Tages, es war, kurz bevor der Professor das Waisenhaus verlassen und zu studieren begonnen hatte, erfuhr er alles über dessen Motive. Es war der frühe Krebstod der Großeltern und Eltern. Er hatte den Vater und Großvater an einer damals fast völlig unbekannten Krebsform verloren, dem Bauchspeicheldrüsenkrebs. Die Mutter und Oma wurden vom Brustkrebs getötet. Sad hatte großes Mitleid mit ihm. Ab dieser Zeit und mit dem erhaltenen Wissen war es möglich, den Professor und dessen Verhalten zu verste-

hen. Ab diesem Zeitpunkt sah er das Handeln und Denken des Freundes aus einer vollkommen anderen Perspektive. Den Tod der Großeltern hatte der Professor nicht hautnah miterlebt, dafür den des Vaters und der Mutter. Wie er erzählt hatte, war es ein langsames und ein qualvolles Sterben. Das einschneidende Erlebnis hatte ihn geprägt und angetrieben. Er hatte ein Ziel: Entgegen den Widerständen sah er sich gezwungen, den aussichtslosen Kampf gegen den Krebs aufnehmen. Deswegen hatte er derartig verbissen gelernt. Zunächst hatte er vor, die verschiedenen Krebsarten zu besiegen, danach alle anderen Krankheiten. Es war das erste und letzte Mal, dass der Professor ausführlich über sich und das eigene Leben gesprochen hatte. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er eine Schwester, zu der er keinen Kontakt mehr hatte. Sie, die jüngere, war nach dem Tod der Eltern von einer kinderlosen Familie adoptiert worden.

Sad selbst war unentschlossen, was er für einen Beruf auszuüben gedachte. Vom Freund mitgerissen und angespornt entschied er sich für ein Medizinstudium. Die Freundschaft war so gewachsen, dass es sich der Gelehrte nicht nehmen ließ, dass Studium in Form eines Darlehens zu finanzieren. Im Gegensatz zu Sad konnte er es sich leisten, da ihm von den Eltern eine nicht unerhebliche Erbschaft hinterlassen worden war. Sad nahm das Angebot unter der Bedingung an und versprach den Kredit zurückzuzahlen. Der Professor absolvierte die Abschlussprüfung mit Bravour in dem Jahr, in dem Sad das erste Semester angefangen hatte. In der folgenden Zeit erwies sich der Freund als ein zuverlässiger und treuer Mensch. Gleichzeitig hatte dieser die eigene Zukunft

und Visionen fest geplant. Ihm war irgendwann klar geworden, dass er den bis dahin aussichtslosen Kampf gegen den Krebs nur mithilfe der Gentechnologie gewinnen würde. Er war bereit, den Weg in diese Branche einzuschlagen. Sad hingegen fiel es deutlich schwerer, sich die Zahlen und Formeln sowie die Fachausdrücke zu merken. Wenn sie sich endlich im Kopf festgesetzt hatten, versagte er bei den Klausuren. Die enorme Prüfungsangst ließ sich nicht bezwingen, durch und mit nichts. Der Professor versuchte, zu helfen, wo es möglich war, paukte mit ihm, gab Nachhilfeunterricht, es war vergeblich. Bei den Prüfungen scheiterte Sad ständig. Trotzdem erhielt er nach dem Studium ohne Abschluss eine Stellung in der Nervenheilanstalt. Er war zunächst als Pfleger tätig. Mit den Jahren wurde er ein besserer Handlanger in den Operationssälen und Laboren.

Dann kam der Tag, an dem Sad gezwungen worden war zu erkennen, dass sein Freund nicht mehr derselbe war. Er hatte sich gravierend verändert. Aus dem Ziel, den Krebs zu besiegen, wurde ein Wahn, dem er alles untergeordnet hatte. Er war der Vision verfallen. Das setzte sich so weit fort, dass er ohne irgendwelche Bedenken dazu bereit war, den hypokratischen Eid zu brechen. Sad erkannte es, zu spät. Inzwischen hatte er die Verbindlichkeiten beim Professor abgestottert, die Tätigkeit für diesen hatte ihm dabei geholfen. Stolz konnte er darauf nicht sein.

Die späte Einsicht hatte damals furchtbare Konsequenzen. Das Grauen schien zu seinem Entsetzen in der Gegenwart nach wie vor zu existieren. Einige Indizien waren in der Lage, diese Befürchtung zu bestätigen. Es war an der Zeit,

dem Professor die Rechnung zu präsentieren. Ihm wurde mehr denn je bewusst, was er sich vorgenommen hatte. Es war kein Himmelfahrtskommando, stattdessen beschritt er den geraden Weg in die Hölle! Gegen neun Uhr verließ Sad das Areal. Er fuhr in die Stadt, parkte in einem Parkhaus und begab sich über die Ein und Ausfahrt aus dem Gebäude. Die Sorge, beobachtet und verfolgt zu werden, war unbegründet. Noch wusste niemand, dass er zurück war. Die an den Tag gelegte Vorsicht bezog sich auf die Lebenserfahrung, die er sich in den Jahren der Flucht angeeignet hatte. Sein Bestreben, nicht aufzufallen, gelang, obwohl das in der Kluft eines Obdachlosen unmöglich war. Die bewusst gewählte, schäbige Kleidung rückte ihn in das Blickfeld, das es ihm gestattete, sich frei zu bewegen. Durch sein Äußeres wurde er gemieden und erhielt somit die Freiheit, die er für das weitere Vorgehen benötigte. Die dreckige Tarnung hätte nicht vermuten lassen, dass er ein Fahrzeug besaß, über Erspartes verfügte und einen Weg der Gerechtigkeit verfolgte. Gemütlich war er in die Stadtmitte geschlendert, hatte ein Sandwich gegessen, auf einer Bank die Tageszeitung gelesen und im Anschluss daran eine Telefonzelle aufgesucht.

Der Anruf galt George Fermont.

Ω

Maria Koslowski öffnete die Tür. Sie war klein, rundlich und hatte ein buntes Kopftuch um das dünne, graue Haar gewickelt. Auf ungewollte Art verkörperte die Frau das perfekte Bild von einer Bäuerin auf irgendeiner Kolchose, in der ehemaligen Sowjetunion. Es war der älteren Dame anzusehen, dass sie erheblich ein-

geschüchtert war. Die zwei Männer vor der Tür rangen ihr einen großen Respekt ab. Forrest wies sich aus und stellte Maria Koslowski, Henry, vor. Der Detective kannte die Gesichter solcher Leute. Sie waren irgendwann aus dem Ostblock, voller Hoffnung in die Vereinigten Staaten von Amerika gekommen. Vor allem in den ersten Jahren nach dem Ende des Kalten Krieges waren die Einwanderungszahlen hoch. Die Menschen kamen, aber die gelebte Vergangenheit in einem anderen Land hatten sie nicht hinter sich gelassen.

Die Angst dem Staat und dessen Vertretern gegenüber, der Respekt und die Furcht vor den Beamten und der Uniform, sie war geblieben. Sie ließ sich durch die neu gewonnene Freiheit nicht vertreiben. Forrest bat sie mit seiner tiefen Stimme um ein Gespräch. Er sah der Frau an, dass zu der Hochachtung vor dem Ausweis unausgesprochene Sorgen hinzukamen. Maria Koslowski schritt den Besuchern voraus und führte sie in eine kleine Küche. Der Raum besaß ein Fenster zum Hinterhof und wurde von einer halb abgebrannten, flackernden Kerze, erhellt. Das Küchenmobiliar war fast schon schäbig und bei den wenigen Küchengeräten waren erhebliche Zweifel wegen deren Funktionstauglichkeit angebracht. Über dem Esstisch hing eine Glühbirne an einem Kabel herab, brannte allerdings nicht. Entweder war die Birne defekt oder Maria Koslowski wurde von den scheinbar finanziellen Engpässen dazu gezwungen, Strom zu sparen. Der Detective hatte sich beim Durchqueren des Flurs umgesehen, in die Räume, zu denen die Tür offenstand, einen Blick geworfen, und ihm war die ärmliche Ausstattung der Wohnung nicht entgangen.

Es war bitter anzusehen, die Frau lebte unterhalb der Armutsgrenze. So sah die Freiheit im goldenen Westen aus. Maria Koslowski war bieder angezogen. Nicht schlampig, eher altmodisch, eben so, wie es der Geldbeutel zuließ und wie es die Gewohnheit war. Sie lud die Männer mit einer Geste ein, sich zu setzen. Sie nahm selbst Platz, wobei sie die faltigen Hände in den mit einer Schürze bedeckten Schoß legte und ineinander verschränkte. Forrest hatte Mitleid mit der alten Dame, ihr waren die Furcht und der Schmerz vor dem, was kommen würde, anzusehen. Sie schien durch die von der Natur mitgegebenen Muttergefühle in der Lage zu sein, zu fühlen, dass der Tochter etwas Schreckliches zugestoßen war.

Dem Detective war es als einem männlichen Wesen nicht angeboren, die Trauer der Frau nachempfinden zu können. Wer war dazu fähig, die Qualen einer fremden Person nachzuvollziehen? Anteilnahme und Schmerz wurden bei solchen Angelegenheiten leicht verwechselt. Der Mensch war ein individuelles Geschöpf, jeder verarbeitete einen Verlust anders, jedermann trauerte auf seine Art. Maria, litt still, und leise, sie wehklagte innerlich und fraß den Kummer in sich hinein. Alle Menschenseelen nahmen durch diese Art der Trauer einen unsichtbaren und irreparablen Schaden. »Es tut mir leid, Frau Koslowski«, brachte Forrest den Familiennamen schwer über die Lippen, nachdem er von Annas traurigem Schicksal berichtet hatte. Die Witwe hatte den Mann in Polen wegen einer Lungenentzündung verloren. Sie sah den Detective betrübt an und schien sich durch dessen ehrliches Mitgefühl etwas sicherer zu fühlen.

»Ich vermisse Anna seit über einem Jahr«, sagte die Frau in gebrochenem Englisch. »Schlimm ist, dass sie erst jetzt gestorben ist. Was ist passiert in all der Zeit, wo war sie, was hat sie getan, wie ging es ihr? Wieso ist sie von mir gegangen damals und jetzt schon wieder?«, hatte sie so viele Fragen an das Leben oder das Schicksal, für die der Ermittler Verständnis hatte, die er aber nicht sofort korrekt registrierte.

Der Detective überdachte die Worte und sah Henry an, von dem er einen ahnungslosen Blick erhielt. »Moment mal«, wandte er sich wieder an die Frau aus Polen, die ungefähr sechzig Winter in ihrem Leben miterlebt hatte. »Wie darf ich die Aussage verstehen, dass Sie Ihre Tochter vor einem Jahr verloren haben?« Forrest ließ der Witwe für die Antwort Zeit, lächelte sie verständnisvoll an, obwohl Geduld nicht unbedingt eine Charaktereigenschaft war, die zu seinen Stärken zählte.

Maria Koslowski schluchzte, wischte sich dem Taschentuch, das sie in den Händen hielt, die Tränen aus den Augen und erinnerte sich. »Sie war weg, über Nacht blieb Anna fort«, war es ihr nicht möglich, dass Geschehene zu begreifen. »Ich habe gewartet, sie kam nicht. Ich habe gewartet, bis heute, bis sie kamen. Ich verstehe es nicht«, unterdrückte die Mutter der Toten mühsam die Tränen. »Sie müssen wissen, dass ich Anna spät geboren habe, mit fünfunddreißig erst, und Anna war ein Einzelkind.«

»Gab es zwischen Ihnen und Anna vielleicht einen Streit?«. Mitfühlend sah der Detective die alleinstehende Frau an. Menschlich fand er die Frage fast beleidigend.

»Unter uns? Nein, niemals«, erhielt er die Aussage, die er erwartet hatte.

»Warum haben Sie das Verschwinden der Tochter nicht der Polizei gemeldet?«

Forrest erntete einen vorwurfsvollen, strafenden Blick. »Das habe ich«, traf ihn die Antwort wie ein elektrischer Schlag.

»Sie haben Ihre Tochter als vermisst gemeldet?« Der erfahrene Detective weigerte sich, zu glauben, was eben an seine Ohren gedrungen war. Wenn es sich so verhielt, wie es die Mutter des Opfers von sich gegeben hatte, hätte sein junger Kollege die Identität der Toten im Zentralcomputer der Polizeibehörde im Handumdrehen herausgefunden. Der Suchprozess nach Annas Namen, Herkunft und Wohnort hatte sich stattdessen komplizierter gestaltet und hatte Henry gezwungen, seine Suche auszuweiten. Fündig wurde er im Computer der Einwanderungsbehörde, was aufgrund der Umstände keinen Sinn ergab. Die Tochter von Maria war im Rechner des Departments nicht existent, somit wurde ihrem spurlosen Verschwinden nicht nachgegangen. Laut der Mutter lag hier einiges im Widerspruch und es sah vorsichtig ausgedrückt im Moment so aus, als ob der Behörde ein fataler Fehler unterlaufen war. Das Gefühl des Detectives bekam eine Eigendynamik, die er in dieser Form lange nicht empfunden hatte. Alle Alarmglocken in ihm fingen an, hellauf zu läuten. Er wollte der Frau aus Polen eine Frage stellen, aber diese ergriff das Wort eher.

»Anna hat oft geweint, nicht wegen mir oder uns, sondern wegen mehreren Freundinnen. Ja, das tat sie«, bestätigte sich

Maria und putzte sich die Nase. »Sie hat viel geweint. Sie waren plötzlich alle weg. Zuerst Viktoria, anschließend Olga, schließlich verschwand Mathilda, zum Schluss war meine Anna weg«, sagte sie in einem Ton, der dem Detective verriet, wie unzufrieden sie mit der Situation war.

»Wie?«, sah Forrest irritiert zu Henry und wieder zu der leidenden Mutter. »Vor Anna sind schon andere Frauen verschwunden?« Maria nickte in einer Art, die Betroffenheit auslöste. »Wurde das den Behörden gemeldet?«, fragte er völlig perplex und eine kleine Hoffnung wurde in ihm wach, als die Frage bejaht wurde. Die Zuversicht bezog sich auf die Daten der drei Personen, die ebenfalls gesucht wurden. Vielleicht war es möglich, über deren Lebensläufe an den Mörder von Anna heranzukommen. »Wie heißen die verschwundenen Frauen?« Forrest ließ sich die schwer auszusprechenden Familiennamen aufschreiben und überlegte kurz, bevor er fragte: »Kennen Sie die Eltern der anderen vermissten Mädchen?«

»Vom Namen her. Anna hat mir die Adressen und Telefonnummern aufgeschrieben, falls ich sie einmal brauchen sollte, wenn sie nicht da ist«, erklärte die Mutter die Umstände. »Wir haben mal telefoniert und hatten vor, uns zu treffen, alle, dazu ist es nie gekommen. Trotz gleichen Schicksals geht jeder den eigenen Weg«, schien sie die Situation zu bedauern und sah den Detective mit einem Blick an, der ihn um Nachsicht bat.

Forrest umging das Thema. »Wie hat Anna die Freundinnen kennengelernt?«, erkundigte er sich und hoffte auf einen weiteren Anhaltspunkt. Maria Koslowski enttäuschte ihn

diesmal. Sie konnte nicht sagen, wie, wo und wann sich die Mädchen zum ersten Mal getroffen hatten. Der Ermittler bat die trauernde Mutter, sich das Zimmer der Tochter ansehen zu dürfen. Beim Betreten der Wohnung war ihm eine Tür aufgefallen, die nicht offen gestanden hatte. Wie er es vermutet hatte, war es der seit einem Jahr unberührte und unbenutzte Raum der spurlos verschwundenen und nun ermordeten Anna. Mit Respekt vor der Toten und unter der Beobachtung von Maria durchsuchten er und Henry einige Fächer des Mobiliars. Sie sahen in Schränke und Schubläden und fanden nichts Auffälliges. Der Detective wandte sich erneut an die Mutter der Verstorbenen, die er am Flussufer des Mystic River im Jahrgang ordentlich eingeschätzt hatte. Mit erst fünfundzwanzig Jahren hatte Anna das Leben vor sich, stattdessen wurde sie dazu verurteilt, dass Tor zur Ewigkeit zu durchschreiten. War es möglich, in Frieden zu ruhen, nachdem man mit Gewalt seines Daseins beraubt wurde, fragte sich Forrest und drehte sich mit den düsteren Überlegungen der Mutter zu: »Wo hat Ihre Tochter gearbeitet?«

»Sie hatte keinen festen Job. Sie hat ausgeholfen, da mal geputzt, dort mal im Lager gearbeitet.« Sie begaben sich zurück in die Küche. Der Ermittler und Henry waren weit davon entfernt, den ihnen angebotenen Tee abzulehnen. Der Detective sah sich die Namen der Familien an, die ebenfalls ihre Kinder vermissten. »Ich weiß nicht genau, was passiert ist«, sagte Maria Koslowski den Tee vorbereitend und deswegen mit dem Rücken zu Forrest stehend. »Ich weiß nicht, warum es zu keinem Treffen mit den Eltern gekommen ist. Ich glaube, dass ein Ehepaar ums Leben gekommen war.«

Sie drehte sich um, kam näher und deutete auf den Namen Jablonski. »Vielleicht ist das der Grund, dass wir uns nie getroffen haben.«

Waterspoon beschlich erneut ein ungutes Gefühl. Er hatte eine Leiche in der Gegenwart. So, wie er es empfand und zu hören bekommen hatte, gab es wesentlich mehr Tote im Umfeld der ermordeten Anna. Es war nur eine Vermutung, eine unheimliche Vorahnung, die er vergeblich zu verdrängen versuchte. »Wie es passiert ist, wissen Sie nicht?«, fragte er nach den Todesumständen des Elternpaares.

Maria servierte den Tee. Sie hatte ihn in einem Samowar zubereitet und dementsprechend köstlich schmeckte er. Sie schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe davon gehört. Ich glaube, es war beim Einkaufen. Da fiel einmal der Name Jablonski, und dass sie tot wären, mehr weiß ich nicht. Ich habe nicht nachgefragt, die Leute, die sich damals darüber unterhielten, waren mir fremd. Ich wollte nicht aufdringlich oder neugierig erscheinen«, setzte sich Maria, griff nach der Tasse und probierte den herrlich duftenden Tee.

»Verstehe.« Zufrieden sah Forrest, dass Henry den Namen Jablonski unterstrichen hatte. Er drehte das Gesicht der Frau aus Polen zu. »Wie ging es mit den Ermittlungen bezüglich Anna voran?«, fragte er die eingewanderte Polin und erhielt ein Schulterzucken. »Sie wissen es nicht?«, wunderte er sich. Maria senkte für einen Moment den Kopf und der Detective begriff sofort. Sie hatte bei der Polizeibehörde keinen Druck ausgeübt. Sie war nicht regelmäßig auf dem Revier erschienen und hatte sich nicht über den Verlauf der Recherchen in Bezug auf ihre Tochter erkundigt. Maria Koslowski lebte

nicht in den Vereinigten Staaten von Amerika, stattdessen wohnte sie in ihrem Kopf nach wie vor in Polen. Sie war entgegen der erlangten Freiheit geistig im Ostblock gefangen. Die wahre Heimat lag hinter dem Eisernen Vorhang, wo die Behörden, egal welche, einen Gott-Status besaßen und wo man froh war, nichts mit ihnen konfrontiert zu werden. »Wissen Sie vielleicht den Namen des oder der Beamten, die damals Ihre und die anderen Anzeigen aufgenommen haben?« Maria schüttelte verneinend den Kopf. Die Trauer und Schwermut, die in ihren Augen lagen, sprachen das aus, wozu ihre Stimme nicht fähig war. Was werde ich in diesem Land mit der Zukunft und der Einsamkeit anfangen?

Forrest nickte und sah ein, dass es vor Ort nichts Wissenswertes zu erfahren gab. Er wurde mit einem Mord an einer jungen Frau konfrontiert, die ihr Leben längst nicht gelebt hatte. Priorität besaß ab sofort, dieses sadistische Verbrechen, das er so schnell wie möglich aufzuklären versuchen würde. Der Instinkt sagte ihm, dass er auf etwas gestoßen war, das die schlimmsten Befürchtungen übertraf. Obwohl er die vermissten Viktoria, Olga und Mathilda, gar nicht kannte, sah er sie in einer Vorahnung nackt und tot am Ufer des Mystic River liegen. Diese grausame Vorstellung ließ ihn die Familien der wie vom Erdboden verschluckten Frauen aufsuchen. Die bittere Möglichkeit, dass ein Serientäter am Werk wäre, schloss er zunächst aus. Dass er einem Organhändlerring auf der Spur war, wurde hingegen wahrscheinlicher. Er begab sich ohne Henry auf den Weg, setzte ihn am Polizeipräsidium ab und wies ihn an, Recherchen in Bezug auf die verschwundenen Mädchen und die Vermisstenan-

zeigen anzustellen. Eine Frage hatte sich im Kopf von Forrest festgesetzt: Warum wurde Anna Koslowski im Computer nicht als vermisst aufgelistet? Handelte es sich dabei um einen Fehler innerhalb der Behörde oder war diese Tatsache mit Absicht herbeigeführt worden?

Ω

Richard Steve Bakster sah aus dem Fenster auf die graue Fassade des gegenüberliegenden Gebäudes. Wegen der neunzehn Stockwerke, die unter ihm lagen, erwartete er keine andere Aussicht mitten in der Stadt. Er legte ohnehin null Wert auf ein schöneres Panorama. Das Einzige, was zählte, war, dass die zwanzig Etagen ihm gehörten und in den abwärts liegenden Büros und Studios alles reibungslos ablief. Zu eigener Verärgerung geschah es nicht. Er drehte sich den zwei anwesenden Mitarbeitern des Senders zu und holte Luft. »Ich bestreite ja nicht, dass die vergangenen Reportagen ein großer Erfolg waren. Die neue Dokumentation über die Obdachlosen wird wahrscheinlich ein ähnlich positives Echo finden. Eine, über angeblich verschwundene Menschen, lehne ich rigoros ab. Eine solche wird nie produziert werden, nicht in diesem Sender. Ich wünsche, dass Sie sich mit diesem Thema keine Minute mehr befassen«, setzte er sich missgelaunt hin, schob den dünnen Ordner von sich und damit den Angestellten entgegen. Die strikte Vorgehensweise verdeutlichte, dass die Sache für ihn erledigt war.

Die Reporterin Molly Waterspoon und ihr ständiger Kameramann, Adam Kean, sahen sich und dann wieder den manchmal rätselaufgebenden Arbeitgeber an. Beide hatten

diese Reaktion aufgrund der Erfolge der Dokumentationen in der Vergangenheit so nicht erwartet, schon gar nicht ein Nein. Seit einer knappen Stunde waren sie im Büro von RSB anwesenden, wie der Medienmogul allgemein genannt wurde. Sie hatten ihm die Idee von der Reportage ausführlich vorgestellt und, überzeugt von einer Zusage für den erforderlichen Etat dafür, das fertige Drehbuch auf den Schreibtisch gelegt. Mit einer Ablehnung hatten sie niemals gerechnet. Molly war die Erste, die sich gefasst hatte. »Warum nicht?«, fragte sie nach dem Grund der Absage. »Wir haben uns in die Sache richtig reingehängt, und dass Obdachlose verschwinden, können wir nicht außer Acht lassen«, protestierte sie energisch gegen die Entscheidung des launischen Arbeitgebers.

»Nein, habe ich gesagt, und dabei bleibt es«, zeigte sich der eitle Senderinhaber stur.

»Ich will wissen, warum?«, blieb Molly hartnäckig.

Der Medienzar lächelte die Journalistin gebietend an. »Bin ich Ihnen etwa eine Rechenschaft schuldig?«, wies er die Reporterin mit einer Gegenfrage brüsk in die Schranken. RSB erinnerte sie mit einigen Worten an ihre Position im Sender und kam auf den Punkt, der ihn im Augenblick am meisten beschäftigte. »Und überhaupt«, sah er das Drehbuch an. »Wer hat die Recherchen bis jetzt finanziert?«

»Das war ich.« RSB sah zu dem Mann, den er auf Geheiß seiner Frau eingestellt hatte.

»Zahle ich zu viel?«

»Hören Sie auf!« Adam war es vorbehalten, die Ermahnung und Kritik an den Boss zu äußern. »Ich bin Mollys Mei-

nung. Das Thema gibt was her. Die Kosten waren nicht erwähnenswert, allerdings wäre es echt schade, wenn sich unsere Mühe bisher nicht lohnen würde. Das kann eine gute Doku werden.«

»Nein, ich investiere in dieses Projekt nicht«, war der Senderinhaber nicht umzustimmen.

Adam Kean hätte etwas gesagt, aber Molly unterband es, in dem sie sich erhob. »Lass es gut sein, Adam«, bat sie ihren Kollegen. Sie hatte sichtbar genug, von dem fiesen, selbstverliebten und herrischen Dominator und dessen Gehabe.

»Setzen Sie sich!«, kam es aus RSB befehlend heraus. »Bitte«, fügte er weicher hinzu, da er sich im Ton vergriffen hatte. Molly kam der Aufforderung nach. Ihre Augen verrieten, dass sie den Raum am liebsten sofort verlassen würde. »Ich weiß nicht, warum und welche Motive dahinterstecken, aber es soll uns nicht interessieren«, fing Richard wesentlich milder an, fortzufahren, als die schlanke Journalistin wieder saß. »George Fermont gibt uns ein Interview.« Zufrieden registrierte der Medienmogul das sichtbare Erstaunen der Reporterin und Adam. Die Nachricht war in der Tat eine Überraschung. »Er hat mich, kurz bevor Sie kamen, angerufen. Und das Beste ist: Sie werden das Gespräch mit ihm führen.«

Erneut sahen sich Molly und ihr Partner an. Ohne Zweifel, ein Treffen mit dem Pharmakonzerninhaber, war ein Privileg, eine Auszeichnung, ebenso eine große Ehre. So erfreut, wie es der Medienzar erwartet hatte, gaben sich die Journalistin und Adam nicht. Der Grund lag darin, dass sie jeden Tag Leuten auf der Straße begegneten und mit diesen sprachen, um deren Lebensumstände zu erfahren. Das war es,

was beide ausfüllte und ihnen Freude bereitete. Mit Menschen, wie George, der zudem als äußerst medienscheu galt, kamen sie trotz ihres Berufes selten in Berührung. Dadurch hielt sich die Begeisterung der zwei in Grenzen. Richard Steve klärte das Duo darüber auf, wie er sich das Interview vorstellte. Er gab Molly und Adam großspurig einige Tipps, wie sie mit dem Mann umzugehen und worauf sie bei dem Unternehmer zu achten hätten. Er bat sie, am nächsten Tag pünktlich zu sein, das war eine der Charaktereigenschaften, auf die George großen Wert legte. Zum Abschluss des Vortrages gab er den zwei Angestellten deutlich zu verstehen, dass er keine Zeit mehr für sie hatte. An der Bürotür stehend drehte sich Molly dem feigen Großkotz von einigen hundert Arbeitnehmern zu und fragte: »Wieso sollen Adam und ich das Interview führen, das ist eigentlich gar nicht unser Ressort«, wunderte sie sich.

RSB überlegte kurz und entschloss sich, die Wahrheit zu sagen. Er wandte sich an Molly. »Es ist der ausdrückliche Wunsch von George Fermont gewesen, entweder Sie sprechen mit ihm oder ein anderer Sender hätte das Interview bekommen.« Es gab tatsächlich jemanden, der fähig war, ihren Brötchengeber unter Druck setzen. Diesen Gedanken genoss Molly, er verschaffte ihr die notwendige Genugtuung, als sie und Adam das Büro von Richard Steve Bakster verließen. Nachdenklich sah der Medienzar auf die geschlossene Bürotür und schaute auf das liegengebliebene Drehbuch. Es war vielversprechend, das Thema ebenso. Er hätte einer Produktion zugestimmt, allein, um der Frage nachzugehen, ob Obdachlose spurlos verschwunden waren. Es war die Ver-

gangenheit, die ihm den Weg in Hinsicht auf das Skript eine Zukunft verbot. Er kannte die Gerüchte und ihm war bekannt, was Wahrheit und Lüge war. RSB hatte die Aussagen und Vermutungen laufend zu hören bekommen, sie geisterten schon jahrelang durch Boston. Beweise gab es keine. Trotzdem, die Gerüchteküche hatte nie zu brodeln aufgehört und er war dafür mitverantwortlich. Der Medienzar lehnte sich im Schreibtischsessel zurück. Der von ihm geführte Fernseh- und Radiosender war berüchtigt, anzuecken, egal, wann und wo. News Channel, so hieß das Unternehmen von Richard Steve Bakster, fragte stets zweimal nach, hinterfragte häufiger, stellte Thesen auf, bis es von dem Betroffenen ein Dementi gab. Oft genug hatten sich die Beschuldigten damit im Nachhinein selbst ein Bein gestellt und stürzten in der Karriereleiter nach unten, manchmal sogar vollends ab. Das Gerücht bereitete RSB keine Sorgen. Es waren die Recherchen, die Molly und Adam ohne sein Wissen und auf eigene Kosten angestrengt hatten. Die Journalistin hatte dem Drehbuch ein Exposee beigelegt, in dem sie die durchgeführten Nachforschungen ausführlich beschrieben hatte. Die Ergebnisse waren es, die ihm tiefe Sorgenfalten auf die Stirn getrieben und für die ablehnende Haltung gesorgt hatten. Nie hätte er es sich träumen lassen, dass er jemals wieder mit dieser alten Geschichte konfrontiert werden würde. Es war geschehen, und ein Name in dem Skript, hatte daran schuld.

Ben Glady!

Nachdem, was Richard Steve Bakster vor Jahren über Ben gehört und in Erfahrung gebracht hatte, wunderte er sich darüber, dass der Mann überhaupt noch lebte.

4. Kapitel

Die Geschichte von Malcolm X

1. Teil

Einen herrlichen Sommer hatten die Menschen in Massachusetts erlebt. Der Journalistin Molly Waterspoon und Adam Kean war es nicht vergönnt, ihn zu genießen. Schuld daran war eine Idee, die der Reporterin keine Ruhe ließ. Sie hatte die Eingebung, über das Problem der Armut und Obdachlosigkeit in Boston einen Bericht für die Tagesgeschichte in den Mittagsnachrichten zu erstellen. Das Thema erwies sich als dermaßen komplex, dass sie sich mit der Möglichkeit befasste, eine vollständige Dokumentation darüber zu drehen.

Adam war von dem Gedanken zunächst weniger begeistert. Umgekehrt hatte ihn Molly vor einem Jahr bei einem sechzigminütigen Streifen über die Geschichte der Stadt Boston ohne einen Einwand bedingungslos unterstützt, obwohl ihr historische Ereignisse eher zuwider waren. Wie sie damals, ordnete sich der Kameramann deshalb unter und arbeitete an der Strategie für eine weitere, gemeinsame Doku mit. Drei Reportagen hatten sie bis dahin produziert und zwei davon waren mit Preisen und Ehrungen überhäuft worden. Mit der Zeit wurde ersichtlich, welch großes Potenzial die Thematik hatte. Adam fing an, sich für die Sache zu begeistern. Molly hatte vor, die Fernsehzuschauer über das Thema der Armut und Obdachlosigkeit aufzuklären und für dieses Problem zu sensibilisieren. Es vergingen Wochen, bis

die Recherchen und Vorbereitungen fertig waren. Im Mai und Juni saßen beide nach Feierabend meistens im Sender und opferten ihre Freizeit für das neue Unterfangen. Die Sonne strahlte in dieser Zeit ununterbrochen von einem strahlend blauen Himmel herab und sorgte überall für eine heitere Laune. Die Stimmung von Molly und Adam war hingegen eher bewölkt. Sie waren bei der Umsetzung ihrer Pläne auf Probleme gestoßen, die sie so nicht erwartet hätten. Es war Anfang Juli, als sie das geplante Ansinnen ihrem Arbeitgeber, dem Medienzar Richard Steve Bakster, in vollem Umfang auf den Schreibtisch gelegt hatten. Dazu gehörten für den geizigen Boss vor allem die vermutlichen Investitionen im Zusammenhang mit dem Vorhaben.

Der Inhaber des Fernseh- und Radiosenders News Channel hatte das Projekt über die Armut und Obdachlosigkeit in Boston zunächst strikt abgelehnt. Anschließend haderte er, wie üblich, mit den drohenden Produktionskosten. In Erinnerung an die zurückliegenden Erfolge der Dokumentationen von Molly und Adam genehmigte er ihnen den erforderlichen Etat. Er war im Vergleich zu anderen Produktionen gering. Richard Steve Bakster, der von allen, die es sich erlauben durften, mit RSB angesprochen wurde, ging es nicht um Preise und Ehrungen. Ihm lag ausschließlich die Gewinnsumme am Herzen. Keinesfalls wollte er in etwas investieren, worin er keinen Profit sah. In diesem Fall betrachtete der Medienmogul die Finanzierung des geplanten Projektes positiv. Eine erfolgreiche Reportage des Senders versprach ihm höhere Werbeeinnahmen. Auf überschwängliche Lobreden und neuerliche Preise war er weniger scharf. Als

sich Molly und Adam, nach dem Gespräch, erleichtert mit der Finanzierungszusage zurück in ihr Arbeitszimmer in der Sendeanstalt zurückgezogen hatten, fing es zu regnen an.

Bis dahin war das Wetter nahezu perfekt gewesen. Die Temperaturen waren ideal, so schien das Unterfangen über die Obdachlosen unter einem besonders hell leuchtenden Stern zu stehen. In der Folge, wenn sie an der Dokumentation arbeiteten, wurden sie von unangenehmen Wetterkapriolen heimgesucht. Außerdem ließen sich trotz des materiellen Honorars schwer auf der Straße lebende Menschen finden, die dazu bereit waren, vor der Kamera über ihr Dasein zu sprechen. Es war Mitte Juli, als das Duo von News Channel Außenaufnahmen von Orten zu drehen gedachte, an denen sich die sogenannten Penner aufhielten oder trafen. Ausgerechnet an diesem Tag regnete es wie aus Eimern. Die Journalistin beharrte auf den Zeitplan der Dreharbeiten und drängte ihren Partner zum Aufbruch.

»Bei dem Wetter?«, protestierte der Kameramann. »Das ist nicht dein Ernst!«

»Genau bei diesem Wetter«, erwiderte ihm Molly entschlossen. Sie griff nach der Handtasche und sah Adam ungeduldig an. Mit der Türklinke in der Hand und einem ironischen Ton ergriff sie wieder das Wort: »Willst du das Problem der Leute, die alles verloren haben, vielleicht nie etwas besaßen und kein Dach über dem Kopf haben bei einem strahlend blauen Himmel drehen?«

Adam schwieg. Mit welchen Worten hätte er gegen das Statement von Molly argumentieren können? In der letzten Juliwoche wurden die Aufnahmen für die Reportage über

Armut und Obdachlosigkeit erneut bei Regen abgeschlossen. Unter einer Brücke fanden sich die Mitwirkenden ein. Sie erhielten für die Teilnahme Kleidungsstücke und eine Tüte mit Lebensmitteln. Zu Mittag gab es eine deftige, warme Mahlzeit, am Nachmittag Kaffee und Kuchen. Zum Abschluss des Drehs wurde jedem ein Gutschein im Wert von zehn Dollar überreicht. Für Molly und den Kameramann wurde es ein anstrengender Tag. Die Dreharbeiten gestalteten sich wegen des Wetters, des Windes und den Lichtverhältnissen schwierig. Zu allem Übel kam hinzu, dass manch ein Akteur, diverse Regieanweisungen von Adam nicht ernst nahm. Der eine oder andere Mitwirkende vergaß, nachdem er die Scheu gegenüber der Kamera abgelegt hatte, dass bei der Ausstrahlung auch Kinder vor dem Fernseher sitzen könnten. Bis zum späten Nachmittag hatte das Team von News Channel Werdegänge gehört, die sie nachdenklich und betroffen überdacht hatten. Die Menschen von der Straße sahen sich als Aussätzige der Gesellschaft und sie besaßen keine Zukunft und Träume mehr. Die Hoffnungslosigkeit des Lebens war ihnen anzusehen und soziale Hilfseinrichtungen kamen bei ihren Worten überhaupt nicht bravourös davon. Die Journalistin hatte sich vor Beginn der Aufnahmen drei Obdachlose für das Ende der Dokumentation ausgesucht. Es waren Schicksale von Männern, die Molly als besonders hart empfand. Die Auserwählten sollten stellvertretend für die anderen sprechen. Deren Lebensweg war geeignet, dem Bericht die letzte Dramatik zu geben, um dem Zuschauer die Augen zu öffnen, wie schnell man ohne eigenes Verschulden auf der Straße landen konnte. Einer der

Obdachlosen, unter denen auch einige Frauen waren, fiel Molly auf. Er schien der Älteste in der Runde der Wohnungslosen zu sein. Die Reporterin bat ihn, an der Abschlusssequenz teilzunehmen. Der Mann weigerte sich lange und vehement. Als die Menge ihn beschwor, sich zur Verfügung zu stellen, gab er widerwillig nach. Er war der Letzte, der zu Wort kam.

Eigentlich hatte Molly vorgehabt, ihn als Erstes dranzunehmen, da er sich derart geziert hatte. Im Gegensatz zu ihrer Annahme erwies er sich als der Geduldigste von allen. Er stellte sich für einen Außenseiter der Gesellschaft mit dem ungewöhnlichen Namen, Malcolm X, vor. Im Fokus der Kamera war ihm anzusehen, dass er von Hemmungen begleitet wurde. Molly wusste, dass es ein Fehler gewesen wäre, ihn nach dem wahren Vor- und Nachnamen zu fragen. Sie erfuhr, wie der muskulöse Mann das Haus, die Familie und den Job verloren hatte, wie er auf der Straße lebte, und wie schwer es war, ein solches Leben zu führen und zu ertragen. Die Schilderung war eine Story, die auf das sonnige Gemüt der Reporterin einige Schatten legte. Die anderen Obdachlosen waren alle verschwunden, als Molly das Mikrofon und Adam die Kamera zufrieden auf Off gestellt hatten. Plötzlich, ohne aufgefordert worden zu sein, fing Malcolm X erneut zu sprechen an. Das Team von News Channel betrachtete ihn argwöhnisch. Sie hörten dem völlig in der Vergangenheit versunkenen Mann eine Zeit ungläubig zu. Als die skurrilen Sätze eine furchtbare Wendung bekamen, reagierte Adam, indem er die ausgeschalteten Geräte wieder in Betrieb nahm.

Und Malcolm X erzählte eine Geschichte:

»Ich hatte einen Freund«, sagte er. »Er hieß Charlie. Eines Tages tauchte er hier auf, einfach so, plötzlich war er da. Er passte nicht hierher, dafür war er zu klug, zu gepflegt und er hatte absolut keine Ahnung von dem Leben auf der Straße. Ich half ihm, gab ihm Tipps, er revanchierte sich mit diesem und jenem. Schon deswegen gehörte er nicht zu uns. Charlie war nicht arm, er hätte nicht auf der Straße hausen müssen. Wir wurden Freunde und Charlie wurde mit der Zeit von allen akzeptiert. Eines Tages habe ich ihm erzählt, dass einige von uns über Nacht verschwunden und nie wieder aufgetaucht sind. Er wollte mir zuerst nicht glauben. Kurz danach war wieder einer weg, ich weiß den Namen nicht mehr. Über Nacht war er weg, einfach so, als ob es ihn nie gegeben hätte. Von da an glaubte mir Charlie. Er wollte der Sache nachgehen und ich habe ihm eindringlich gesagt, dass er die Finger davonlassen soll. Nein, natürlich hörte Charlie nicht auf mich. Offenbar war er nicht so schlau, wie ich gedacht hatte. Dann war er weg, einfach so, über Nacht. Er wollte unbedingt klüger sein als ich und die anderen.«

Das war der Augenblick, in dem Molly und Adam reagierten und die abgeschalteten Geräte wieder reanimierten. Malcolm X nahm es nicht zur Kenntnis, er war geistig eindeutig in einer Zeit, die einer unbekannten Vergangenheit angehörte. Das Team von News Channel traute jedoch seinen Ohren nicht. »Bei Charlie war es anders«, redete er, ohne die Umwelt wahrzunehmen, unterdessen weiter. »Einige Tage später tauchte er wieder auf und im Schlepptau hatte er einen Fremden mit einem Mädchen. Der Mann, den Charlie

bei sich hatte, nannte sich Sad und das Mädchen trug den Namen Lucy. Sad schien Probleme mit dem Gesetz zu haben und floh nach zwei Tagen aus der Stadt. Das Mädchen ließ er bei Charlie zurück. Als Sad weg war, erzählte mir Charlie wirres Zeug. Er behauptete, dass er die Leute gefunden hatte, die für das Verschwinden von einigen von uns verantwortlich waren, und dass er bei den Nachforschungen selbst in deren Hände geraten war. Charlie sagte, dass dieser Sad selbst zu den Männern gehört hatte, die ihn gefangen hielten und dass er ihm nur wegen Lucy zur Flucht verholfen hatte. Charlie glaubte, dass Sad von der Anwesenheit des Kindes in dem geheimnisvollen Haus bis dahin nichts gewusst hatte und ihm erst bei ihrem Anblick bewusstwurde, was wirklich um ihn herum geschah. Charlie war der felsenfesten Meinung, dass ihm Lucy unbewusst durch ihr Auftauchen das Leben gerettet hatte, da Sad vorher im Begriff gewesen war, den Ausbruchsversuch zu verhindern. Wie ich sagte, Charlie redete wie jemand, der den Verstand verloren hatte. Er behauptete, dass man ihn in einem großen Haus eingesperrt hatte und dass Sad einer der Männer war, die ihn und andere bewachten. Charlie erzählte, dass in diesem Gebäude unheimliche und schlimme Sachen vor sich gingen, und jede Nacht wollte er erbärmliche Schreie gehört haben. Auch, dass Leute rücksichtslos über den Boden geschleift und brutal geschlagen wurden. Charlie schwor, dass er täglich Spritzen und Tabletten bekam, und das war das Einzige, was ich ihm geglaubt habe. All das Zeug, was er nämlich von sich gab, schob ich auf die Medikamente«, offenbarte Malcolm X ehrlich, dass er dem Freund die wirre Geschichte nicht ab-

zunehmen gedachte. Der Obdachlose näherte sich dem Finale der Story und nippte an dem Kaffeebecher, den er in der linken Hand hielt. »Charlie faselte etwas von einem Grab, in dem sich viele Gebeine befanden. Er schwor mir, dass er es gesehen hatte, und sprach davon, dass er dazu gezwungen worden war, zwei Leichen auf einem Friedhof ohne Namen und Kreuze zu begraben. Wirklich, es war so, ich habe an Charlies Verstand gezweifelt. Erst recht, als er sagte, dass er und Lucy sich in Gefahr befinden würden. Etwa eine Woche, nachdem Sad die Stadt verlassen hatte, brachte Charlie das Mädchen zu seinem Bruder. Ich habe bis dahin gar nicht gewusst, dass er einen Bruder hatte, und es hat sich bestätigt, dass Charlie nicht hier hätte leben müssen. Als ob es nichts wäre, besorgte er sich Fahrkarten nach Kansas. Die Entscheidung, den Bruder aufsuchen und um Hilfe bitten zu müssen, schien ihm schwer zu fallen. Trotzdem tat er es. Er hatte an Lucy einen Narren gefressen und war ihr zudem dankbar, dass sie ihn vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Er war überzeugt davon, dass er ohne sie in dem Haus gestorben wäre. Er fuhr über Umwege zu seinem Bruder, fühlte sich ständig verfolgt und tatsächlich, als er mit Lucy nach Kansas unterwegs war, tauchten bei uns zwei Polizisten auf. Sie fragten alle nach ihm und dem Mädchen. Komischerweise haben sie nicht nach Sad gefragt, der schien doch Dreck am Stecken zu haben. Die Polizisten sahen aus wie Geldeintreiber. Sie waren unfreundlich und benahmen sich aggressiv. Fast jeden Tag kamen sie eine Woche lang zu uns und fragten nach Charlie und dem Kind. Ich begann, Charlie zu glauben. Nicht alles, einiges, auch dass er in Gefahr zu

sein schien. Die zwei Cops behaupteten, dass Charlie das Kind unerlaubt bei sich hatte. Da die zwei mehr, wie Ganoven aussahen als Polizisten, habe ich Charlie nach der Rückkehr gewarnt und ihn nicht mehr aus den Augen gelassen. Er erzählte mir von dem Bruder und wie traurig es ihn machte, was alles geschehen war und zwischen ihnen lag. Viel war es nicht, was er mir über den Streit preisgab. Charlie nannte seinen Bruder einen Mörder und wollte nichts mit ihm und dessen Machenschaften zu tun haben. Was er damit genau meinte, blieb unausgesprochen. Immerhin gab er zu, dass er aus einem vornehmen Haus stammte und überhaupt nicht in der Obdachlosigkeit leben müsste. Er tat es, um, wie er sagte, sehr Wichtiges herauszufinden. Danach wollte er mit aller Macht ganz von vorn und woanders neu anfangen. Er wollte, dass ich aus diesem Dreck hier herauskomme, und unterbreitete mir das Angebot, mich mitzunehmen. Charlie hätte das Versprechen niemals gebrochen«, bedauerte er sichtbar bedrückt, dass er nicht zurückgekommen war. »Seitdem habe ich ihn nie wiedergesehen, er kam nicht mehr zurück, einfach so. Er kam eines Tages von irgendwo her und eines Tages war er weg. Seit damals sind Einige von uns verschwunden, einfach so, über Nacht waren sie weg und wurden nie mehr gesehen. Ich kann sie gar nicht mehr zählen, weiß von manchen gar nicht mehr die Namen. Sie sind weg und vergessen«, beendete der Obdachlose die Geschichte, erhob sich aus dem Klappstuhl und schritt davon.

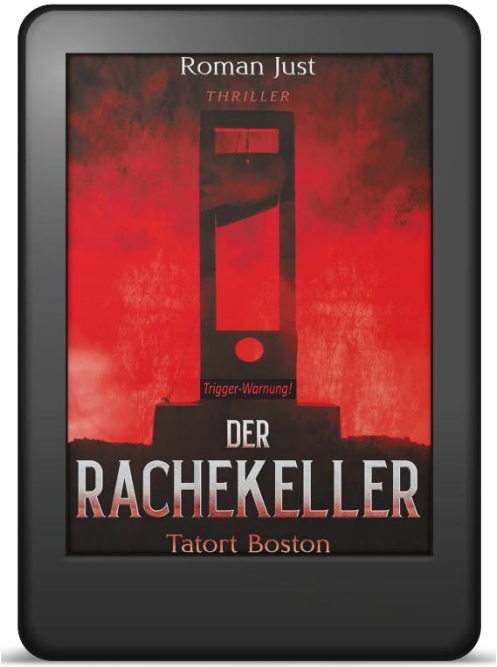
Er hatte sich einige Meter entfernt, als Adam ihm nachrief: »Wie hieß der Bruder von Charlie eigentlich und wie hießen die Brüder mit Familiennamen?«

Malcolm X drehte sich dem Kameramann zu. »Ben! Ben und Charles Glady«, hallte seine Stimme und die genannten Namen unter der Brücke noch nach, als er bereits um die Ecke gebogen war.

Ende der Leseprobe

Leseprobe Der Rachekeller

Inhalt: Wer ist wer, wer lebt oder ist tot? Detective Forrest Waterspoon bekommt es mit einem Psychopathen zu tun, den es in vierfacher Ausfertigung gibt. Eineiige Vierlinge sind selten, kommen jedoch vor, aber welcher von ihnen ist dem Wahnsinn so verfallen, dass er es fertigbringt, brutale Vergeltung an seinem Umfeld zu üben? Stanley, Sean, Dean und Harvey, sie alle hätten wegen ihrer Vergangenheit ein Motiv, doch wer rächt sich in der Gegenwart und wer ist wer? Detective Forrest Waterspoon wird erneut in einen Fall gezogen, der mit ihm und seinem Kollegen kein Erbarmen kennt. Wird es diesmal ein Happy End geben?



Prolog

Boston, Ende Mai, 2018

Zwei Männer traten die erste Tür im Flur ein und wurden vom Einsatzleiter daran gehindert, die Stufen in den Keller hinabzusteigen. Das einstöckige Gebäude besaß auf der Rückseite einen großen, nicht einsehbaren Garten, der in seiner Dimension sogar in »Back Bay« für Neid und Aufsehen gesorgt hatte. Erst nachdem die Laube der Grünanlage, die erste Etage und das Erdgeschoss als gesichert eingestuft worden waren, begab sich ein Teil des Sonderkommandos in eines der wenigen Untergeschosse, die es in der Siedlung gab. Familienhäuser mit Kellern gehören in den Vereinigten Staaten nicht zum Standard. Acht Männer gingen Forrest Waterspoon voraus und schlugen am Treppenende den Kurs nach rechts ein. Kurz danach vernahm Forrest Flüche, ließ den letzten Absatz hinter sich und verstand sofort, warum ein paar Mitglieder der Einsatzkräfte üble Verwünschungen und drastische Schimpfwörter in den Mund genommen hatten. Wie ihnen bot sich ihm ein Bild des Grauens. Er kam nicht dazu, die Leichen zu zählen. Noch bevor er in den Kellergang getreten war, vernahm er einen Warnruf, und irgendjemand begann, nach ihm und um Hilfe zu schreien. Er eilte in die Richtung, aus der die Rufe kamen, erreichte den hintersten Raum und blieb abrupt stehen. Forrest kam es vor, als ob ihn der Teufel persönlich in ein anderes Zeitalter katapultiert hätte. Aber das war kein Traum, aus dem es ein Erwachen gab. Was er sah, war real.

Nur zwei Schritte vor ihm stand ein elektrischer Stuhl, dahinter ein Galgen, daneben eine Guillotine. Rechts davon ragte ein Hängepfahl in die Höhe, an dem eine ältere Dame hing. Forrest erkannte sie sofort, lief zu ihr und stellte erleichtert fest, dass sie zwar bewusstlos, aber noch am Leben war. Unverzüglich fing er an, nach einem Arzt und Leuten zu rufen, die sie aus ihrer Lage befreien konnten. Mit feuchten Augen sah er in die linke Ecke. Ihm offenbarte sich ein Anblick, der ihn kurz an ein Gefängnis erinnerte. In einem Käfig saß, wie ein Tier hinter Gitterstäben, eine Frau, die ihn erst kürzlich in seinem Büro aufgesucht hatte. »Wir holen Sie da sofort raus, keine Sorge«, rief er der Blondine zu und musterte ein Foltergerät nach dem anderen. Er begab sich zu einem Postkutschenrad, das über dem Betonboden zu schweben schien. Ein älterer Herr war an das Rad gefesselt. Betroffen stellte Forrest fest, dass für diesen Mann jede Hilfe zu spät kam. Er trat vor den eigenartig aussehenden elektrischen Stuhl, auf dem eine Dame fortgeschrittenen Alters saß. Auch sie war tot. Der Detective fuhr sich mit der Handfläche über die Stirn, riss sich zusammen und vollführte eine Drehung. Jeweils zwei lebende und tote Menschen befanden sich in dem Raum, und der Kellergang war mit Leichen übersät. Forrest Waterspoon hätte vor Wut am liebsten laut aufgeschrien. Bedächtig, als ob er die Totenruhe nicht stören wollte, trat er in den Kellerflur. Er zählte fünf Leichen an der linken Wand, ebenso viele waren es auf der rechten Seite. Ihm war vor Stunden vorgegaukelt worden, dass diese Menschen alle noch leben würden. Auf hinterhältige Weise hatte ihn der Entführer und Mörder belogen, betrogen und dazu

benutzt, fliehen zu können. Forrest hatte sich auf den Deal eingelassen, um Menschenleben zu retten, nun stand er als der absolute Verlierer da. Der Anblick der Leichen ließ den Kellergang zu einem Gruselkabinett werden. Manche Opfer waren entstellt, anderen fehlten Körperteile. Sie alle waren in sitzender Stellung an Haken an der Wand festgebunden, damit sie nicht seitlich umfielen. Waterspoon ging musternd an den Leichen vorbei, während um ihn herum aufgeregtes Treiben herrschte. Zuerst schritt er an der linken Wand entlang und fragte sich, ob er jemals die Chance besessen hatte, deren Leben zu retten. Schließlich schlug er die entgegengesetzte Richtung ein. Ihm war aufgefallen, dass auf der einen Seite nur Männer und ihnen gegenüber ausschließlich Frauen saßen. Ein männliches Opfer ließ ihn wiederholt tief Luft holen: Der Leichnam besaß keinen Kopf mehr. Ein Ruf ließ ihn von den Leichen aufsehen und der Stimme folgen. Wie in Trance betrat er einen Raum, der sich ebenso in einer Klinik hätte befinden können. Zwei der drei Liegeflächen stachen ihm sofort ins Auge. Auf ihnen lagen Körper, und nachdem er einem nähergetreten war, erkannte er ihn. Forrests Herz begann, wild zu pochen, als er dem Entführten seine Hand auf die Wange gelegt hatte. Plötzlich hoben sich die Lider des scheinbar Ohnmächtigen. Obwohl der Tod die Oberhand in den Kellerräumen innehatte, lächelte Forrest, nachdem ihm ein Zwinkern seines Freundes signalisiert hatte, am Leben zu sein. Auch der Mann auf dem operationsähnlichen Tisch hinter ihm atmete. Unübersehbar blieb jedoch der schlechte Zustand der Gefangenen: Beide schienen seit Tagen nichts zu essen und zu trinken bekommen zu

haben. Erneut ertönten Schreie, zunächst ein schriller und danach ein panischer. Die Kellerräume beinhalteten weitere unerfreuliche Überraschungen. Für Forrest war der Keller mittlerweile identisch mit einem modernden Verlies aus dem Mittelalter. Alle Räumlichkeiten hätten sich ebenso in einer englischen Ritterburg befinden können. Spätestens jetzt war er den Gründern der Nation dankbar, dass sie sich der Aristokratie und der Herrschaft der britischen Krone entzogen hatten. Waterspoon lief zunächst in die Richtung, aus der die schrille Stimme ertönt war, kam in einem Vorratslager an, und seine Blicke folgten der ausgestreckten Hand eines Mitglieds der Einsatzkräfte. Fassungslos betrachtete er die Inhalte zweier Kühltruhen. In der einen lagen ein Hund, die Überreste eines Mannes in Form eines Torsos, amputierte Beine, ein Kopf und darunter noch eine gefrorene Leiche. In der anderen befanden sich ebenfalls Tote, aber der Detective wurde vom Einsatzleiter des SWAT-Teams daran gehindert, sie intensiver zu betrachten und zu zählen. Der flüchtige Anblick hatte ihn eine männliche und weibliche Leiche im fortgeschrittenen Alter erkennen lassen.

Waterspoon ließ sich widerstandslos zurück in den Raum mit den Foltergeräten ziehen, entzog sich dort dem Griff um seinen Oberarm und registrierte, weswegen kurz zuvor ein ängstlicher Aufschrei erfolgt war. Über der Kopflehne des elektrischen Stuhls befand sich ein Display mit einer Zeitanzeige, und die Zahlen liefen rückwärts. Eine Bombe! Das Einsatzteam und der Detective hatten knapp zehn Minuten, um entweder das Haus zu evakuieren oder die Bombe zu

finden und zu entschärfen. Es war ohne ersichtlichen Grund ein Sprengsatz aktiviert worden, von dem niemand wusste, wo er sich befand. Sie mussten die Toten bergen, die Verletzten retten, die Gefangenen befreien und sich zum Schluss selbst in Sicherheit bringen. All das sollte in Rekordzeit geschehen und war somit unmöglich. Auch wenn der Detective zu den größten Optimisten gezählt hätte, er und das Team hatten keine Chance, in diesem Zeitraum eine der Aufgaben zu erfüllen. Zwangsläufig kam eine kontrollierte Hektik auf, und nach einigen Sekunden wurde klar, dass Forrest und die Spezialeinheit einen aussichtslosen Kampf begonnen hatten. Der Mann am Rad war mit dicken Eisenketten an das Folterinstrument gefesselt worden, die Handgelenke der Frau am Hängepfahl waren mit Stahlmanschetten versehen. Um die Oberkörper der sitzenden Toten im Kellergang liefen drei Stahlseile, die mit keinem Gerät der Welt innerhalb weniger Augenblicke durchtrennt werden konnten.

Die Zeit lief, die Uhr tickte, und schuld daran war die Vergewaltigung einer Zwanzigjährigen. Diese Vergewaltigung hatte vor rund einundvierzig Jahren stattgefunden. Es mag gegenüber dem Opfer abwertend klingen, doch der sexuelle Übergriff war in Anbetracht des vor Ort entstandenen Massakers eine geradezu milde Tat. Es ließ sich nicht leugnen, dass die verjährte Schändung der jungen Frau und die daraus hervorgegangenen Konsequenzen für das Blutbad verantwortlich waren. Brutale Rache war das Motiv, und die Vergeltung hatte jeden getroffen, der in irgendeine Weise in die Vorgänge involviert war. Auch Kollateralschäden gab es zu beklagen, aber welcher verblendete und wahnsinnig ge-

wordene Racheengel wäre nicht bereit, solche in Kauf zu nehmen? Waterspoon hatte den Mörder entlarvt, ihn gestellt und ihm im Gegenzug für Menschenleben einen Flug in die Freiheit zugestanden. Ein Grund für den Deal waren Umstände, von denen der Täter keine Ahnung hatte. Er war zwar von Forrest geschnappt worden, aber dem Ermittler fehlten eindeutige Beweise, um ihm die Morde nachweisen zu können. Die Indizien hätten den Mörder vielleicht hinter Gitter oder sogar in die Todeszelle gebracht, allerdings nur, wenn Forrest in der Lage gewesen wäre, die Identität des Angeklagten eindeutig zu belegen. Der üble Nachgeschmack an der Sache: Der Detective hatte den vermeintlichen Killer womöglich öfter getroffen, als ihm bewusst war, dennoch konnte er nicht sagen, von wem John Doe in Wirklichkeit verkörpert wurde. Und in wenigen Sekunden würde er erfahren, ob er von seinem Gegenspieler völlig getäuscht worden war.

Forrest Waterspoon hatte bemerkt, dass der Einsatzleiter des Sonderkommandos schweratmend neben ihm zum Stehen gekommen war. Er sah ihn an und verweigerte den erhaltenen Befehl, das Gebäude umgehend zu verlassen. Schließlich verfügte er über einen letzten Trumpf, der gleich zeigen sollte, ob John Doe tatsächlich zu einem rachesüchtigen Monster verkommen war oder doch noch eine Spur von Menschlichkeit besaß.

1. Kapitel

Boston, vor vierzig Jahren

Stella lag mit gespreizten Beinen auf einem Holztisch. Sie befand sich in einem abseits gelegenen Raum in den Kellergewölben des Bostoner Erzbistums. Tränen liefen aus ihren Augenwinkeln, kullerten an ihren Wangen entlang und fielen auf das spröde Holz, auf das sie von einem Ordensbruder und zwei Hebammen in Nonnenkleidung verfrachtet worden war. Eine Nonne stand zwischen ihren Füßen und forderte sie fortlaufend auf, fester zu pressen, während die andere damit beschäftigt war, sich um die Neugeborenen zu kümmern. Stella weinte nicht wegen der Schmerzen, die Frauen bei einer Geburt zu ertragen haben, sondern aufgrund der Situation, die sich neben ihr abzuspielen begann.

Zu ihrer linken Seite stand der Mann, der sie in diese Lage gebracht hatte. Ihm wurde der in eine Decke gewickelte Erstgeborene gereicht, kaum dass dem Säugling der erste Schrei entwichen war. Flehentlich sah Stella ihren Vergewaltiger an und vernahm seine Stimme, als er das Kind an sich nahm, es angewidert ansah und an den Ordensbruder weiterreichte. »Die Hure darf den Bastard einmal wöchentlich sehen, ansonsten untersteht er Ihrer Obhut. Sie werden den Jungen erziehen und dafür sorgen, dass er diese Gemäuer so lange nicht verlassen kann, bis ich es sage.« Der Geistliche nickte gehorsam, nahm das Kind an sich und ging aus dem Raum, der einem Verlies ähnlich sah.

Die Ziegelwände ließen seine Schritte verhallen und verschluckten die Schreie der Babys. Der Vergewaltiger sah dem Mönch eiskalt nach, drehte sich schließlich der Entbindenden zu und sagte ohne jede Emotion: »Die Missgeburt bleibt hier, wie lange, liegt auch an dir.« James Evans gehörte in Boston zu den Persönlichkeiten der Stadt. Er besaß eines der größten Bauunternehmen in Massachusetts, war verlobt und gleich doppelt werdender Vater. Seine künftige Frau hieß Ruth. Nachdem sie ihm mitgeteilt hatte, sich in anderen Umständen zu befinden, waren beide alles andere als erfreut. Der nicht gewollte Nachwuchs bedeutete schon wegen ihrer Herkunft und ihres Leumunds eine Zwangsehe. Dazu kam die konservative Erziehung, die insbesondere Ruth genossen hatte. Nachdem sie von ihrem Frauenarzt den Grund für das Ausbleiben ihrer Regel erfahren hatte, wurde James der Zugang zu ihren weiblichen Reizen verboten. Die Verlobte befand sich im vierten Monat ihrer Schwangerschaft, als James über die attraktive Stella hergefallen war. Für ihn blieb sie nur ein Abenteuer, von dem er dachte, es genauso verheimlichen zu können wie seine anderen Affären. Ruth wusste nichts von den Sexabenteuern ihres späteren Gatten und hatte auch keine Ahnung, dass sie von ihm bis in die Gegenwart regelmäßig betrogen wurde. Für den Unternehmer, dessen Wortschatz ein Nein von Frauen und Geschäftspartnern nicht kannte, waren die Seitensprünge eine normale Gewohnheit, die nur wahre Männer haben. Hin und wieder, wenn er eine Frau besonders begehrenswert fand, ließ er sich zu einer Schweigegeldzahlung herab, damit er sich ein zweites Mal mit ihr vergnügen

konnte. Zahlungen dieser Art waren jedoch äußerst selten. James hatte fast nie das Bedürfnis, eine Bettaffäre zu wiederholen. Unbestritten blieb, dass er für Frauen eine lukrative und ansehnliche Errungenschaft war. Wenn Frauen jedoch versuchten, ihn wegen der Liaison zu erpressen, erging es diesen Frauen schlimmer als Stella. Sie erhielten Prügel und wurden gezwungen, innerhalb weniger Stunden die Stadt zu verlassen. Drei Mal war das vorgekommen.

Stella hatte bei James Evans eine Lehre als Sekretärin begonnen und schon bald sein Interesse geweckt. Doch Stella gehörte zu den Frauen, die sich von ihm nicht blenden und erobern ließen. Wegen ihres energischen Neins zu der Einladung auf einen Drink in seinem Liebesappartement war sie für ihn zu einer überaus prickelnden Herausforderung geworden. Aber nichts half: Seine Position, der Charme, das solide Aussehen und der pralle Geldbeutel, alles prallte an ihr ab. James Evans entschied sich, sein Ziel mit unrechtmäßigen Mitteln zu erreichen. Unter einem Vorwand hielt er sie länger im Büro zurück und schlug zu, nachdem die Angestellten die Räume verlassen hatten. Neun Monate später stand er im Erzbistum neben dem Holztisch, auf dem sie lag. Seine Anwesenheit war nicht der Vaterschaft geschuldet, sondern dem Vorsatz, sie endgültig in die Knie zu zwingen, nachdem es seine Handlanger mit ihren Tiraden nicht geschafft hatten. Stella war von ihnen in den vergangenen vier Monaten verfolgt, beleidigt, bespuckt, ausgeraubt und geschlagen worden, doch ihr Wille und ihre Forderungen wurden durch die Schikanen nicht gebrochen. James sah zu der Nonne und dem blutverschmierten Säugling, den sie eben

aus Stellas Unterleib hervorgeholt hatte. »Drei Hurensöhne!«, stellte er barsch fest und dachte an die Minuten zurück, in denen er Stella genommen hatte. Der Akt war kurz und trotz der Erektion auch für ihn unbefriedigend gewesen. Sie hatte sich körperlich kein bisschen gewehrt, sondern sich stattdessen, nach sinnlosen verbalen Protesten, ihm einfach hingegeben. Wie ein Brett hatte sie dagelegen, nicht geschrien und nicht gestöhnt. James war es vorgekommen, als ob er es mit einer Toten triebe, nur deswegen ließ er nach dem ersten Schuss ins Schwarze von ihr ab. Hätte sie sich rebellischer oder erotischer verhalten, wäre er mindestens noch einmal in sie eingedrungen. Stella war, zumindest vor der Schwangerschaft, eine überaus anziehende, junge Dame. Das Kindergeschrei hatte James in die Gegenwart zurückgeholt. Er deutete auf Stella und wandte sich an die Hebamme in Nonnenkluft, die ihre Geburtshelferposition immer noch nicht verlassen hatte. »Sie sorgen dafür, dass sie auf die Beine kommt und mitsamt den Schreihälsen so bald wie möglich von hier verschwindet. Sie bleiben bei ihr, bis sie sich einigermaßen erholt hat, danach können Sie wieder den ganzen Tag mit Gesängen und Gebeten verbringen. Hat Ihnen der Erzbischof Anweisungen erteilt, wie die Angelegenheit zu behandeln ist?« Die Ordensschwester nickte und griff nach dem Geldschein, der ihr von James entgegengehalten wurde. Mit verachtender und doch versteinerter Miene drehte er sich zu der erschöpften Mutter um. »Du wirst dein Erstgeborenes nie wieder sehen, wenn du weiterhin Scherereien machst. Halte dich von mir und meiner Familie fern, ebenso wirst du die ganze Sache vergessen und

keine Gerüchte in die Welt streuen. Denk an dein Kind und nicht an dich!« Kaum ausgesprochen, schritt James Evans davon und bekam nicht mehr mit, was kurz danach in dem Verlies geschah.

»Allmächtiger!«, entkam es der Geburtshelferin zwischen Stellas Beinen. »Da kommt noch eines!«, brachte sie ungläubig hervor und fing während des Geburtsvorgangs an, das »Vaterunser« aufzusagen.

Stella, halb benommen, hatte die Stimme wie aus der Ferne gehört und begriffen, dass sie vom Schicksal zusätzlich bestraft wurde. Zuerst die Vergewaltigung, danach die Scham, schließlich die Schwangerschaft und nun auch noch Mehrlinge. Den sexuellen Übergriff anzuzeigen wäre in den neun Monaten zuvor einem Selbstmord gleichgekommen. Kein Mensch hätte ihr geglaubt, dass sie von James Evans brutal vergewaltigt worden war, aber nicht deswegen hatte sie von einer Anzeige abgesehen. Nachdem ihr bewusstgeworden war, dass sie sich in anderen Umständen befand, brachte sie den Mut auf, ihren Peiniger zur Rede zu stellen. Ob er dadurch kompromittiert werden würde, war ihr damals egal. Erstaunlicherweise zeigte sich James gesprächsbereit. Aus persönlichen Motiven bot er ihr an, die Kosten einer heimlichen Abtreibung in einem anderen Bundesstaat zu übernehmen. Stella wäre bereit gewesen, auf den Deal einzugehen, doch für einen Schwangerschaftsabbruch war es schon zu spät. Fortan geriet Stella in einen Zustand der Machtlosigkeit. James Evans ließ sie auf Schritt und Tritt von bezahlten Handlangern verfolgen und wusste somit, eine Anzeige zu verhindern. Außerdem gelang es ihm auf diese

Weise, die lästige Schwangere von seinem Umfeld fernzuhalten. Bis zum fünften Monat blieb Stellas Schwangerschaft unsichtbar. Weder ihre Eltern noch ihre Freunde hätten ihr eine in sechzehn Wochen bevorstehende Niederkunft abgenommen. Dass sie darüber hinaus Mehrlinge zur Welt bringen würde, war in jenen Tagen völlig unvorstellbar. Als Stella erkannt hatte, dass sie wegen einer Vergewaltigung Mutter werden sollte, weigerte sie sich strikt, diese Tatsache zu akzeptieren. Niemals wollte sie ein Kind zur Welt bringen, das nicht aus Liebe gezeugt worden war. Die Gesetze der Natur waren jedoch unumkehrbar, genauso wie die Schicksalsschläge des Lebens, die willkürlich auftraten. Ihre Einstellung erfuhr eine Wende, vor allem wegen einer Tragödie. Von heute auf morgen war Stella allein. Ihre Freunde ließen sie mehr oder weniger im Stich, als ihr Schwangerschaftsbauch an Umfang zunahm. Sie gingen egoistisch ihren Vorlieben und Gewohnheiten nach, bei denen Stella nur ein Anhängsel gewesen wäre. Keiner ihrer Freunde war dazu bereit, auf sie Rücksicht zu nehmen und vielleicht sogar auf dies und das zu verzichten. Das Leben am Ende der siebziger Jahre bot zu viel Spaß und Annehmlichkeiten, jeder wollte es in vollen Zügen auskosten und keinesfalls etwas versäumen.

Zudem verlor Stella ihre Eltern wegen eines Autounfalls. Ihre Mutter und ihr Vater waren im siebten Monat ihrer Schwangerschaft aus ungeklärten Umständen von der Straße abgekommen und einen tiefen Abhang hinabgestürzt. Die Zukunft der werdenden Mutter sah trostlos aus und bestand aus Gram, Selbstmitleid und Einsamkeit. Stella

war ein Einzelkind, und in ihrer Trauer fing sie an, ihren Bauch zu streicheln und mit den Ungeborenen zu reden, wobei sie nicht wusste, dass sie Mehrlinge gebären würde. Das heranwachsende Leben in ihrem Körper gab ihr Halt, spendete Trost und ließ die Zukunft besser aussehen. Ein Sinneswandel trat ein, plötzlich wünschte sich Stella nichts anderes, als endlich Mutter zu werden. Der Tod der Eltern, so traurig und niederschmetternd er war, bescherte ihr ein überschaubares Erbe. Immerhin war es so umfangreich, dass sie auf Almosen verzichten und den Nachwuchs ohne jegliche Unterstützung aufziehen konnte. Es hatte sich bis dahin bereits eindeutig abgezeichnet, dass der in der Stadt angesehene James Evans seine mit Gewalt gezeugten Kinder niemals anerkennen würde. Für Stella war es ein Grund mehr, sie zur Welt bringen zu wollen. Daraus entstand zugleich die Hoffnung, eines Tages Gerechtigkeit zu erfahren.

∞

Acht Jahre lang war Stella wöchentlich im Bostoner Erzbistum erschienen, um ihren Erstgeborenen zu sehen. Im ersten Jahr ließ sie der Ordensbruder, den James Evans zum Erziehungsberechtigten ernannte hatte, nie mit dem Kind allein. Es war eine psychische Folter und zugleich eine Demütigung. Erst als das Baby anfing, zu krabbeln und schließlich zu laufen, bekam sie innerhalb des Bistums eine größere Bewegungsfreiheit. Bei schönem Wetter durfte sie sich mit ihrem Sohn im Garten aufhalten, doch beschattet, wenn auch mit Abstand, wurde sie immer. Monate vergingen, und Stella blieb es nicht verborgen, dass ihr Junge ab dem dritten Lebensjahr jede Woche eine andere Laune hatte. Mal war er zugänglich, sieben Tage darauf verschlossen, beim nächsten Wiedersehen gab er sich hyperaktiv. Es gab Treffen, bei denen der Junge kein Wort von sich gab, dann wieder welche, bei denen er lebhaft und unbekümmert war. Die Stimmungsschwankungen wurden von Jahr zu Jahr extremer, manchmal sogar beängstigend. Schon deswegen entging es der Mutter nicht, dass nicht nur ihr Leben, sondern auch das ihres Kindes durch traumatische Erfahrungen negativ beeinflusst worden war. Den Erstgeborenen aus dem Kloster zu holen erwies sich als unmöglich. Schon bei der Andeutung eines solchen Gedankens konnte Stella ihren Sohn in der darauffolgenden Woche nicht besuchen. Die Tyrannei ließ erst im sechsten Jahr nach, weil sich Mutter und Kind scheinbar vollends untergeordnet und angepasst hatten. Tatsächlich hatten beide jedoch ein Abkommen geschlossen, das erst durch das Alter des Jungen möglich geworden war. Stella konnte es nicht leugnen, dass sich

ihr Sohn prächtig entwickelt hatte, was auf die Erziehungsmethoden des Bistums und auf die des Ordensbruders zurückzuführen war. Ihr Junge konnte bereits frühzeitig sehr gut lesen und rechnen, und er hatte trotz der erlittenen Qualen innerhalb der Bistumswände keine körperlichen Schäden davongetragen. Selbstverständlich war der Erstgeborene noch längst nicht so reif, um zu verstehen, was seine Mutter mit ihren Verhaltensvorschriften bei ihm erreichen wollte, aber er besaß die Fähigkeit, ihre Gefühle nachzuvollziehen. Wie seiner Mutter war ihm die körperliche Unversehrtheit genommen worden. Auch sein Stolz hatte zu oft Erniedrigungen erfahren. Stella begann, ihren Sohn wöchentlich auf ein Leben nach dem Dasein im Bistum vorzubereiten, und an den anderen sechs Wochentagen kümmerte sie sich um ihre drei Kinder zu Hause. Es war von Vorteil, dass sie sich am Anfang eine Babysitterin und später eine Kinderbetreuerin leisten konnte. Ohne Hilfe hätte sie es niemals geschafft, die Jungen im Zaum zu halten. War es nach ihrer Geburt zunächst nur das Geplärre, das sie zu überfordern drohte, waren es mit zunehmendem Alter auch die Wesenszüge und die Lebhaftigkeit der Kinder.

Manchmal wusste Stella nicht, welchem der eineiigen Kinder sie zuerst hinterherlaufen sollte. Während der eine nach links verschwand, bogen die anderen zwei in entgegengesetzte Richtungen ab, und je älter die Jungen wurden, umso mehr Spaß hatten sie daran, ihre Nanny und ihre Mutter auf Trab zu halten. Hinzu kam ein außergewöhnliches Problem: Der Kinderbetreuerin gelang es nicht, die Jungen auseinanderzuhalten. Sogar Stella als Mutter hatte damit Mühe und

wusste oft nicht, ob sie nach einem Unfug mit dem tatsächlichen Übeltäter schimpfte. Die Nachbarschaft und Stellas spärliches soziales Umfeld beklagten sich häufig über die drei Jungen, die nichts als Unsinn im Kopf zu haben schienen. Allerdings war auch in diesen Kreisen niemand imstande, mit Sicherheit zu sagen, welches Kind sich einen üblen Scherz erlaubt hatte. Viele Freunde, Bekannte und Nachbarn sahen in Stella dennoch eine Frau, die Mutter geworden war und den Mut aufgebracht hatte, ihre Kinder allein großzuziehen. Obwohl es Gerüchte gab, wusste außer den Beteiligten keiner, wer der Vater war.

Stella hatte niemanden in die wahren Ereignisse involviert. Niemand ahnte, dass Stella nicht drei, sondern vier eineiige Kinder zur Welt gebracht hatte. Schließlich kam der Tag, vor dem die misshandelte Frau mehr Angst hatte als vor einer erneuten Vergewaltigung. Ihr war von James Evans erlaubt worden, den Erstgeborenen mit nach Hause zu nehmen. Zwei Gründe waren dafür ausschlaggebend: Der erste bezog sich auf das Erzbistum Boston. Hinter vorgehaltener Hand geriet die religiöse Institution zunehmend ins Gespräch, aber noch nicht in den Blickpunkt der Ermittlungsbehörden. James wollte jedoch handeln, bevor es so weit war. Das zweite Motiv für seine Geste war die Zeit. Neun Jahre waren seit der Vergewaltigung vergangen, kein Mensch hatte Stella Gehör geschenkt und ihr geglaubt. Viel wahrscheinlicher war, dass sie sich mit einer Anschuldigung zusätzliche Probleme aufhalsen würde. Warum also den Erstgeborenen noch festhalten? Für Stella Stockwell ging einerseits ein Traum in Erfüllung, andererseits war ihr be-

wusst, dass die Existenz des Erstgeborenen in ihrem Haus und Umfeld für zahlreiche Konflikte sorgen würde. Auch die Kinder, die in ihrer Obhut aufgewachsen waren, wussten nicht, dass sie noch einen gleich aussehenden Bruder hatten. Ärger war somit in vielschichtiger Art vorhersehbar.

Eifersucht untereinander konnte keinesfalls ausgeschlossen werden, ebenso wenig erneute Anfeindungen von Dritten und zudem Probleme im Bekanntenkreis. Bis dahin war es der Mutter von Vierlingen gelungen, sich mit drei Kindern eine familiäre Idylle aufzubauen. Klar, die drei Jungs waren manchmal anstrengend und trotzig, aber zu keinem Zeitpunkt respektlos. Irgendwelche Anzeichen, dass einer von ihnen auf die schiefe Bahn geraten könnte, gab es nicht. Stellas Befürchtungen hinsichtlich des Erstgeborenen erwiesen sich jedoch zumindest in den eigenen vier Wänden als unbegründet. Die drei Jungen nahmen ihren Bruder in einer Weise auf, die herzzerreißend war. Aber die Familienzusammenführung warf zwangsläufig viele Fragen auf. Das traf vor allem auf die Geschwister zu, die bei ihrer Mutter aufgewachsen waren. Die nach dem Erstgeborenen geborenen Jungs wollten unbedingt erfahren, wo ihr Bruder die letzten Jahre verbracht hatte, und ihre Neugier wuchs täglich. Wer und wo war ihr Vater, weswegen waren sie als Vierlinge getrennt worden, und warum wurden sie immer wieder auf der Straße schief beäugt?

Mit diesen und ähnlichen Fragen konfrontierten drei der vier Kinder ihre Mutter. Irgendwie gelang es Stella, ihre Söhne auf andere Gedanken zu bringen und sie über Wochen hinweg hinzuhalten, doch der Tag der Wahrheit ließ

sich nicht aus dem Kalender streichen. Nachdem die Jungs die gesamte Wahrheit über ihre Zeugung und die damit verbundenen Umstände erfahren hatten, änderte sich das Leben aller. Plötzlich musste James Evans nicht mehr über Stella nachdenken, sondern sich abwechselnd mit einem der Vierlinge auseinandersetzen, die erpicht darauf waren, ihn zur Rede zu stellen. Zunächst ließ sich der Bauunternehmer von den Jungs nicht beeindrucken, in seinen Augen waren sie Kinder, die noch keine Ahnung vom Leben hatten. Schon deswegen sah er sie nicht als eine Bedrohung an. Um sie von sich fernzuhalten, sie abzulenken und damit zum Schweigen zu bringen, tat er das, was er am besten konnte: manipulieren und bestechen. Sein leiblicher Sohn bekam ein höheres Taschengeld, einige seiner Freunde wurden für Schikanen an den Vierlingen und ihrer Mutter bestochen, und eine bereits berüchtigte Jugendgang erhielt Geld, wenn den Stockwells Leid zustieß. Der Plan ging auf, allerdings beinhaltete er keine Strategie, die ein Leben lang umgesetzt werden konnte. Die Vierlinge wurden größer, stärker, reifer und klüger. Obwohl sie gegenüber ihren Peinigern in der Unterzahl waren, wussten sie sich im Laufe der Jahre besser zu wehren.

Nachdem der größte Bauunternehmer der Stadt lange Zeit Ruhe gehabt hatte, begannen die Jungs ab ihrem fünfzehnten Lebensjahr damit, ihn erneut verbal anzugreifen, und sie scheuten nicht davor zurück, seine Frau mit den Vorwürfen zu konfrontieren. James Evans erkannte, dass die Vierlinge durch psychischen und physischen Terror nicht mehr zu zähmen waren. Merkwürdigerweise imponierte es ihm,

schließlich war er der Vater, und die vier Jungs schienen seine kämpferischen und willensstarken Gene geerbt zu haben. Insgeheim bewunderte er die Ausdauer und Leidensfähigkeit der Vierlinge und fand es lobenswert, dass sie trotz der Schikanen in der Vergangenheit nicht von ihrem Ziel abgewichen waren, ihn an den Pranger zu stellen.

Dem stadtbekannten und angesehenen James wurde klar, dass die Zeit gegen ihn lief. Die Stockwell-Teenager hätten ihm mit ihren Aussagen nichts anhaben können, doch wegen der Fortschritte in der Genforschung drohte ihm ein Vaterschaftsprozess. Der Skandal wäre immens gewesen. Die Gefahr, ruiniert und doch noch als Vergewaltiger entlarvt zu werden, begann wegen der älter werdenden Jungs Konturen anzunehmen. James sah sich deswegen zur Anwendung einer neuen Taktik gezwungen. Anstatt zu versuchen, Stella und ihre Söhne durch Gewalt einzuschüchtern, schlug er den entgegengesetzten Kurs ein. Die von ihm misshandelte Stella erhielt ein beträchtliches Schweigegeld und dazu das Versprechen, dass er für das Studium und die Ausbildung der Vierlinge aufkäme. Zudem schwor er den Jungs, ihnen ein Startkapital für ihre Zukunft zukommen zu lassen.

James Evans wäre nicht ein erfolgreicher Geschäftsmann geworden, wenn er bei seinen Zugeständnissen nicht einen Hintergedanken verfolgt hätte. Bis dahin hatten die Vierlinge ein perfektes Verhältnis zueinander. Sie waren vier individuelle Wesen, für Dritte wegen ihres Aussehens jedoch eine einzige Person. Die Geschwister wussten diese Komponente für sich auszunutzen. Sie wechselten zunächst aus Spaß ihre Identität, später bei Bedarf: War der eine schlecht

in Mathe, legte ein anderer die Prüfung ab, konnte von einem ein Termin nicht wahrgenommen werden, ging ein anderer Vierling hin. Es gab keine Situation, in der Stanley, Harvey, Dean und Sean, genau in dieser Reihenfolge waren sie geboren worden, nicht die Rolle eines anderen der Vierlinge übernehmen konnte. Die Identität zu tauschen war im Laufe der Zeit für die Vier zur Sucht geworden. Während des Studiums schreckten sie sogar nicht davor zurück, es bei weiblichen Eroberungen zu praktizieren. Damit bewahrheitete sich, was viele Elternpaare für Unsinn hielten. Das Zusammengehörigkeitsgefühl von Mehrlingen konnte nicht mit dem von Geschwistern verglichen werden, die im Abstand von einem oder mehreren Jahren zur Welt gekommen waren.

Trotzdem gelang es James Evans nach und nach, einen Keil zwischen die Vierlinge zu treiben. Es war ein langwieriger Prozess, der schleichend stattfand, aber von Erfolg gekrönt war. Stanley, Harvey, Dean und Sean befanden sich danach in einem Dilemma, das in der Folge zu einer Familientragödie führte.

2. Kapitel

Boston, vor zwei Jahren

Es war ein frostiger Monat. Der eisige, böige Wind hatte mit nichts und niemandem Erbarmen. Die Temperaturen lagen unter dem Gefrierpunkt, aber das war für die Einwohner der Stadt zu dieser Jahreszeit fast schon ein Ritual. Schlittschuhlaufen auf dem »Frog-Pond« im »Boston-Common« und ausgiebige Spaziergänge durch den Park gehörten im Winter dazu, doch beides war wegen des Wetters nicht möglich. Die Wolken, die unter graubedecktem Himmel dahinzogen, schienen sich im Wettlauf mit einem Formel-1-Rennwagen zu befinden, so heftig wirbelten die Luftströme umher. Diese brachten oft stundenlang klirrende Kälte aus dem Norden, vollführten eine Drehung und schütteten schließlich beißende Eispartikel über der Metropole aus. Viele Menschen hatten das neue Jahr mit guten, herausfordernden Vorsätzen begonnen, diese jedoch bereits nach wenigen Januartagen vergessen oder aufgegeben. Selbstdisziplin war eben eine Eigenschaft, die nicht einfach zu haben war. Mit dem Rauchen aufzuhören, dem Alkohol zu entsagen und dies und das besser zu machen, es waren häufig Illusionen, womöglich sogar Selbstbetrug. Schon in der ersten Jahreswoche wurde den meisten Leuten bewusst, dass sie über eine Willensschwäche verfügten, die ihre angestrebten Ziele kläglich scheitern ließe. Nicht anders erging es den Stockwell-Vierlingen im Stadtteil »Back Bay«, einem der reichsten Wohnviertel in den Vereinigten Staaten. Sie

hatten sich zum Jahreswechsel viel vorgenommen, insbesondere hinsichtlich des Umgangs miteinander. Dem Vorsatz war ein jahrelanger Streit vorausgegangen, der seinen Ursprung in ihren unterschiedlichen Werdegängen besaß. Gefördert wurden die manchmal ausufernden Zwistigkeiten durch familiäre und häusliche Verhältnisse, die verworren und teilweise undurchsichtig waren.

Das vorherrschende Chaos hatte bereits bei der Geburt der Geschwister begonnen. Die eineiigen Stanley, Harvey, Dean und Sean erblickten im zweiminütigen Abstand das Licht der Welt. Bei ihnen handelte es sich um das Ergebnis einer Vergewaltigung, die von ihrer Mutter aus Scham, großer Angst und aufgrund eines viel später gezahlten Schweigegelds nie zur Anzeige gebracht worden war. Zudem wäre es vor neununddreißig Jahren einem Selbstmord gleichgekommen, gegen einen der mächtigsten Männer Bostons aufzubegehren. Damals hatte sie weder den Mut noch die Kraft gehabt, gegen den leiblichen Vater ihrer Söhne vorzugehen. Die Kinder nahmen sie vollkommen in Anspruch, und als alleinerziehende Mutter hatte sie ohnehin genügend Grabenkämpfe mit redefreudigen Nachbarn durchzustehen. Erst als die eineiigen Brüder zu Hause vereint waren und sich in einem Alter befanden, in dem sie die Situation begreifen konnten, erfuhren sie die Wahrheit über ihren Entstehungsprozess. Lange hatte sich die Mutter geweigert, ihnen den Namen ihres Erzeugers zu nennen, doch irgendwann ließ es sich nicht mehr vermeiden. Die für andere gar nicht oder nur schwer voneinander zu unterscheidenden Vierlinge reagierten, wie es ihre Mutter erwartet hatte, nämlich

völlig verschieden. Die kaum zu begreifende äußerliche Ähnlichkeit traf nämlich nicht auf ihr Wesen zu. Die von ihr bis dahin aufgebaute Familienidylle fing an, zu bröckeln. Es kam der Tag, an dem jeder der Vier einen Kurs einschlug, der die Lunte für den Streit untereinander entzündete.

Harvey, der Zweitälteste, schien dabei noch der Vernünftigste zu sein: Er verhielt sich neutral, obwohl er sich gelegentlich in einem Zwiespalt wiederfand, mit dem kein Familienmitglied umgehen konnte. In eher strengen Stunden hielt er seiner Mutter vor, hinsichtlich einer Anzeige und einer eventuellen Abtreibung falsch gehandelt zu haben. Schon am kommenden Tag konnte sich seine Ansicht vollkommen gedreht haben. Richtig schlau wurde aus Harvey niemand, denn seine wankelmütige Neutralität ließ es zu, dass er sich bei den seltenen Besuchen im Haus seines leiblichen Vaters nicht anders benahm. Mal nahm er ihm den sexuellen Übergriff übel, beim nächsten Erscheinen war er locker und entspannt, als ob nie eine Vergewaltigung stattgefunden hätte. Mitunter gab es Wochen, in denen der Eindruck entstehen konnte, Harvey wäre ein Waise, und ebenso Wochen, in denen er wie ein Muttersöhnchen auftrat. Harveys labile Wesenszüge hatten jedenfalls nicht zugelassen, dass er sich gegen seinen Erzeuger entschied. Mit seinen Brüdern hatte er ihn vor Jahren regelmäßig aufgesucht und zur Rede stellen wollen. Jeder von ihnen bekam die Gelegenheit eines Vieraugengesprächs und war danach vor die Wahl gestellt worden. Erst nach ihrem Studium und ihrer Berufswahl war ihr Vater endgültig bereit gewesen, Wiedergutmachung an ihnen zu leisten, allerdings nur, wenn sie die Ver-

gangenheit ruhen ließen. Harvey war einverstanden, aber nicht erpicht darauf, sich in irgendeiner Weise bestechen oder manipulieren zu lassen. Er hatte vor, seine Zukunft selbst und ohne Hilfe zu gestalten. Doch für ihn galt es, mehrere Aspekte zu berücksichtigen. Einerseits gab es die langjährigen Torturen, die von James angezettelt worden waren. Andererseits war es verlockend, den Zukunftsaussichten, die ihnen zugesagt wurden, zu widerstehen. So war Harvey eben: labil, beeinflussbar, durchaus zuverlässig, aber auch ein Mensch, der sein Leben genießen wollte, ohne zu viel dafür tun zu müssen. Tatsache war, dass er eine Art Hassliebe zu seinem Vater entwickelt hatte.

Sean, der Jüngste, seit jeher mehr als seine Brüder seiner Mutter zugetan, hatte die Angebote seines leiblichen Vaters zunächst entrüstet und voller Abscheu abgelehnt und war schließlich doch darauf eingegangen. Er ließ sich das Studium und die Ausbildung bezahlen, hielt sich ansonsten jedoch von James Evans fern. Ob Vater oder nicht, er konnte nicht vergessen, was sein Erzeuger seiner Mutter und seinen Brüdern angetan hatte. Aus diesem Grund kam für ihn ein engerer Kontakt nicht in Betracht. Obwohl er der jüngste der vier Brüder war und es unter den Geschwistern viele Unstimmigkeiten gab, war er jahrelang derjenige, von dem der Ton und die Vorgehensweise beim Widerstand gegen ihre Peiniger angegeben wurde. Insbesondere für Harvey war Sean der Bruder, zu dem er aufschauen und von dem er vieles lernen konnte.

Nur Dean, der Zweitjüngste, hatte von Anfang an einen Narren an seinem Vater gefressen. Sean warf ihm das immer

vor, und es endete fast immer in einem Streit. Dean ließ sich davon nicht beirren und arbeitete wie besessen daran, in die Fußstapfen seines Erzeugers zu treten. Er wollte unbedingt mehr von dem Kuchen haben, den sich der Vergewaltiger aufgebaut hatte. Alle anderen Zuwendungen seines leiblichen Vaters sah er als Almosen an, mit denen er sich nicht zufriedengeben wollte. Vom Wesen her war Dean vollkommen anders als seine Brüder, nur in einem Punkt besaßen sie eine Gemeinsamkeit: Die Schläge, Gemeinheiten, Überfälle, Knochenbrüche, blauen Augen und Verleumdungen, die ihnen auf James Evans` Anweisungen zugefügt worden waren, hatten sich in ihre Köpfe eingebrannt.

Das galt auch für Stanley, den Erstgeborenen. Äußerlich hätte Stanley einer seiner Brüder sein können, innerlich war er ein Mensch, den nur wenige Eigenschaften mit seinen Geschwistern verbanden. Die Zeit im Erzbistum nagte an ihm, ebenso wie die Ereignisse während des Erwachsenwerdens. Für ihn waren die Geldzahlungen seines Vaters lächerlich und beleidigend. Allein der Gedanke, dass sein leiblicher Vater glaubte, mit Geld alles wiedergutmachen zu können, war für ihn eine Erniedrigung. Er nahm das Geld dennoch an, schon deswegen, um James Evans ein wenig ärmer zu machen. Stanley war der Letzte, der nach der Geburt nach Hause gekommen war, und er war der Erste, der die vier Wände seiner Mutter verließ.

Die Vierlinge wurden erwachsen und begannen, ihre eigenen Ziele zu verwirklichen. Harvey ging wie geplant seinen Weg, ohne endgültig Partei für seine Mutter, den Vater oder einen seiner Brüder zu ergreifen. Sean hingegen besaß nicht

die hochgesteckten Ambitionen seiner Geschwister. Er sah das Leben lockerer und fühlte sich wie der Mann im Haus, nachdem Stanley, Harvey und Dean die Wohnung der Mutter verlassen hatten.

Die Zeit verging und hielt für die vergewaltigte Frau auch noch eine Portion Liebesglück bereit. Der Mutter, die sich bis zur Volljährigkeit ihrer Söhne von den schönen Dingen des Lebens fast komplett abgewandt hatte, gelang es, ihre Verbitterung abzulegen. Sie ging aus, konnte sich vor Verehrern kaum retten und traf einen Mann, der ihr Herz eroberte. Es war Liebe auf den ersten Blick, und sie entschlossen sich zur Trauung. Die zerstrittenen, allerdings nicht verfeindeten Brüder Stanley, Harvey, Dean und Sean Stockwell und sogar deren leiblicher Vater James Evans sowie dessen Familie waren bei der Hochzeit zugegen. Alles hatte sich zum Guten gewendet, doch Stellas Glück war nicht von langer Dauer.

∞

Am Silvesterabend war zur Freude Stellas endlich Frieden unter den Brüdern geschlossen worden. Hoch und heiliger als heilig, voller Inbrunst und nach bestem Wissen und Gewissen hatten sie sich kurz vor dem Jahreswechsel versprochen, sich nicht mehr in das Leben der jeweils anderen und deren jeweiligen Umgang mit James Evans einzumischen. Sie gaben sich das Ehrenwort, wieder zusammenzuhalten und es untereinander zu akzeptieren, wer vor ihnen am Leben ihres leiblichen Vaters teilhaben wollte.

Harvey hatte ohnehin kein Problem mit einem Familienangehörigen, außer in den Momenten, in denen ihn zwiespältige Gefühle überkamen. Diese traten immer dann auf, wenn er bei seiner Mutter oder bei deren Vergewaltiger zu Besuch war. War er zu Gast bei Stella Stockwell, so hatte seine Mutter vor ihrer Heirat geheißen, wurde er von einem schlechten Gewissen gegenüber seinem leiblichen Vater geplagt. Obwohl er ihn eigentlich hätte hassen müssen, konnte er es nicht, schließlich hatte James Evans einiges zu seinem Dasein beigetragen. Befand sich Harvey bei ihm, hatte er ein schlechtes Gewissen gegenüber seiner Mutter. Damit ließen sich auch Harveys Besuchszeiten bei seiner Mutter erklären: Er kam oft unangemeldet und blieb häufig nur so lange, wie er seinen Zwiespalt ertragen konnte. Auf Wunsch seines Stiefvaters sollte ein Jahreswechsel und eine Familienzusammenführung in dessen Haus gefeiert werden. Harvey wollte die Spannungen in der Familie endgültig beenden und sämtliche Konfrontationen der Vergangenheit angehören lassen. Er nahm die Einladung sofort an.

Harvey hatte keine Lust mehr, ständig zwischen seinen Brüdern zu stehen und zu vermitteln. Er verstand sich blendend mit Sean und war Dean aufgrund beruflicher Abhängigkeiten gewissermaßen hörig. Zwar hatte Harvey seinen Weg eisern verfolgt, allerdings war er zu oft gestolpert. Sein Verhältnis zu Stanley war so, wie es gegenüber einem älteren Bruder sein sollte, respektvoll und doch sehr eng. Irgendwie war Harvey froh, nicht der Älteste zu sein und ständig als Vorbild für seine jüngeren Brüder fungieren zu müssen. Ohne zu zögern, waren auch Stanley, Dean und Sean der Einladung gefolgt. Dass Sean und Stanley kommen würden, lag auf der Hand, doch Deans Zusage kam unverhofft. Niemand in der Familie wusste, dass er den Silvesterabend ansonsten allein hätte verbringen müssen. Seine Söhne, überaus verwöhnte Studenten in Oxford, wollten Silvester mit Freunden feiern, und seine Ehefrau hatte den Abend einem ihrer ständig wechselnden Liebhaber versprochen. Dean wollte mit einer jüngeren Geliebten ausgehen, aber diese Frau hatte ihm eine Abfuhr erteilt. Sein Ärger darüber hielt sich in Grenzen, nachdem ihm von seinem Stiefvater die Offerte telefonisch überbracht und die Friedenspläne erläutert worden waren. Im Anschluss an das Gespräch war Dean ehrlich zu sich: Seine Zusage begründete nicht auf Interesse an einer Aussöhnung mit seiner Mutter, deren Mann und seinen Brüdern, sondern auf seinem Egoismus. Die Vierlinge waren an diesem Silvesterabend mittlerweile achtunddreißig Jahre alt. Sie hatten eigene Familien mit Kindern gegründet, allerdings war nur noch Dean verheiratet. Harveys Ehe war wegen seines undisziplinierten

Lebenswandels gescheitert, während Sean ein Opfer seiner Treulosigkeit geworden war. Sogar Stanley hatte trotz seiner Vergangenheit im Erzbistum einer Trauung zugestimmt, aber die Liaison stand von Anfang an unter keinem guten Stern. Er ließ sich scheiden und kehrte nach Boston zurück, nachdem er einige Jahre in Kalifornien gelebt hatte. Der Hang zu Männern war größer als die Zuneigung zu seiner Frau und den zwei Kindern.

Sean hatte die Einladung aus berechtigten Motiven als Erster erhalten. Er war auf seinen Stiefvater einerseits eifersüchtig, andererseits sah er in ihm einen Mann, der seiner Mutter auch Leid und Schmerz zufügen könnte. Deswegen nahm er Stella die Hochzeit ein wenig krumm, ohne ihr wirklich böse zu sein. Sein Verhältnis zu beiden besaß viele Facetten, die sich schwer erklären ließen und von seiner stündlich wechselnden Tageslaune abhängig waren. Mal war er distanziert, dann wieder gesprächig. Mal konnte er so etwas wie ein Familienleben entwickeln, aber er konnte sich auch rasch in einen Störfaktor verwandeln. Trotz aller widersprüchlichen Wesenszüge und der vorhandenen Befangenheiten sagte auch Sean sein Kommen zu. Er und Dean trugen die Hauptschuld an den Streitigkeiten in der Familie. Der Jüngste konnte seinem Bruder bis dahin nicht wirklich verzeihen, dass er und ihre Mutter von ihm in Stich gelassen worden waren. Immer wieder kam er auf das Fehlverhalten des Älteren zu sprechen und warf es ihm vor. Hinzu gesellte sich Harvey, der nie wusste, auf welcher Seite er stehen sollte. Häufig entstand daraus eine verbale Auseinandersetzung, die oft beinahe eskaliert wäre. Vielleicht hatten Stella und ihr

Mann die Befürchtung gehegt, dass es ausgerechnet am Silvesterabend zu einer Prügelei unter den Brüdern kommen könnte, doch entgegen allen negativen Omen verlief der Jahreswechsel so harmonisch wie nie zuvor. Während des Abendessens konnte nur sie sich an den letzten gemeinsamen Silvesterabend im Kreis ihrer Kinder erinnern. Er lag ewig zurück und hatte in ihren Augen in einem anderen Leben stattgefunden. Damals hätte sie nie geglaubt, jemals einen Mann lieben und heiraten zu können. Ihre Söhne hatten sich am Anfang ihrer Pubertät befunden und immer mehr Interesse an ihrem leiblichen Vater gezeigt. Für Stella wurde es damit Zeit, ihren Kindern ein lange gehütetes Geheimnis zu offenbaren. Seitdem hatte es nie mehr einen Silvesterabend zu fünft gegeben. Nun waren sie sogar zu sechst, und dementsprechend glücklich fühlte sie sich.

Doch Stellas Freude wurde viel zu schnell und brutal getrübt. Bereits beim Frühstück am Neujahrstag kam es unter den Mehrlingen wegen gegenseitiger Sticheleien zunächst zu verbalen Differenzen. Zunächst leise, schließlich lauter, letztlich schreiend. Ein Wort gab das andere. Es wurden Beleidigungen geäußert, die den Bruderzwist eskalieren ließen. Es kam zu einem harmlos erscheinenden Handgemenge.

Mit einem Stoß gegen die Schulter des einen fing es an, eine deutlich heftigere beidhändige Gegenreaktion führte zum Verlust aller Hemmungen. Die zunächst komödiantische Familientragödie verwandelte sich mit jedem Hieb zu einem immer brutaler werdenden Horrorfilm. Frust prallte auf Gier, Neid schlug auf Gewinnsucht, Enttäuschung drosch

Gleichgültigkeit, Wut traf auf Verharmlosung, Verletzlichkeit prügelte gegen Jähzorn, abgestempelte Verlierer züchtigten selbsternannte Gewinner. Die Vierlinge bewarfen sich mit beleidigenden Ausdrücken, hauten sich ihr Dasein um die Ohren und boxten sich dabei den Verstand aus ihren Köpfen. Gläser zerbarsten, Gegenstände wie Kerzenständer flogen umher, Möbel wurden in Mitleidenschaft gezogen, es wurde gekratzt, gebissen, in die Augen gestochen. Ein Augenzeuge der Gewaltorgie hätte nicht sagen können, wer gegen wen kämpfte. Stanley, Harvey, Dean und Sean schlugen unkontrolliert und erbarmungslos aufeinander ein, und nur ein Hellseher hätte erkannt, was den Brüdern bei jedem Faustschlag durch den Kopf ging. Sie rangen miteinander, bis ihre Kräfte erlahmten. Das Gesetz des Stärkeren setzte sich durch. Aus der Schlägerei entwickelte sich eine Familientragödie, die unbekannt bleiben sollte, zumindest für längere Zeit.

Da waren sie, die Vierlinge, die ihre Jugendjahre und ihr Los nicht begreifen, ertragen und vergessen konnten. Stanley, Harvey, Dean und Sean, jeder von ihnen hätte zahlreiche Gründe besessen, um sich an James Evans und den von ihm bezahlten Handlangern, zu denen auch sein Sohn gehörte, zu rächen.

Vergeblich versuchten Stella und ihr Mann, die Mehrlinge zu trennen. Ihre Bemühungen lösten stattdessen ein furchtbares Blutbad aus. Ein Vierling wusste sich nicht anders zu helfen, er griff wegen der eben gehörten Beleidigungen und der Erniedrigungen in all den Jahren nach einem auf dem Frühstückstisch liegenden Brotmesser und stach rücksichts-

los zu. Er traf Stella in den Bauch, und für einen Moment traten Schock und Stille ein. Nachdem der Ehemann neben der Schwerverletzten klagend auf die Knie gegangen war und sich über sie gebeugt hatte, stieß der Vierling dem wehrlosen Stiefvater das Messer mit voller Wucht in den Rücken. Kaum geschehen, stürzten sich seine Brüder auf ihn.

Während der Prügelei kam durch die verzweifelten Vorwürfe zutage, wie sehr und unterschiedlich die Vierlinge unter der Vergangenheit und Gegenwart litten. Der eine Bruder gab dem einen für dies die Schuld, der nächste machte den anderen für das verantwortlich. Damit offenbarte jeder, wie sehr sein Stolz und seine Seele verletzt worden waren. Es wurde ersichtlich, dass keine der erlittenen und gefühlt immer noch schmerzenden und blutenden Wunden jemals heilen würde. Die Vierlinge waren menschliche Wracks, und einer der Vier war dermaßen wütend und vom Leben enttäuscht, dass er beschloss, als Racheengel aufzutreten. Nach der Schlägerei verließ er in aller Ruhe das Haus seines Stiefvaters, und niemand hätte sicher sagen können, wer aus dem Gebäude getreten war. Bei ihm hatte der im Kopf und Herz aufgestaute Hass einen Weg auf die Oberfläche gefunden. Alle belastenden Gefühle und Erinnerungen waren wie ein Vulkan explodiert. Bei dem Vierling, der den Bruderkampf für sich entscheiden konnte, waren ohne Vorwarnung plötzlich sämtliche Qualen zutage gekommen, die er seit seiner Geburt erlitten hatte. Damit war er zu einer tickenden Zeitbombe geworden, die nur eines wollte: Rache! Vergeltung für alles und an jedem, der ihn einst in irgendeiner Form gedemütigt hatte und der ihn in der Gegenwart

nicht ernst nähme. Kein Mensch war imstande, ihn als den Mann zu erkennen, der er in Wirklichkeit war. Ob es sich bei ihm um Stanley, Harvey, Dean oder Sean handelte, niemand vermochte es zu sagen. Aus einem der Mehrlinge wurde eine Person, die nicht identifiziert werden konnte und die deswegen den Namen John Doe erhielt. Der Racheengel namens John ging nicht unüberlegt vor, sondern begann, einen Vergeltungsplan zu schmieden, der viel Zeit in Anspruch nahm. Obwohl John später einen Teil seines Plans in Realität umsetzen konnte, gab er dem Bostoner Morddezernat erst ab einem von ihm gewählten Zeitpunkt Rätsel auf.

Die Prügelorgie und das daraus entstandene Gemetzel waren der Anfang des Horrorszenarios, vor dem Detective Forrest Waterspoon Monate später stehen sollte. Damit brach eine Zeit an, die ihn an allem zweifeln und noch mürrischer werden ließ, als er ohnehin schon war.

3. Kapitel

Boston, Mai 2018

Forrest Waterspoon war unzufrieden, mit sich, der Welt und überhaupt. Es lag zum Teil an seinem letzten Fall und den Konsequenzen, die sich daraus für sein Privatleben ergeben hatten. Seiner Adoptivtochter wegen eines Versprechens verschweigen zu müssen, dass ihr leiblicher Vater am Leben war und dass sie außerdem eine zweieiige Zwillingsschwester hatte, besaß ein Gefahrenpotenzial für den Familienfrieden. Hinzu kamen persönliche Details, die seine Laune negativ beeinflussten. Den ersten Stimmungsdämpfer hatte er am Ende des vergangenen Jahres erhalten: Keinesfalls wollte er während der Weihnachtstage zunehmen. Optimistisch gestimmt, betrat er am Neujahrstag die Waage. Drei Kilogramm mehr ließen seinen Gemütszustand zunächst in den Keller fallen und schließlich rebellisch werden. Viel mehr Bewegung als bisher schien die einzige Lösung für seine Gewichtszunahme. Er nahm sich vor, fortan zu Fuß zur Arbeit zu gehen, was sich jedoch unmöglich bewerkstelligen ließ.

Da war zunächst das schlechte Wetter. Erschwerend kam hinzu, dass er in seinem Job ohne Auto aufgeschmissen wäre. Mörder zu bitten, ihre Kapitalverbrechen vor oder in der Nähe des Departments auszuüben, war eine Illusion. Da ihm aber kein Dienstwagen zur Verfügung stand, musste er sein Auto benutzen. Vor oder nach dem Dienst spazieren zu gehen, vielleicht sogar mit seiner Frau an der Hand, erwies

sich als undurchführbar. Bei einem Spaziergang vor der Arbeit hätte Betty ihm die Pest an den Hals gewünscht, denn im Gegensatz zu ihm stand sie nicht berufsbedingt früh auf. Nach dem Job durch die Straßen oder Parks der Stadt zu wandern war für ihn eine Horrorvision. Deswegen hatte sich an Forrests peinlicher Kondition und seinem noch überschaubaren Gewichtsproblem nichts geändert. Ihm setzten auch die Geheimnisse zu, die er mit sich herumtrug und die ihn zumindest finanziell auf Trab hielten. Mollys Zwillingsschwester zu helfen sah er wegen der Vorgänge in der Vergangenheit als seine Pflicht an. Er hatte für Claire eine Wohnung gemietet, diese einrichten lassen und der verständlicherweise verstörten Frau zudem eine psychiatrische Betreuung und einen Privatlehrer besorgt. All das geschah im Rücken seiner Familienangehörigen, weswegen er ständig unter moralischem Druck stand.

Dafür schienen die Tötungsdelikte abzunehmen: Es sah ganz danach aus, als ob ein Unbekannter sämtliche Mordpläne in Boston vereitelt hätte und alle künftigen Täter aus der Stadt gewiesen worden wären. Detective Forrest Waterspoon war praktisch arbeitslos und saß über irgendwelchem Schreibkram in seinem Büro.

Auf dem Weg ins Department konnte Forrest nicht ahnen, dass der berufliche Frieden ausgerechnet ihm, einem bekennenden Ungläubigen, eine fatale Rechnung in Form eines Kirchgangs präsentieren würde. Nachdem er das Präsidium betreten hatte, übergab ihm der diensthabende Wachmann ein Kuvert mit einem rätselhaften Schriftstück. Damit begann für Forrest eine Zeit, die ihn dazu zwang, die geistige

und körperliche Lethargie der zurückliegenden Monate abzuschütteln. Schon das Schreiben ließ ihn nachdenklich werden. Ein Unbekannter hatte es an der Pforte abgegeben und darauf gedrängt, dass das Kuvert umgehend an ihn weitergeleitet wird. Der Überbringer der Botschaft bestand ausdrücklich darauf, dass nur ihm das Schreiben auszuhändigen war. Zu diesem Zeitpunkt befand sich der Ermittler noch nicht im Department. Als er wenige Minuten nach dem Ereignis das Gebäude betreten hatte, eilte der fremde Bote zum Wagen des Detective`s. Danach begab er sich mit schnellen Schritten zu einer in Augenweite befindlichen Haltestelle und stieg, ohne auf die Route zu achten, in den nächsten Bus. Forrest las die an ihn adressierten Zeilen:

»Wenn Sie ein Kapitalverbrechen verhindern wollen, begeben Sie sich sofort in die Kathedrale ›Holy Cross‹. Gelingt es Ihnen, wird nichts weiter geschehen, außer, Sie kommen nicht allein! Sollten Sie bei dem Versuch, einen Mord zu vereiteln, scheitern, werden viele Menschen sterben, zum Schluss Sie!«

Es waren diese Sätze, die Forrest dazu gezwungen hatten, einen Ort aufzusuchen, den er ansonsten gemieden hätte. Entgegen allen Vorschriften behielt er den Inhalt der Nachricht für sich und verließ das Präsidium mit eiligen Schritten. Der morgendliche Berufsverkehr gab ihm Zeit, über den Zusteller und das Schriftstück nachzudenken. Mit dem Beamten an der Pforte hatte er sich intensiv über den Überbringer ausgetauscht und dabei erfahren, dass der Mann trotz der Videokameras unmöglich zu identifizieren war: Er hatte seinen Kopf unter einem Motorradhelm versteckt. Das De-

tail war für den Detective von Bedeutung. Es sah so aus, als ob sich die unbekannte Person keinen albernen Scherz erlaubt hatte, ansonsten hätte er sich als Scherzbold zu erkennen gegeben. Es war unfassbar, aber tatsächlich liefen solche Idioten durch die Straßen der Stadt. Ihr Ziel bestand aus nichts anderem, als Aufmerksamkeit zu erlangen. Zu gern hätte Forrest gesehen, dass die nach Bekanntheit hechelnden Personen geteert und gefedert worden wären. Etwas anderes stand ihnen seiner Meinung nach nicht zu. Kaum hatte er die Worte des Kollegen vernommen, war er aus dem Gebäude geeilt und erhielt unverzüglich das nächste Indiz für eine ernstzunehmende Drohung: Hinter einem Scheibenwischer seines alten Vehikels, das er in Sichtweite des Departments geparkt hatte, war ein Zettel hinterlassen worden.

»Beeilung, die Zeit wird knapp!«

Er schüttelte den Kopf. Wer hatte den Satz geschrieben und war so unverschämt? Wissend, dass er leichtfertig agierte, setzte er sich hinter das Lenkrad seines Fords und schlug an der nächsten Kreuzung den Weg zu der historischen Kathedrale ein. Sie lag im Stadtteil South End und wäre bei normalem Verkehr in kurzer Zeit zu erreichen gewesen, doch er geriet in einen Stau, der ihm einige Flüche entlockte. Erst eine Dreiviertelstunde später stand er in der Kirche vor dem Altar. Das Gotteshaus war riesig, und trotz der imposanten Geschichte und denkwürdigen Ereignisse hatte es an Glanz verloren. Vergewaltigungen und Misshandlungen in der Vergangenheit warfen Schatten auf das gesamte Erzbistum der Stadt. Für Forrest waren diese skandalösen Verbrechen und die ungenügende Aufklärung ein

weiterer Anlass, keinem Allmächtigen den Zugang zu seinem Leben zu ermöglichen. Forrest sah sich um, schritt den Mittelgang zwischen den Sitzreihen entlang und blieb vor dem Altar stehen. Er drehte den Kopf nach links und rechts und blickte über die Schulter zum Eingang der Kathedrale. Verstreut saßen einige Betende auf den Holzbänken. Unter ihnen waren sicher ein paar Kirchgänger, die in dem Gemäuer auf der Suche nach dem Sinn des Lebens waren. Andere hatten die Hände gefaltet, hielten den Kopf gesenkt und sehnten den Gott herbei, der sie im Stich gelassen hatte. Dem Detective war es egal, er war nicht gläubig. Wenn er einer der Christen wäre, hätte er ausschließlich an die Hölle und den Satan geglaubt. Schon aus diesem Grund hatte er die Kirche nicht freiwillig aufgesucht. Die Fragen lauteten, von wem und warum er an diesen Ort zitiert worden war. Die Augen des Detective`s prüften die geheiligte Umgebung und richteten sich von einem Anwesenden zum nächsten. Er sah nichts Verdächtiges, dafür wurde ihm bewusst, dass er es war, der sich auffällig verhielt. Bestätigt wurde das durch die vorwurfsvollen und missbilligenden Blicke, die ihm zugeworfen wurden.

Forrest wandte sich dem Altar zu. War er doch einem Witzbold auf den Leim gegangen? Er trat zwei Schritte näher an den Arbeitsplatz eines Priesters und musterte die darauf stehenden Gegenstände. Ein Kreuz, ein Kelch, eine Bibel und eine Schale besaßen nicht die Kraft, ihn zu bekehren, aber ein Kuvert hatte sein Interesse geweckt. Es war ein Umschlag, der eindeutig nicht zum Equipment des Altars gehörte. Er nahm es an sich, da spürte er plötzlich eine Hand

auf seiner Schulter, und er wurde brüsk herumgerissen. Der Ermittler sah in ein erbostes Gesicht, das ihn dermaßen strafend ins Visier genommen hatte, als ob es sich bei ihm um einen Grabschänder handeln würde.

»Was machen Sie da?«, fauchte ihn ein Mann an, den er zuvor in einer der Sitzreihen gesehen hatte.

Forrest ignorierte die Worte. Behäbig zog er seine Dienstmarke hervor, um den Fragenden nicht zu provozieren, und hielt sie ihm unter die Nase. »Wie lange sind Sie schon hier?«, fragte er, anstatt eine Antwort zu geben.

Der Kirchenbesucher, der seinen Glauben offenbar nach dem Motto »Auge um Auge, Zahn um Zahn« zu praktizieren gewohnt war, wich einen Schritt zurück. »Entschuldigung, ich hatte angenommen, Sie wären einer von denen, die sich am Kircheneigentum bereichern.«

Der Detective winkte gleichgültig ab. »Hätten Sie die Güte, meine Frage zu beantworten«, bat er dafür strenger um die Auskunft.

Der Gläubige sah auf seine Armbanduhr. »Seit uns der Zutritt gewährt wurde, also rund zwanzig Minuten.«

»Uns?«

Der Mann trat einen Schritt zur Seite, deutete auf eine Frau inmitten der Sitzreihen und winkte ihr beruhigend zu. Als ob er vom Heiligen Geist aufgesucht worden wäre, änderte er sein zunächst aggressives und danach distanziertes Verhalten und wurde fromm. »Das ist meine Ehefrau. Wir sind zu Besuch bei ihren Eltern, die hier in Boston leben. Wir kommen aus Washington.«

Forrest nahm die Information mit einem gespielten Lächeln zur Kenntnis, da er den Grund des Stadtbesuchs nicht hätte wissen müssen. »Ist Ihnen während Ihrer Anwesenheit hier irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen?«, erkundigte er sich.

Der Mann schüttelte den Kopf. »Nein«, antwortete er, hielt in seiner Geste inne und verbesserte sich: »Wir haben nur vor der Kirche mitbekommen, dass sich einige Leute gewundert und beschwert hatten. Wie wir zu hören bekamen, ist es in den letzten Jahren nie vorgekommen, dass die Kirchentür acht Uhr verschlossen war, heute schon.«

Der Detective raunte nachdenklich. Hatte die Verspätung etwas mit dem an ihn adressierten Kuvert zu tun? Der Umschlag! Er hielt ihn in der linken Hand. Forrest bat den Mann um einen Moment Geduld, wandte sich von ihm ab und riss den Umschlag auf. Er zog den Inhalt aus der Hülle und faltete die Seite auseinander. Nur zwei Worte in Großbuchstaben waren unmissverständlich an ihn gerichtet worden:

»ZU SPÄT!«

Er schob das Blatt zurück in den Briefumschlag, steckte ihn in seine Gesäßtasche und drehte sich dem Kirchenbesucher zu. Aus dem Augenwinkel nahm er wahr, dass sich die Anzahl der Anwesenden gelichtet hatte. »Haben Sie gesehen, wer die Kirche aufgesperrt hat? Und die noch wichtigere Frage ist, ob diese Person noch hier ist?«

Der Tourist aus der Hauptstadt der Vereinigten Staaten sah sich um. »Es war ein Mönch«, sagte er und hielt vergeblich nach einem Mann in einer Kutte Ausschau. »Ich befürchte, niemand wäre in der Lage, ihn zu beschreiben. Er

hatte die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, und er trug den Kopf gesenkt wie ein reuiger Sünder.«

Die Aussage und der Umschlag am Altar ließen Forrest den Gedanken an einen Scherzbold vergessen. Er bedankte sich und eilte einer Frau hinterher, die gerade die Kathedrale verließ. Er erfuhr von ihr, dass »Holy Cross« jeden Tag acht Uhr morgens geöffnet wurde, nur eben nicht an diesem. Er war nach dem kurzen Gespräch mit der älteren Dame davon überzeugt, dass sich die unpünktliche Öffnung der Kirche keinesfalls einem Zufall zuschreiben ließ. Erneut schritt er zum Altar und versuchte, sich die Gesichter der Verbliebenen einzuprägen. Dabei kam ihm entgegen, dass sich keine Person einen Platz ausgesucht hatte, die ihr ein sofortiges Verlassen der Kirche ermöglicht hätte. In der vorletzten Reihe rechts saß eine blonde Frau, die ihn nicht beachtete. Fünf Bänke vor ihr ein Mann, der etwas tiefer in die Sitzreihe gerutscht war und es nicht für nötig hielt, den Detective eines Blickes zu würdigen.

Auf dem Weg durch den Mittelgang beäugte Forrest drei weitere Gläubige, die womöglich für sich oder ihre Angehörigen einen Segen ergattern wollten. Die Anwesenden saßen in verschiedenen Reihen, weswegen er davon auszugehen hatte, dass sich diese Menschen fremd waren. Danach durchquerte er die Kirche über die Seitengänge, ohne zunächst auf etwas Ungewöhnliches zu stoßen. Die Kirchenglocken verrieten dem Detective, dass er inzwischen eine volle Stunde in dem Gotteshaus zugegen war. Ihm wurde jedoch nicht nur deswegen mulmig, sondern vor allem aufgrund eines seltsamen Fundes.

Am Ende des Rundgangs hatte er in einer dunklen Ecke seitlich der Kirchenpforte eine helle Plastikflasche entdeckt. Sie stand auf dem Boden wie ein nicht umgefallener Kegel auf einer Bowlingbahn und trug keine Aufschrift. Forrest begab sich in die Hocke und wollte nach ihr greifen, aber ein unerklärlicher Instinkt und ein merkwürdiger Geruch ließen ihn in der Bewegung innehalten. Aus der Brusttasche seines karierten Hemdes holte er ein Feuerzeug hervor, betätigte es und leuchtete mit der Flamme den dunklen Winkel aus. Einige Zentimeter hinter der Flasche lagen schwarze Gummihandschuhe. Forrest hatte vor, den finsteren Bereich der Ecke zu beleuchten, begab sich auf die Knie und stützte sich mit der linken Handfläche auf dem an dieser Stelle hölzernen Boden ab. Im gleichen Augenblick durchfuhr ihn ein entsetzlicher Schmerz, der dafür verantwortlich war, dass er das Feuerzeug aus seiner rechten Hand fallen ließ.

Der Aufprall des Utensils verursachte einen Funken, aus dem eine Stichflamme wurde, die sich rasend schnell zu einem metergroßen brennenden Kreis verwandelte. Wegen des stechenden Schmerzes richtete sich der Detective blitzschnell auf. Diese Bewegung bewahrte ihn vor der in die Höhe schießenden Flamme. Er sah, wie seine Haut von einer ätzenden Flüssigkeit aufgefressen wurde, stand auf und rannte zu dem Weihwasserkessel am Haupteingang. Forrest kam es vor, als ob nicht der Holzboden in der Ecke der Kirche, sondern seine Hand brennen würde. Der Schmerz ließ nicht nach, aber die Wirkung der Säure schon. Wegen des geringen Inhalts im Weihwasserkessel lief er zum nächsten und tauchte die verletzte Hand mehrfach in die angeblich

gesegnete Flüssigkeit. Für ihn bestand der Segen ausschließlich in dem Vorhandensein des Wassers. Ansonsten hätte sich die Säure durch seine Hand gefressen. Von seiner Position übersah er das Kirchenschiff und erkannte, dass die von ihm beäugten Personen die Kathedrale verlassen hatten. Warum war ihm niemand zu Hilfe gekommen? Gehörte die unterlassene Hilfeleistung zu den angeblichen Zufällen an diesem Tag, denen er bisher begegnet war? Er zog die Hand aus dem Wasser und begutachtete die Wunde. In seiner Handinnenfläche war ein tief ausgefranstes Loch. Die Säure hatte das Fleisch angegriffen. Die verletzte Stelle pochte unentwegt und brannte wie das Feuer in dem dunklen Winkel der Kathedrale. Forrest erinnerte sich an den Standort eines Feuerlöschers, den er während seines Spaziergangs in der Kirche gesehen hatte. Trotz seiner Behinderung löschte er den Brand innerhalb einiger Sekunden. Außer Atem nahm Forrest in der letzten Sitzreihe Platz und überdachte das bis dahin Geschehene. Ein Unbekannter hatte ihn in die Kirche gelockt mit der Aussicht, dass er ein Kapitalverbrechen verhindern konnte. Der dritte Zettel hatte ihm zu verstehen gegeben, dass er zu spät gekommen war. Wo und wann war ein Mord passiert, fragte er sich. Oder galten die obskuren Ereignisse nur seiner Person? Hatte jemand vor, sich wegen einer früheren Verhaftung an ihm zu rächen? Wozu dann der Aufwand? Keine der Überlegungen ergab ein Gesamtbild, stattdessen fing Forrest an, sich zu wundern. Ausgerechnet er, der Ungläubige, war allein in der Kirche. Wo waren die Leute, die eben noch zugegen gewesen waren? Er vernahm Stimmen aus der Richtung des Haupteingangs

und erkannte den Grund für das Alleinsein. Die Stammkunden des Gotteshauses waren aufgrund der merkwürdigen Ereignisse zu einem Geistlichen gerannt, der die Kirche betreten wollte. Ihre Erzählungen hatten ihn zunächst davon abgehalten, und nun ging er in Begleitung mehrerer Personen auf Forrest zu. Der Priester fragte den Detective nach dessen Identität. Erneut zog Forrest seine Dienstmarke hervor und erkundigte sich seinerseits, welche Leute es waren, die dem Pfarrer Geleit gaben. »Das sind alle Diener Gottes und Schäfchen dieser Kirche«, bekam er zu hören.

Der Detective verdrehte die Augen, erklärte dem Priester nur das Notwendigste und fragte: »Wer öffnet morgens die Kathedrale und wann?«

»Das geschieht abwechselnd, diese Woche ist Pater Jeffrey mit der Aufgabe betraut. ›Holy Cross‹ ist täglich ab acht Uhr offen.«

»Wo finde ich ihn?«

Der Geistliche zuckte mit den Schultern. »Das würde ich auch gern wissen, ich bin nämlich auf der Suche nach ihm. Mir wurde mitgeteilt, dass die Kirche den Gläubigen nicht offen steht, deswegen bin ich hier. Wie wir sehen, ist das Haus Gottes zugänglich, also muss er hier sein.«

Forrest dachte an die Aussage über den Mönch. In der Annahme, der Pater könnte der Mann in der Kutte gewesen sein, fragte er: »Wo wohnt er?«

Der Priester vollführte eine Geste, die besagte, dass die Frage überflüssig war. »Ich war eben bei ihm, er ist nicht zu Hause. Laut den Mitbewohnern hat er seine Wohnung, die Eigentum des Bistums ist, früher verlassen als sonst.«

»Wann soll das gewesen sein?«, fragte Forrest.

»Kurz nach vier.«

Der Detective blieb unbeeindruckt. »Welche Zeit ist üblich, wenn einem die Aufgabe der Kirchenöffnung anvertraut ist?«

Der Geistliche wurde ungeduldig. Ihm war anzusehen, dass er von Sorgen um den Glaubensbruder geplagt wurde. »Alle, denen diese Tätigkeit zufällt, sind gegen sieben Uhr vor Ort, auch ich, falls mir die Aufgabe zufällt. Wir wohnen allesamt im Bistum, aber können wir das nicht später erörtern?«

Forrest nickte. »Selbstverständlich«, antwortete er und dachte dabei an den Inhalt der zwei Kuverts und den losen Zettel an der Windschutzscheibe seines Vehikels. Seine linke Hand hatte er während der Unterhaltung hinter seinem Rücken versteckt gehalten und versucht, sich die Schmerzen nicht ansehen zu lassen. Er beorderte die Gefolgschaft des Priesters zum Haupteingang und ordnete päpstlich an, niemandem Zutritt in die Kathedrale zu gewähren. Während er darüber nachdachte, ob ein Mord begangen worden war, folgte er dem Geistlichen.

»Wenn er niemandem die Pflicht übertragen hat, die Kirche zu öffnen, kann er also Ihrer Meinung nach nur hier sein«, sagte Forrest, als er mit seinem Begleiter neben dem Altar zum Stehen gekommen war.

Der Geistliche, der den Detective durch die Zimmer der Kathedrale geführt hatte, schüttelte den Kopf. »Wenn der Pater seine Aufgabe getauscht hätte, wüsste ich davon.«

»Wo ist er dann?«

Forrest erhielt keine Antwort, sondern wurde stehengelassen. Der Pfarrer begab sich zum Haupteingang der Kirche, wies die Kirchenbesucher an, sich zum Altar zu begeben, und scheuchte die wartenden Gläubigen vor der Tür davon. Sogar die Vertreter Gottes waren nur Menschen und benötigten ein Ventil, wenn ihr paradiesisches Gemüt erschüttert wurde. Anschließend, neben dem Detective stehend, ermunterte er die Leute, die in dem Gotteshaus die Suche nach Pater Jeffrey fortsetzen wollten. Forrest Waterspoon missachtete eine Dienstregel und erhob keine Einwände gegen die Suchaktion. Er sah wortlos zu, wie die Gruppe auseinanderlief, und nickte, als auch der Priester ging, um an der Expedition durch das Gewölbe teilzunehmen. Kaum hatte ihm der Hirte den Rücken zugekehrt, hielt er sich die verletzte Hand vor seinen Mund und pustete gegen die Wunde. Sie tat höllisch weh, blutete jedoch merkwürdigerweise nicht. Er begab sich zum nächstgelegenen Weihwasserkessel, holte aus der Hosentasche ein Stofftaschentuch hervor, tränkte es im Wasser und drückte es auf das daumennagelgroße Loch. Der darauffolgende Versuch, aus der ausgestreckten Handfläche eine Faust zu bilden, entlockte ihm ein schmerzerfülltes Stöhnen. Nachdem seine Sinne das Pochen, Ziehen und Brennen einigermaßen verarbeitet hatten, rümpfte er die Nase. Es war nicht der Geruch des gelöschten Feuers, den er an seinem Standort wahrnahm, sondern der des Brandbeschleunigers, der den Funken zu einer Stichflamme hatte werden lassen. Eines hatte er rekapituliert: Es lag nicht im Interesse des Verantwortlichen, die Kathedrale abzufackeln. Woher kam der Geruch?

Er wandte sich der Stelle zu, die hinter seinem Rücken lag. Langsam nahm er Schritt auf, und der unangenehme Geruch wurde intensiver. Zwei Meter vor ihm reihten sich fünf Beichtstühle aneinander. Es handelte sich nicht um moderne Kabinen, in denen die Sünder durch einen gewissen Komfort bereits vorab eine Strafmilderung erhielten. Es waren vielmehr Gebilde aus Holz, die dem Detective wie stehende Särge vorkamen und deren Innenbereich durch dicke Stoffe abgedeckt war. Forrest zog den ersten Vorhang zur Seite. Die Kabine war leer. Der Detective fragte sich, wie viele Leute darin gesessen oder gekniet hatten, um ihre Sünden oftmals nur scheinheilig zu beichten. Wie viele Verbrecher wurden durch das Ablegen einer Beichte von der Kirche vor einer gerechtfertigten Strafverfolgung geschützt? Die nächste Beichtkammer war ebenfalls leer. Forrest ging zu der mittleren Kabine und öffnete den Trakt, der dem jeweiligen Priester zustand. Forrest erstarrte, er hatte sich getäuscht. Sein Geruchsorgan wurde nicht vom Gestank des Brandbeschleunigers belästigt, sondern von einem anderen Geruch.

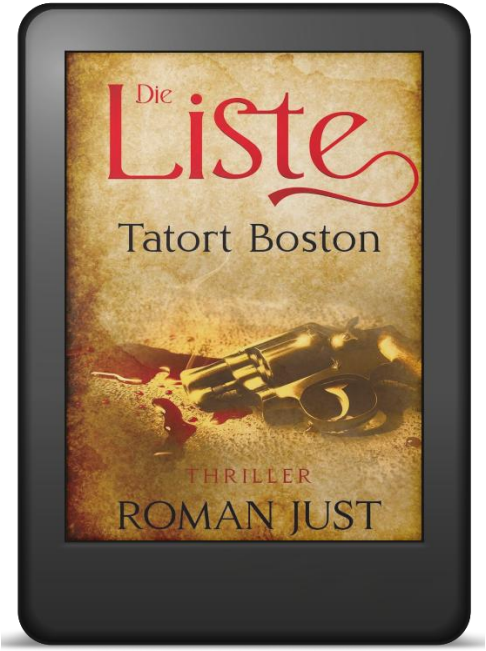
Zum einen war es die Ausdünstung der Wunde in seiner linken Handinnenfläche. Zum anderen war es der viel intensivere Mief, der ihm nun aus der Kabine entgegenschlug. Er ließ den Vorhang los, schritt rückwärts und setzte sich auf die nächste, hinter ihm liegende Sitzreihe. Er hatte offenbar Pater Jeffrey gefunden. Allerdings war es wohl nur mit Hilfe einer DNA-Analyse möglich, den Ordensbruder zu identifizieren. Forrest Waterspoon hatte schon viel gesehen, nicht jedoch einen Menschen, der mit Säure überschüttet worden

war. Es ließ sich nicht vermeiden, der Detective erhob sich rasch, lief zu der Säule mit der integrierten Weihwasserschale, stützte sich mit den Unterarmen auf ihr ab und übergab sich.

Ende der Leseprobe

Leseprobe Die Liste

Inhalt: Detective Forrest Waterspoon bekommt es mit Todesfällen zu tun, die zunächst in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Die Ermittlungen führen ihn von einem Rätsel zum anderen, ebenso zu Opfern, die ihm privat und beruflich zusetzen. An der Belastungsgrenze angekommen, erfährt er Einzelheiten zu seinem aktuellen Fall, die er für unmöglich gehalten hätte. Wird ihm das erlangte Wissen bei der Aufklärung der Morde helfen? Es zeigt sich, wie eng Glück und Pech zusammenhängen und welche Rolle der Zufall einnehmen kann. Aber das Leben schreibt sein eigenes Buch und deckt auf, dass kein Mensch unfehlbar ist. Wird es Forrest gelingen, weitere Todesopfer zu verhindern?



Freitag

Frustriert stand Detective Forrest Waterspoon auf, begab sich ins Bad und verließ ohne den gewohnten Kaffee das Haus. Am Vortag, nachdem er das Haus der Familie Ridge in Augenschein genommen hatte, war er noch ins Büro gefahren, um sich mit Jesse zu besprechen. Während sie das taten, die Ermittlungen zusammenfassten und die nächsten Schritte durchgingen, erfuhr Forrest von seinem jungen Partner, dass es ihm in den sozialen Netzwerken gelungen war, mehr über die gesamte Familie in Erfahrung zu bringen. Forrest hatte Jesse gegenüber betont, dass es ihn gewundert hatte, kein Bild der Familie Ridge in ihrem Haus gesehen zu haben, außer dem Hochzeitsfoto. Für Jesse war das ein Grund, sich zu freuen, er hatte nämlich in den sozialen Netzwerken einige Bilder finden können. Dass er damit dem Detective einen Nackenschlag versetzen sollte, konnte Jesse nicht wissen und es lag auch nicht in seiner Absicht. Forrest kam um den Schreibtisch und sah sich die Aufnahmen der Familie an. Schlagartig verfinsterte sich sein Gesicht und er deutete auf ein Foto, das zwei junge Männer zeigte und fragte nach deren Identität. Es waren die Söhne der Familie, was Forrest erstarren ließ. Bei dem älteren Sohn von Sam Ridge handelte es sich um die Leiche, die am Vortag in einem Bauschuttcontainer gefunden worden war. Erschüttert hatte Forrest daraufhin das Büro verlassen und betrat es deprimiert an diesem Freitagmorgen. Zu seiner Verwunderung fand er Jesse nicht vor, doch im Moment war er nicht unglücklich darüber. Er war mies gelaunt, hatte eine fast schlaflose Nacht hinter sich und die gegebenen Um-

stände waren nicht dazu geeignet, seine Laune zu verbessern. Im Nachhinein musste er sich glücklich schätzen, dass er seine Ansichten für sich behalten hatte. Der Tod des älteren Sohnes von Sam sprach sich nun eindeutig gegen einen Serienkiller aus. Hier handelte es sich wohl um einen Profikiller, der es offensichtlich auf die gesamte Familie Ridge abgesehen hatte. Warum? Egal, in was der als Snyder geborene Sam Ridge hineingeraten war – konnte es dermaßen gravierend sein, dass auch dessen Familie zur Rechenschaft gezogen wurde? Wenn es etwas Positives zu bewerten gab, dann war es die Tatsache, dass der oder die Auftragsmörder sich nach wie vor in der Stadt befanden und das höchstwahrscheinlich so lange zu tun gedachten, bis die restlichen Familienmitglieder eliminiert worden waren. Damit war klar, dass ein Wettlauf gegen die Zeit begonnen hatte; ein Rennen, das Forrest nur mit viel Glück gewinnen konnte, und dieser Punkt hatte nichts mit seiner Kondition zu tun. Dass Sam Ridge, vormals Snyder, und sein Sohn offensichtlich auf die gleiche Weise getötet und mit Babysachen entwürdigt worden waren, konnte kein Zufall sein, ebenso wenig wie die Tatsache, dass die Toten der letzten Tage allesamt einer Familie angehörten. Hinzu kam, dass es keinen Hinweis auf den Verbleib der Eltern der ermordeten Brüder gab. Wo waren sie? Forrest wollte dieses Ehepaar, die Witwe Snyder und die ihr verbliebenen Kinder unbedingt retten und in Sicherheit wissen, aber wie sollte er das anstellen? Wo, verdammt nochmal, konnte die Frau mit ihrer Tochter und dem jüngeren Sohn stecken? Bei ihren Eltern in Florida war sie jedenfalls nicht, eine Streife vor Ort hatte sich davon über-

zeugt und ihnen die Todesnachricht von ihrem Schwiegersohn im Beisein eines Psychologen überbracht. In Bezug auf Tom, dem getöteten Sohn von Sam, blieb es Forrest zumindest gegenüber dem toten Vater erspart, aber das bescherte ihm keine Erleichterung, sondern eine gewaltige Portion Wut. Die Tür ging auf und ein Police Officer schob Jesse in seinem Rollstuhl in das Büro. Jesse bedankte sich, begab sich an seinen Arbeitsplatz und hievte sich aus seinem Gefährt auf den Stuhl. Unentschlossen sah er Forrest an. »Ehrlich, Boss, tut mir leid, dass es gestern so blöd gelaufen ist«, entschuldigte er sich.

»Du hast den Jungen nicht umgebracht«, erwiderte Forrest, erhob sich und setzte die Kaffeemaschine in Betrieb. Mittendrin in seinem Tun hielt er inne und drehte sich seinem Kollegen zu. »Jesse, was haben wir übersehen?«, fragte er, wandte sich ab und setzte seine Tätigkeit in einer Art und Weise fort, die seine schlechte Stimmung offenbarte.

Forrest sah nicht, wie Jesse mit der Schulter zuckte und unwissend den Kopf schüttelte. »Ich bin alles zweimal durchgegangen und ein Irrtum ist ausgeschlossen. Es gibt keine weiteren Familienmitglieder, egal welchen Grades, als jene, die uns bekannt sind. Die Eltern von Mandy Ridge leben in Florida, es existieren weder Onkel, Tante oder Geschwister. Bei der Familie der Snyders verhält es sich genauso. Die Eltern, dann eben der Zweig von Sam und Marvin. Mehr ist nicht. Ich liege richtig mit der Annahme, dass du wissen willst, wo sich Mandy Ridge und die Kinder befinden könnten?«, schloss Jesse seine Worte fragend ab.

Der Detective bestätigte es und nahm Platz, nachdem er die Kaffeemaschine eingeschaltet hatte. »Hast du die Eigentumsverhältnisse von Sam und Marvin überprüft?«, erkundigte sich Forrest und sprach Jesse mit du an, um ihm zu verstehen zu geben, dass sich seine miese Laune nicht gegen ihn richtete.

»Habe ich. Das Konto von Marvin ist ein Beleg dafür, dass er wohl gern gefeiert und kostspielig gelebt hat. Zwar sind keine Verbindlichkeiten vorhanden, aber Ersparnisse ebenso wenig. Wenn es etwas gibt, das Fragen aufwerfen könnte, dann ist es seine Beschäftigung. Ich habe bei der Firma, für die er tätig war, nachgefragt, und die haben sich kooperativ verhalten, zumindest so lange, bis meine Fragen in ihren Augen die Datenschutzrechte und die Vorschriften der Firma verletzten. Allerdings muss ich dazu sagen, dass ich kein Verhalten feststellen konnte, womit uns in irgendeiner Weise bewusst die Arbeit erschwert werden sollte. Es gibt nun mal Daten, an die wir nur mit einem richterlichen Beschluss herankommen und es existieren Vorschriften, die wir eben nur mit einem solchen umgehen können. Wäre ich am anderen Ende der Leitung gewesen, hätte ich mich nicht anders verhalten.«

»Trotzdem, was hat dich stutzig gemacht?«

»Das Gehalt und die Tätigkeit selbst«, antwortete Jesse nach einer kurzen Denkpause.

Forrest erinnerte sich an das Gespräch mit Jesse über Marvin und die Firma zurück. Jesses Recherchen und Erkundigungen hatten keine Ungereimtheiten über Marvin und seinen Arbeitgeber hervorgebracht, letztendlich hielten sie nur

einen dazu an, neidisch zu werden. Marvin war in beratender Funktion für die Firma tätig und neben einem Festgehalt bezog er Provisionen für Neukunden, die er an Land zog. Beides zusammen ergab ein Einkommen, von dem Forrest nur träumen konnte. Sein Verdienst erreichte weder die Höhe des Festlohnes von Marvin und schon gar nicht die der Gewinnbeteiligungen. Forrest wurde jedoch nicht neidisch – das Leben, das Marvin teilweise wegen seines Berufs führen musste, hätte er nicht gewollt. Das begann bereits bei den vielen Reisen, die der tote Bruder von Sam antreten musste. Ständig unterwegs zu sein, um seine Brötchen zu verdienen, das war eine Welt, die ein Familienleben nicht zuließ und dieser Punkt erklärte ihm, warum Marvin so ein Dasein geführt hatte, wie es in den Akten stand. Wer dazu fähig war, der hatte zwangsläufig einen Anspruch auf ein gutes bis überdurchschnittliches Gehalt, so sah es Forrest. Neben diesem Aspekt widerstrebte es der beruflichen Vorstellung des Detectives, fremde Leute als Neukunden anzuwerben. Das hatte einen Charakter von einem Vertreter und für die Ausübung einer derartigen Tätigkeit war er der Letzte, der geeignet wäre. Er teilte Jesse diese Ansichten mit und hakte nach: »Also komm auf den Punkt. Was genau stört dich an dem Job und dem Lohn?«

»Mich stören die teilweise hohen Beträge der Provision, das Grundgehalt ist ohnehin schon bemerkenswert gewesen. Okay, die Provision schwankte jeden Monat, das geht aus den Unterlagen seines Kontos hervor, aber das Grundgehalt blieb konstant. Ich frage mich, warum?« Forrest unterbrach Jesse nicht, obwohl dieser eine Redepause einlegte

und darauf zu warten schien. Die erwartende Haltung des Detectives ließ ihn schließlich fortfahren: »Ich habe nicht herausgefunden, in welcher beratenden Funktion er tätig war, aber ich frage mich, wann er Zeit zu Beratungsgesprächen und somit einen Anspruch auf sein Festgehalt hatte? Der Mann war laufend unterwegs, und zwar nicht nur im Inland, sondern regelmäßig auch im Ausland. Im Übrigen ist die Regelmäßigkeit bei näherer Betrachtung sehr auffällig, die Auslandsflüge fanden quartalsmäßig statt. Die Firma hätte mir das vielleicht in dieser Art nie gesteckt, aber die Abbuchungen auf seinem Konto lügen nicht. Bestätigt wird es durch Spesenzahlungen der Firma, die erfolgten ebenfalls alle drei Monate.«

»Wow!«, stieß Forrest einen erstaunten Ruf aus. »Du fängst damit an, dich selbst zu übertreffen.« Er hielt inne, hörte dem Blubbern der Kaffeemaschine zu und stand auf. »Hast du im Privatleben von Marvin Snyder Auffälligkeiten entdeckt, von denen ich noch nichts weiß? Ich meine, er war Single, viel unterwegs, von daher ist es nachvollziehbar, dass er hin und wieder einen Begleitservice angerufen hat. Sonst noch etwas?« Jesse schüttelte verneinend den Kopf und bedankte sich für den Kaffee, den ihm Forrest servierte. »Dann weiß ich, worauf du hinauswillst.« Jesse fragte gar nicht erst nach, was Forrest genau ansprach, er wusste, dass sich der Detective auf der richtigen Fährte befand. Manchmal kam es ihm vor, als ob Forrest fähig war, Gedanken zu lesen. »Du glaubst, dass die Ermordung von Marvin von dessen Arbeitgeber in Auftrag gegeben worden ist, oder?«

»Es wäre im Moment nicht nur die einfachste Erklärung, sondern auch die einzige, die eine gewisse Logik enthält.«

»Da ist vielleicht etwas Wahres dran und du glaubst außerdem, dass Sam Ridge durch Umstände, die wir nicht kennen, in die Sache mit hineingezogen wurde.«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll«, erwiderte Jesse.

»Wenn es sich so verhalten sollte, dann haben wir kaum eine Chance, es der Firma zu beweisen. Allerdings können wir die Mörder fassen, das setzt voraus, dass wir vor ihnen die Frau und die Kinder von Sam finden. Es muss in all den Unterlagen irgendetwas geben, was uns ihren derzeitigen Aufenthaltsort wenigstens andeuten könnte.«

»Wenn du darauf bestehst, dann gehe ich alles noch einmal durch, aber mach dir keine großen Hoffnungen«, dämpfte Jesse die Erwartungen des Detectives.

Forrest nippte an seinem Kaffee. »Wo würdest du deine Familie in einem solchen Fall verstecken?«

Jesse lächelte gequält. «Ich denke, diese Frage müsste eher ich dir stellen und nicht umgekehrt. Also, wo?«

Der Detective legte Jesse offen, dass er sich mit dieser Frage bereits eindringlich beschäftigt hatte. »Ehrlich, mir ist nichts anderes eingefallen, aber letztendlich würde ich sie natürlich hier verstecken, hier im Department.«

In Jesses Gesicht schien plötzlich die Sonne aufzugehen. »Das ist es«, schlug er mit der flachen Hand euphorisch auf die Schreibtischplatte. »Natürlich, das ist es!«, wiederholte er sich.

Forrest hustete, er hatte sich verschluckt. Mit feuchten Augen sah er seinen Partner an und sein Gesicht hatte sich trotz

des Hustenanfalls ebenfalls deutlich aufgehellt. »Du meinst, er hat sie an seinem Arbeitsplatz versteckt?«

Jesse klatschte begeistert in die Hände. »Nein, aber dort, wo er seine Vorträge gehalten und hin und wieder übernachtet hat. In Cambridge, wo sonst. Er war Gastdozent an der Uni!«

Forrest erhob sich ruckartig, zog sich seinen Mantel an und setzte sich den Hut auf den Kopf. Mit zwei Schritten trat er an Jesse heran, klopfte ihm anerkennend auf die Schulter und verließ das Büro in einer Eile, die Jesse staunen ließ und die er noch nie bei ihm gesehen hatte.

Ω

Im Gegensatz zu Forrest hatte Adam Kean in der vergangenen Nacht keine einzige Minute ein Auge zugetan. Über eine Stunde wälzte er sich hin und her und begab sich schließlich in die Küche, um Molly nicht zu wecken. Seine innere Unruhe hatte sich in eine Schlaflosigkeit verwandelt, die sein Gemüt belastete. Adam wollte Sam wenigstens für einige Stunden aus seinem Kopf verbannen, aber es ging nicht. Immer wieder fragte er sich, was und wer für den Tod seines Jugendfreundes verantwortlich war. Für ihn war Sam ein Mensch, zu dem ein gewaltsamer Tod in keiner Weise passte. Sam war immer verantwortungsbewusst gewesen und dementsprechend hatte er sich verhalten und so sein Leben gelebt. Sam war kein Mensch, der ein Risiko einging oder seine Person bewusst einer Gefahr aussetzte. Umso unverständlicher wirkte sein Tod auf den Senderinhaber.

Wieso war Sam umgebracht worden, wegen wem oder wofür musste er sterben? Mit solchen und ähnlichen Fragen beschäftigte er sich die ganze Nacht. Es verstand sich für Adam von selbst, dass er Sam nicht wieder lebendig oder irgendetwas gut machen konnte. Die Schuldgefühle und das schlechte Gewissen hörten trotzdem zu keiner Stunde auf sein Herz und seinen Verstand. Adam wusste genau, wie das Leben war und wie es sein konnte. Er selbst hatte alle Höhen und Tiefen durchlaufen und unabhängig davon, dass ihn Molly liebte, ihn nun zum Vater machte und er durch das Erbe ein reicher Mann geworden war, hätte er eines niemals abgestritten, wenn er danach gefragt worden wäre: Er war nie so ein guter Mensch gewesen, wie Sam einer war. Es war beschämend, dass er so wenig von ihm wusste. Und – obwohl Sam die Welt der Lebenden verlassen hatte, er nie wieder mit ihm sprechen konnte – er wollte mehr über den Werdegang seines Jugendfreundes erfahren. Was sie in den wenigen Telefongesprächen und Live-Konferenzen in den vergangenen Monaten gequatscht hatten, war eher bedeutungslos. Sicher, Adam wusste, dass Sam verheiratet war und Kinder hatte. Aber dass er den Familiennamen seiner Frau trug, so weit führten ihre Unterhaltungen nicht. Genauer betrachtet, wusste er gar nichts über seinen Jugendfreund und er fühlte sich auch deswegen miserabel, da er ihn zwar während ihrer Gespräche reden ließ, doch im Grunde genommen ihm oft gar nicht zugehört hatte. Er war mit seinen Gedanken woanders, wurde durch die Aufgaben abgelenkt, die er bewältigt hatte und noch erledigen musste. Zweimal hatte ihn Sam gefragt, ob er ihm überhaupt ein of-

fenes Ohr geschenkt hatte. Adam hatte es bejaht, das war allerdings aus Anstand geschwindelt. Auch das war ein Grund, sich zu schämen.

Vielleicht wäre es anders, wenn Sam irgendein Freund oder Klassenkamerad gewesen wäre; das war eben nicht der Fall. Ihre Verbindung konnte nicht anders bezeichnet werden als eine Art von Blutsbrüderschaft, auch wenn sie grundverschieden waren. Adam entsprach von jeher dem Typ eines Draufgängers, aber in diesem Fall traf das zu, was allgemein oft behauptet wird: Nämlich, dass sich Gegensätze anziehen. Adam war im Gegensatz zu Sam niemand, der einem Streit aus dem Weg ging. Die Unterschiede in ihrem Wesen und auch in ihrem Charakter verhinderten nicht, dass sie sich prächtig verstanden und viele Interessen teilten. Sie hatten somit vieles gemeinsam, obwohl sich im Lauf der Jahre ihre Vorlieben veränderten. Ihre Freundschaft stand deswegen niemals auf dem Spiel. Adam rechnete zurück, wann er Sam vor dessen ersten Anruf zum letzten Mal gesehen hatte. Es war vor fünfzehn Jahren gewesen, als er Boston verließ und sich auf den Weg nach Hollywood machte. Über die Umwege, die er während der Reise in einen neuen Lebensabschnitt auf sich nehmen musste, sprach er nicht. Der Kontakt zu Sam riss zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal ab. Als Adam endlich am Ort seiner Träume eingetroffen war, rief er Sam an, schwärmte ihm von der Traumfabrik der Filmproduktion vor, obwohl er mehr oder weniger auf der Straße stand. Die Anrufe wurden seltener. Adam war knapp bei Kasse, manchmal besaß er nicht einen Cent. Dann, als er schließlich seinen ersten Job als Kameramann erhielt, rief er

Sam öfter vergeblich an. Sein Freund hatte inzwischen den Kontakt zu seiner Familie abgebrochen und hatte zudem viel um die Ohren. Es war das Letzte, was Adam über Sam erfahren hatte. Ihm wurde damals von Marvin mitgeteilt, dass Sam liiert und Vater geworden war, sein Studium abzuschließen gedachte und sich zudem mit Gelegenheitsjobs über Wasser hielt. Ob es so war oder nicht, konnte Adam aus der Ferne nicht beurteilen. Irgendwann, viele Wochen später, erhielt er überraschend einen Anruf von Sam im Studio. Adam war es unerklärlich, wie Sam an die Nummer gekommen war und erfuhr von seinem Jugendfreund, dass er sich bei sämtlichen Studios nach ihm erkundigt hatte, was Adam schmeichelte. Er konnte sich an diesen Tag noch sehr gut erinnern. Es war ein stressiger Drehtag und er versprach Sam, zurückzurufen, da die nächste Szene gedreht werden sollte. Der Film bescherte Adam als Kameramann die erste Auszeichnung und plötzlich war er gefragt und wurde mit Angeboten überhäuft. Ob deswegen oder aus einem anderen Anlass konnte er nicht sagen, aber den versprochenen Rückruf war er Sam bis in die Gegenwart schuldig geblieben. Jetzt war es zu spät dafür. Gegen sechs Uhr morgens hätte Adam am liebsten Forrest angerufen und sich bei ihm über den Tod von Sam und Marvin erkundigt. Er unterließ es: Selbst, wenn es sein Freund gewollt hätte, er durfte ihm zu den Ermittlungen nichts sagen. Ab dem Moment, in dem Adam von Molly über die Geldforderung von Sam unterrichtet wurde, stand für den Senderinhaber fest, dass sein Jugendfreund in gewaltigen Schwierigkeiten steckte. Spätestens ab dem Zeitpunkt, als Sam ihn schockiert auf den Tod seines

Bruders aufmerksam gemacht hatte, war er sich sicher, dass Sams Probleme mit dessen Bruder zusammenhingen. Er hatte diese Vermutung Molly gegenüber vielleicht nicht laut geäußert, aber er war von ihr mehr denn je überzeugt.

Plötzlich stand seine Verlobte vor ihm. Ihr kurzes Haar war wie die Borsten eines alten Handfegers zerzaust, ihr Gesicht sah nicht so glatt wie sonst aus und verschlafen, wie sie noch war, ließ sie die Schultern hängen, als ob sie das schwere Gewicht eines unangenehmen Traumes mit sich herumschleppen würde. »Was tust du hier?« Selbst ihre Stimme schien noch nicht wach geworden zu sein.

»Ich kann nicht schlafen.«

Wie in Trance begann Molly Kaffee aufzusetzen. In ihrem Schlafanzug, der im Übrigen Adam gehörte, sah sie süß aus, wie ein Engel, der auf der Erde schlafwandelte. »Wegen Sam?«, war dafür offenbar ihr Verstand bereits hellwach.

»Ja.«

Molly setzte sich immer noch benommen an den Tisch und legte ihr Kinn auf die geballte Faust ihrer rechten Hand. »Hast du gestern Malcolm X mit Absicht erwähnt?«

Die Frage überraschte Adam komplett. »Nein! Wie kommst du darauf?«

»Ich dachte nur …«

Adam überlegte kurz und ahnte, worauf Molly anspielte. »Ich bin zwar nicht mehr dein begleitender Kameramann und somit kein Untergebener von dir, wobei ich mich nur selten als ein solcher behandelt gefühlt habe. Als dein Verlobter und durch das Glück, dein plötzlicher Arbeitgeber zu sein, den ich dir gegenüber niemals hervorkehren werde,

würde ich dich zu nichts zwingen« Er sah Molly sofort an, dass er mit seiner Annahme richtig lag.

Molly deutete ein Lächeln an. Es lag ungefähr achtzehn Monate zurück, als sie von dem Obdachlosen Malcolm X eine merkwürdige Geschichte über verschwundene Obdachlose und einen Friedhof ohne Kreuze und Namen gehört hatte. Nach wie vor konnte sie sich nicht erklären, was sie an dieser Geschichte fasziniert hatte, die sie während der Dreharbeiten zu einer Sendung über Obdachlose in Boston geschildert bekamen, aber sie ließ sich nicht bremsen und begann in dieser Sache zu recherchieren. Zunächst war Adam dagegen. Er war gegen die Produktion über die Wohnungslosen und missbilligte ihre Nachforschungen. Am Ende unterstützte er sie, ob schon damals aus Liebe, das wusste Molly nicht. »Du hast recht, manchmal habe ich mich dir gegenüber wirklich mies verhalten, aber gelegentlich war es auch nötig und das weißt du selbst. Adam, ich weiß, dass du mich zu nichts drängen würdest, aber wie es scheint, geht dir der Tod von Sam näher, als ich dachte. Du hast mich entgegen deiner Überzeugung damals bei der Geschichte von Malcolm X unterstützt und ich wäre eine schlechte Verlobte, wenn ich dir jetzt nicht helfen würde.«

»Mir wäre deinerseits ein anderes Motiv lieber, das dich dazu bewegen könnte, mir in dieser Sache zu helfen. Eigentlich jedes andere, nur nicht die Geschichte von Malcolm X.

Interessiert es dich zum Beispiel überhaupt nicht, was uns die Liste mit den sechzig Namen sagen soll? Ich meine, ich kann mir vorstellen, um was es sich dreht, aber …«

»Um was?«, fiel Molly ihrem Verlobten ins Wort.

»Es geht immer um das Gleiche Molly, um Geld, Ego, Ruhm und Unsterblichkeit. In diesem Fall, glaube ich, geht es ums Geld. Es gibt genug Leute, die mit Medikamenten handeln, es gibt hunderttausende, die von irgendwelchen Pillen abhängig sind. Einige unter ihnen sind sich dessen gar nicht bewusst. Sam wollte uns mit dieser Liste irgendetwas in dieser Richtung andeuten.«

Molly war neugierig, das musste sie als Journalistin sein, aber sie gab es gegenüber Adam nicht zu, als sie einwilligte. »Okay, ich tue es, ich helfe dir, aber ich stelle eine Bedingung.«

»Die wäre?«

»Es geht um Mord und deswegen beziehen wir Dad von vornherein in unsere Recherchen ein. Ich will nicht ein ähnliches Desaster wie damals erleben. Ich will nicht noch einmal Angst um unser Leben haben müssen und von jemandem mit einer Waffe bedroht werden.«

Adam willigte ein und nahm Mollys Angebot mit der Bedingung an. »Dann rufe ich nachher Forrest an, erzähle ihm, was ich über Sam und Marvin weiß und bringe ihm eine Kopie mit den sechzig Namen. Außerdem würde ich irgendwo gerne ansetzen und heute irgendwann den Apotheker aufsuchen, der in der Nähe des Senders seinen Laden hat.«

Molly nickte, doch ganz wohl war ihr nicht dabei.

Ω

Es gab noch eine Person, die in dieser Nacht nicht schlafen konnte. Ihr Motiv der Schlaflosigkeit war nicht eine Sorge, die sich um berufliche Probleme drehte oder die etwas mit einem schlechten Gewissen zu tun

hatte, sondern Wut. Babys Zorn war auf ein Gleis umgestiegen, das ihn sogar in eine rasende Wut beförderte. Er hatte es sich erlaubt, bei seinen Schwiegereltern anzurufen und Jennifer zu fragen, wann sie nach Hause zu kommen gedachte, und erhielt eine Antwort, die ihm nicht gefiel. Nicht vor Sonntag, hatte sie zu ihm gesagt und ihn um Verständnis dafür gebeten. Baby spielte ihr verbal eine Nachsicht vor, die einen Grammy verdient hätte. Innerlich kochte er nämlich und das machte sich äußerlich bemerkbar. Er umfasste mit seiner Bärenpranke eine Vase, die neben dem Telefon stand und künstlichen Blumen einen Garten bot. Bei jedem Wort von Jennifer drückte er seine Hand fester zu, bis die Vase aus Porzellan schließlich wie ein edles Trinkglas in mehrere Einzelstücke zerbarst. Baby hätte in diesem Moment gern seinem Gefühl nachgegeben und am liebsten laut geschrien, aber er riss sich zusammen, um Jennifer nicht zu verstören.

Sich zu beherrschen, das fiel ihm zuletzt grundlegend schwer. Wenn er von den Gespenstern in seinem Kopf nicht belästigt wurde, gelang es ihm hin und wieder. Jennifer sendete ihm schließlich tausend Küsse durch die Telefonleitung, bestellte ihm Grüße von ihren Eltern und ließ ihn kurz vor dem Ende des Gespräches einige Minuten mit Joseph und Cindy sprechen. Wären seine Geister bei diesem Telefonat anwesend gewesen, dann hätten die Kinderstimmen Baby dazu gebracht, auf die Kreaturen in seinem Hirn zu hören. Warum auch immer, die Kreaturen blieben still. Offenbar hatte die Gespensterarmee an diesem Tag einen Waffenstillstand mit ihm vereinbart und deswegen litt er anders als sonst. Nach dem getätigten Anruf brodelte Baby wie eine

kurz vor der Explosion stehende Magmakammer. Das Leben erwies sich als besonders gemein zu ihm. Ausgerechnet an diesem Freitag, an dem er sich wegen der Waffenruhe von den Kämpfen mit seinen Dämonen erholen konnte, wurde er von einem gewöhnlichen Alltag terrorisiert. Baby versuchte, seine aufsteigende Wut zu beruhigen und ging unter die Dusche. Mehrere Minuten ließ er kaltes Wasser über seinen Körper laufen, mit der Absicht, sich danach vor dem lodernden offenen Kamin im Wohnzimmer aufzuwärmen. Unglücklicherweise rutschte er auf den Fliesen im Badezimmer aus und krachte mit dem Kopf zuerst gegen das Waschbecken und dann gegen den Rand der Toilette. Angeschlagen wie ein Boxer kurz vor dem Knockout, blieb er auf dem Boden liegen und begann plötzlich, wie ein wahnsinnig gewordener Mensch zu lachen.

Er lachte, lachte und lachte, bis Tränen über seine Wangen liefen, aber genauso unerwartet begann er zu weinen. Er weinte, weinte und weinte, ohne dass es den Tränen anzusehen war, warum sie vergossen wurden. Als Baby sich nach einer gefühlten Ewigkeit vom Boden erhob und in den Spiegel sah, erschrak er. Seine rechte Gesichtshälfte war geschwollen, mit Blut bedeckt und die Stirn, aus der immer noch Blut quoll, war dick und wies oberhalb seines rechten Auges einen langen, breiten Spalt in der Haut auf. Baby musterte sein Gesicht minutenlang und nach einer Weile lächelte er. Sein Spiegelbild erinnerte ihn ein wenig an Herman Munster. Einige Sekunden erfreute er sich an der Ähnlichkeit zu dem berühmten Hauptdarsteller der Serie "The Munsters". Aus heiterem Himmel hob er die Hand, mit der

er die Vase zerdrückt hatte, und schlug mit ihr gegen das Antlitz in dem Spiegel. Das Gesicht vor seinen Augen zerbrach, aber es verschwand nicht. Mit aller Kraft riss er den Toilettendeckel aus der Halterung und drosch mit diesem gegen das zerbrochene Glas, bis nichts von dem zerrissenen Bild des hässlichen Doppelgängers übrigblieb. Nackt wie er war, durchschritt Baby die Scherben unter seinen Füßen und verzog dabei keine Miene. Er begab sich in das Schlafzimmer, wobei ihm das Blut seiner Schritte folgte. Dort angekommen, zog er aus dem mittleren Abteil des Schranks einen Bademantel hervor, zog sich diesen an und trat von dem Möbelstück zurück. Er betrachtete die drei Spiegeltüren und sah sich in jeder Tür. Erneut konnte Baby nicht an sich halten, seine Kopien raubten ihm den letzten Nerv. Jetzt, da er Ruhe, endlich einmal Ruhe, vor den Dämonen hatte, verfolgte ihn laufend sein Spiegelbild. Mit drei großen Schritten ging er am Bett entlang, hob eines der Nachtkästchen in die Höhe und warf es mühelos, aber mit voller Wucht, gegen den Kleiderschrank. Zwei der drei Spiegel brachen und fielen klirrend aus den Türen. Baby wiederholte den Akt mit dem Nachtkästchen seiner Frau und auch die dritte Spiegeltür wurde dadurch blind. Schließlich verließ er ohne zusätzliche Schnittverletzungen den Raum. Die Bruchstücke der Spiegel waren größer als seine Füße und lagen ihm außerdem nicht im Weg. In einem Zustand von Erleichterung wollte Baby nun endlich das tun, was er sich ursprünglich vorgenommen hatte: sich vor den Kamin im Wohnzimmer setzen. Seine Wut auf alles und jeden, auch die auf sich, war abgeflaut, aber es war nicht sein Tag und es wäre besser ge-

wesen, wenn er überhaupt keinen Zorn mehr empfunden hätte. Baby saß vor dem Kamin, trank Rotwein aus der Flasche, haderte seelisch mit den vergangenen Stunden und im Kopf mit seiner Frau. In Erinnerung an das Telefongespräch mit Jennifer nahm er ein Stück Holz und behandelte es, wie er seine Gattin nicht behandeln durfte. Mit aller Kraft und in der Hoffnung, seine Aggressionen abbauen zu können, schleuderte er das Holzscheit in den Kamin.

Als ob er die Raketen für ein Feuerwerk gestartet hätte, ergoss sich über ihn und seine Umgebung ein massiver Funkenregen. Verärgert holte er eine zweite Flasche Wein, nickte während des persönlichen Umtrunks kurz ein und bemerkte deswegen nicht, dass einige der Funken zu überleben versuchten. Ein winziger Holzsplitter begann im Teppich unter dem Wohnzimmertisch zu glimmen, ein anderer war zwischen den Ritzen der Bodenbretter unter den Unterbau des Holzbodens gerutscht, ein weiterer hatte es sich zwischen den Dekorkissen auf dem Sofa gemütlich gemacht, aber die anderen Funkenreste waren verglüht und hatten zum Beweis ihrer Anwesenheit kleine Brandflecke hinterlassen. Sie waren es, die Baby in Sicherheit wogen und es unterbanden, dass Baby seiner Umgebung einer Kontrolle unterzog. Am schlimmsten war, dass Baby mit dem Wurf des Holzstückes in den Kamin eine ungewollte physikalische Kettenreaktion ausgelöst hatte. Die brennenden Holzstücke im Kamin verschoben sich und diese Erschütterung sorgte dafür, dass eines von dem Stapel fiel, der vor dem Kamin auf seine Feuertaufe wartete. Das Holscheit, dick und lang wie ein Oberarm, rollte von der Spitze des Stapels hinab und fiel die letz-

ten Zentimeter direkt auf den Griff einer Handschaufel, auf die Baby zuvor das Paket mit den Kohleanzündern gelegt hatte. Als ob eine Steinschleuder in Bewegung gesetzt und abgefeuert worden wäre, wurde das Paket in die Luft geschleudert und der Inhalt während des Fluges im Raum verteilt. Einige der Steine, die das Anzünden eines Grills oder eben Kamins erleichterten und zudem beschleunigten, landeten äußerst ungünstig auf dem Teppich unter dem Wohnzimmertisch. Es dauerte eine Zeit, dann sah sich Baby einer ähnlichen Ausnahmesituation ausgesetzt, wie er sie mit seinen Dämonen häufig und immer öfter erleben musste. Er hielt ein Nickerchen, wurde wach, nahm einen Schluck Rotwein aus der Flasche, nickte erneut ein, so ging es ständig weiter, bis ihm plötzlich Rauch in die Nase stieg. Zuerst glaubte er, wegen des Alkohols einer Einbildung zu unterliegen, zugleich beschlich ihn die Furcht, dass seine Gespenster den Waffenstillstand brechen wollten. Noch nie zuvor hatte er gesehen, dass aus einem Holzboden Rauch aufsteigen konnte. Es war das erste Symbol, das die nach wie vor schlafenden Geister in seinem Kopf weckte.

Baby erhob sich vom Boden und ging auf die Quelle der zunehmend in den Augen beißenden Rauchschwaden zu. Er zuckte zusammen, als hinter ihm ein zischendes Geräusch ertönte und fuhr herum. Eine kleine Stichflamme senkte sich und setzte den Teppich endgültig in Brand. Es war dieser Eindruck, der die Gespenster in seinem Hirn wachzurütteln begann. Die Flammen auf dem Teppich breiteten sich blitzartig aus, erneut erreichten sie einen der Zündsteine und im gleichen Augenblick fing das Sofa zu brennen an. Erst wie in

Zeitlupe, schließlich binnen weniger Augenblicke lichterloh. Für die Dämonen in Babys Kopf war es dieses Bild, das sie erwachen und aufstehen ließ. Zwei weitere Zündsteine in anderen Ecken entzündeten sich, unter dem Holzboden begannen kleine Flammen um sich zu schlagen und für Baby war klar, dass er sich in der Hölle befand. Die Kreaturen, die ihn beherrschten, waren wieder da und sie waren es, die nicht verbrennen und sterben wollten. Baby gelang es, das Feuer zu löschen, dabei half ihm ein Feuerlöscher, der in der Küche stand, sein Bademantel und zuletzt einige Eimer Wasser, die er aus dem Bad holte. Dass er dabei jedes Mal in die Scherben des zerstörten Spiegels trat, bemerkte er nicht. Nachdem Baby die Kraft des Feuers vernichtet hatte, befand er sich bereits im Bann der ihn beherrschenden Stimmen. Seine Torturen begannen von vorne, so als ob er eben aufgestanden wäre, dabei hatte er die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Es hallte in seinem Kopf, er hörte es klar und deutlich und er wiederholte es laut, immer und immer wieder: »Töte, Baby, töte!«

Ω

Forrest hatte recht, zwar vermutete er es mehr, als dass er es wusste, nur änderte das nichts an der gegebenen Situation. Merkur und Venus befanden sich tatsächlich noch in Boston und inzwischen waren sie nicht mehr allein, sondern hatten Mars zu ihrer Verstärkung herbeigerufen. Überall, wo sie sich blicken ließen, gaben sich die drei Männer wie verständnisvolle und höfliche Geschäftsleute, dennoch hinterließen sie einen Eindruck von Unnahbarkeit.

Mars war aus demselben Holz geschnitzt wie Merkur und Venus, obwohl er ab und zu unangenehm aus der Reihe tanzte. Er war kalt, herzlos, erbarmungslos, also seinen Tischnachbarn sehr ähnlich, aber er war kein Sadist. Niemand in der Gruppe nahm ihm das übel. Was ihm zum Leidwesen aller zum Vorwurf gemacht wurde, war seine wählerische Art und sein Hang, Aufträge zu hinterfragen. Dem Bund um Venus gehörten insgesamt acht Personen an, von denen nur noch sieben aktiv waren, und jeder von ihnen trug einen Planetennamen, allerdings hieß niemand von ihnen Erde. Die Organisation hatte weder einen Anführer noch einen Koordinator, sondern alle aktiven Gruppenmitglieder arbeiteten in der Regel für sich allein. Bei den acht Personen handelte es sich mit einer Ausnahme um Männer mittleren Alters, deren Geschäft der Tod war. Sie waren Profikiller und ihr Einsatzort konnte am anderen Ende der Welt liegen. Sie alle wurden für das Töten bezahlt und sie alle hatten ihren Preis. Ihr Honorar für einen Mord schwankte, es kam neben ihren Spesen auf die Person an, die liquidiert werden sollte. Eine Persönlichkeit aus der Politik lag im Preisniveau im gleichen Bereich, wie ein populärer Star. Ein Staatsoberhaupt, unabhängig davon, welche politischen Interessen er verfolgte und welches Land er regierte, kostete mehr als jeder andere. Die Gruppe war in einschlägigen Kreisen bekannt und erhielt ihre Aufträge durch Empfehlungen. Jeder der acht Killer besaß eine Kontaktliste, die ihm zusätzliche Einnahmen bescherte. Obwohl sie dem gleichen Beruf nachgingen, als einen solchen bezeichneten sie ihren Job, hatte jedes Gruppenmitglied seine eigenen Regeln. Ve-

nus zum Beispiel nahm nur exklusive Aufträge an, während Pluto früher bei der richtigen Bezahlung nicht davor zurückgeschreckt war, den eigenen Nachbarn zu töten, mit dem er am Vorabend vielleicht ein Bier getrunken oder ein kurzes Gespräch geführt hatte. Pluto war inzwischen alt geworden und hatte sich zurückgezogen. Er genoss seine Rente und half der Gruppe nur noch in Notfällen. Jupiter tötete grundsätzlich keine Kinder, Neptun hingegen keine Frauen. Hinzu kamen Gewohnheiten, Vorlieben und Abneigungen.

Saturn lehnte jeden Auftrag aus oder in Russland ab, Uranus nahm dafür nur Aufträge aus dem Inland an und insoweit war es ein Vorteil für ihn, dass er in den Vereinigten Staaten wohnte. Es war ein Land, in dem die Aufträge niemals erloschen und sich oft leicht und schnell erledigen ließen. Letztendlich war keiner der aktiven sieben Killer länger arbeitslos, als er es wollte, aus diesem Grund konnte man durchaus wählerisch werden. Auf eine bestimmte Art war jeder von ihnen ein Künstler, der er sich leisten konnte, dieses oder jenes Engagement abzulehnen. Venus war da besonders eigen, aber daran störten sich die anderen sieben nicht, es war seine Sache. Es gab Zeiten, da waren die Auftragsbücher der acht Männer dermaßen prall gefüllt, dass sie auf die Idee kamen, sich gegenseitig zu unterstützen. Konnte der eine aufgrund von Terminschwierigkeiten einen Auftrag nicht ausführen, leitete er ihn an den nächsten weiter. Auf diese Weise war der Bund entstanden und eröffnete den Killern neue Möglichkeiten. Durch die Zusammenarbeit wurde es möglich, nicht nur eine bestimmte unerwünschte Person zu eliminieren, sondern dessen gesamte Familie. Ebenso

konnten sie fortan zum Beispiel einen Politiker und dessen engsten Stab liquidieren. Solche Bestellungen trafen selten ein und keiner der Auftragskiller war darüber böse. Viel häufiger wurden sie von einer Verbrecherorganisation damit beauftragt, die Konkurrenz auszuschalten, oder erhielten als Gruppe die Order, eine verhasste Familie zu eliminieren. Nicht immer mussten bei den Aufträgen größeren Umfangs alle acht anwesend sein und mitmachen, meistens reichten vier von ihnen aus. Allerdings war Pluto sehr selten mit von der Partie. Sie wechselten sich bei den Teilnahmen ab, schanzten sich Mordaufträge zu und vergaßen bei all dem Stress ihre persönlichen Auftraggeber nicht.

Diese Aufgaben waren simpel. Meistens ging es um Rache, Neid, Liebe und Hass und natürlich um Eifersucht in jeder Form. Der Liebhaber wollte die Affäre beenden und die Geliebte loswerden, da sie die Abfuhr nicht ertrug. Die Ehefrau musste sich an ihrem Mann für die verlorenen Jahre rächen, der Mann wiederum für den schlechten Sex, der geprellte Erbe wollte für Gerechtigkeit in der Erbfolge sorgen und hin und wieder musste sich jemand wegen einer Demütigung sein Selbstwertgefühl auf diese Weise beschaffen. Die Liste war ellenlang und somit hatten die acht Killer nicht nur einen dauerhaften, sondern auch einen krisenfesten Job. Die Emotionen eines Menschen lösten eben zuweilen Mordgelüste aus und das würde sich nicht ändern, nicht, solange es den Menschen gab. Insgesamt verstanden sich die sieben Profikiller einigermaßen gut, sie hatten es zu acht selten miteinander zu tun. Es war nachvollziehbar, dass der eine über den anderen und dessen Stil den Kopf schüttelte, aber sie

mussten sich nicht mögen oder gar eine Freundschaft schließen, stattdessen waren sie bestrebt, sich gegenseitig zu akzeptieren und die Arbeit des anderen zu tolerieren. In diesem Zusammenhang erwies sich Mars als ein schwer hinnehmbarer Charakter. Jedem war es egal, wie er seine Jobs erledigte, niemanden interessierte es, welche Bestellungen er annahm und welche Offerten er ablehnte, aber seine Neugier ging der gesamten Gruppe gewaltig auf den Keks.

Nicht anders verhielt es sich an diesem Freitagvormittag. Mars stresste Venus und Merkur mit seinen Fragen und der vorhandenen sowie zur Schau gestellten Skepsis. «Wozu? Warum sollen die Kinder umgebracht werden, das macht keinen Sinn», protestierte Mars, der von Venus vom Flughafen abgeholt und in das Hotel gebracht worden war, in dem auch Merkur und Venus am Dienstag ein Zimmer bezogen hatten.

Merkur, in dessen Zimmer das Gespräch stattfand, verdrehte die Augen und schnippte die Asche von der Zigarette ab, die er zwischen den Fingern seiner linken Hand hielt. »Warum interessiert dich das? Auftrag ist Auftrag und jeder Job bringt Asche in deine Börse, womit Asche zu Asche, Staub zu Staub eine völlig neue Bedeutung gewinnt.«

»Wichser!« Mars nahm den Drink dankend an, der ihm von Venus gereicht wurde. Es war eine Ehre, von Venus bedient zu werden; obwohl der Bund der Profikiller keinen Anführer hatte, wurde Venus als Sprachrohr der Gruppe angesehen.

»Venus, sag du mir, warum. Ich meine, wir tun es, kein Thema, ich will nur den Sinn dahinter wissen.«

»Merkur hat recht, der Sinn ist es, in erster Linie Geld zu verdienen. Außerdem hinterfragen wir nicht, du hingegen laufend.« Merkur wollte etwas einwenden, aber Venus hob die Hand und ergänzte: »Merkur hat den Mann, dem die Liste mit den Namen und andere Unterlagen abhandengekommen sind und die angeblich gestohlen wurden, überdurchschnittlich hart rangenommen. Er war hart im Nehmen und hat eisern geschwiegen!«

»Was willst du mir damit sagen?«, verstand Mars die Aussage nicht.

»Niemand hätte in einer ähnlichen Situation geschwiegen, niemand, außer wenn er damit seine eigene Familie in Gefahr bringen würde. Unser Auftraggeber ist davon überzeugt, dass der angeblich Bestohlene ein falsches Spiel gespielt hat und er mit seinem Schweigen die eigene Familie schützen wollte. Da er dieser Meinung ist, geht er außerdem davon aus, dass der Kerl zumindest einen Teil seiner Familie in die Intrige eingeweiht hat. Somit muss die ganze Familie verschwinden und das erzähle ich dir nur, da ich dich verstehe. Es ist nie einfach, Kinder oder Teenager umzubringen, aber es muss diesmal sein. Für uns steht eine Menge Geld auf dem Spiel, außerdem unser Ruf.«

»Trotzdem ist es scheiße! Was, wenn die Kids nichts wissen, keine Ahnung von irgendwelchen Intrigen und Papieren haben? Ich meine, wir haben neben unserem Leumund auch eine Ehre zu verlieren.«

Venus ließ sich seine aufkommende Ungeduld nicht anmerken. »Wir haben keine andere Wahl. Die Kids werden, falls sie eines Tages groß werden sollten, unangenehme Fra-

gen stellen oder versuchen, nachzuforschen, warum ihre Eltern, Großeltern und ihr Onkel sterben mussten. Vielleicht finden sie ausgerechnet dann etwas, was wir womöglich nicht gefunden haben. Wir können kein Risiko eingehen.« Erneut hob Venus die Hand. Mars schien immer noch nicht zufrieden zu sein. »Entweder du bist dabei oder du fliegst zurück. Neptun kann dich ersetzen, er braucht zwei Stunden hierher.«

Mars dachte kurz nach. »Ich bin dabei«, sagte er.

»Na endlich«, bemerkte Merkur.

»Wie wollen wir es anstellen?«, wurde bereits die nächste Frage von Mars von den Wänden des Hotelzimmers zurück auf den Tisch geworfen.

»Ich fasse es nicht«, schüttelte Merkur den Kopf.

Im Gegensatz dazu schien die Frage Venus zu gefallen. »Es wird schwierig, aber es ist nicht unmöglich. Wir müssen zwar etwas mehr Geduld aufbringen, als ich es erwartet habe, aber dieses Element ist der Grundstein unseres Jobs, deswegen sehe ich darin kein Problem. Uranus, Neptun, Saturn und Jupiter sind bereits unterwegs, um überzeugende Gespräche mit den Personen zu führen, die auf der Liste stehen. Drei von ihnen übernehmen wir, sie leben hier oder in der Nähe. Jeder von uns nimmt sich einen vor.«

»Was ist mit Pluto?«, fragte Mars, wobei er kein wirkliches Interesse an einer Antwort zeigte. Sie kam dennoch.

»Er steht auf Abruf bereit, will nur helfen, wenn Not am Mann sein sollte.«

»Okay, lass mich an deinem Plan teilhaben«, trank Mars den Drink leer.

Venus lächelte, nicht wegen des Interesses seines Berufskollegen, sondern wegen des Umstandes, dass er seine Fragestunde, wenn auch wahrscheinlich nur vorübergehend, beendet hatte. Er bat Merkur um einen Drink, wartete, bis er und Mars einen serviert bekamen und erzählte dann seinen Komplizen, wie er den Tod der Familie Ridge herbeiführen wollte.

Ω

Nachdem Adam die Wohnung in Jamaica Plain verlassen hatte, versuchte er vergeblich, Forrest wegen eines kurzfristigen Treffens zu erreichen. Er begab sich in das Gebäude des Senders und wurde auf dem Weg in sein Büro in mehrere Gespräche verwickelt. Hinter seinem Schreibtisch sitzend, sah er sich die Post durch, unterschrieb danach im Vorzimmer einige Briefe, die von seiner Sekretärin aufgesetzt worden waren, und begab sich an den Arbeitsplatz seiner Verlobten, der einige Etagen tiefer lag. Er holte aus einer Schublade die Liste mit den sechzig Namen, machte eine Kopie und legte sie zurück. Schließlich verließ er das dreißig Etagen hohe Gebäude und bog auf dem Bürgersteig nach links ab. Nach ungefähr vierhundert Metern erreichte er die Revere Street, bog in die Irving Street und sah die Apotheke, von der er glaubte, dass der Besitzer auf der Liste mit den sechzig Namen stand. Er hätte den kürzeren Weg über die Cambridge Street nehmen können, er nahm den Umweg nur wegen des Geschenks für Molly in Kauf. Hätte er es auf dem Rückweg besorgt, wäre er sehr wahrscheinlich Forrest begegnet, aber Adam war kein Hellseher.

Adam sah sich an der Eingangstür einige Aufkleber und Infos an und ging unter dem Gebimmel einer Türglocke in den Laden, der für eine Apotheke mitten im Zentrum einer Großstadt ungewöhnlich klein war. Ohnehin kam es ihm vor, als ob er mit dem Betreten des Raumes das einundzwanzigste Jahrhundert verlassen hatte und zurück in das neunzehnte katapultiert wurde. Der Raum sah aus, als ob die Boston-Tea-Party entweder vor kurzem zu Ende gegangen war oder unmittelbar bevorstand. Der Aufstand von Bostoner Bürgern, die als Indianer verkleidet in den Hafen eindrangen und die vermutlich von einigen Bauern aus der Umgebung unterstützt worden waren, fand im Dezember 1773 statt. Der Raum schien aus dieser Zeit zu stammen und besaß weniger das Flair einer Apotheke, vielmehr das eines kleinen Warenhauses im Wilden Westen. Damals hatten die Menschen gegen die hohen Zölle der Kolonialmacht Großbritannien protestiert und über dreihundert Kisten Tee in das Hafenbecken geworfen. Die völlig gewaltlose Aktion diente auch den privaten Interessen einflussreicher Männer, wie zum Beispiel John Hancock und Samuel Adams, die grundsätzlich Gegner der britischen Krone waren.

Der Senderinhaber musste etwas warten, bis eine ältere Person aus dem hinteren Bereich im Laden erschien und ihn argwöhnisch musterte. Der Mann, er mochte um die sechzig Jahre alt sein, eher älter, grüßte Adam; nicht unfreundlich, aber auch nicht überschwänglich. Es stand in seinem Gesicht geschrieben und es war unschwer von seiner Miene abzulesen, dass sein Geschäft trotz der guten Lage von Neukunden selten aufgesucht wurde. Adam fühlte sich schlagartig un-

behaglich und nicht willkommen. Doch deswegen gab er sein Vorhaben nicht auf. Adam erwiderte den Gruß und sagte: »Entschuldigen Sie, mein Name ist Adam Kean, ich komme vom AM Channel und hätte gerne mit Mister Arthur Sedon gesprochen. Ist er zufällig im Haus?«

Der ältere Herr seufzte schwer, fast so, als ob das Leben in diesem Alter für ihn ein Ballast wäre. »Ist er, was wollen sie von ihm?«, erkundigte er sich.

Adam überlegte gar nicht erst, sondern zog die Kopie der Liste aus der Innentasche seiner Winterjacke. »Ich habe hier in meinen Händen ein Blatt Papier, auf dem insgesamt sechzig Namen stehen. Der von Mister Sedon wird ebenfalls aufgeführt und ich wollte ihn fragen, wie sein Name auf diese Liste gekommen ist.« Adam war sich sicher, dass der ältere Herr hinter dem zwei Meter langen Verkaufstresen die Person war, mit der er reden wollte.

Arthur Sedon war ein kleiner, hagerer Mann. Das graue Haar, das sein Haupt zierte, war besonders über der Stirn bereits licht, dafür wirkten seine braunen Augen hellwach; wie die eines Raubvogels, der Ausschau nach Beute hielt. Sein Gesicht war mager und die Wangen wurden von dünnen Falten überzogen. Erneut seufzte er schwer und gab sich als der Mann aus, nach dem Adam gefragt hatte. »Ich habe es gewusst, dass diese Situation eines Tages eintreten wird. Ich habe es gewusst«, wiederholte er sich, verließ seine Position und begab sich zu der Ladentür. Er schloss sie ab, drehte das Schild um, das an der Türe hing und wandte sich seinem unerwünschten, aber offensichtlich irgendwann erwarteten Besucher zu. »Kommen sie mit!« Adam folgte dem

Apotheker in den hinteren Bereich des Ladens. Ein schmaler, diffus beleuchteter Gang, der durch lange Regale an den Wänden noch enger wurde, führte an einer Treppe und zwei Türen vorbei. Am Ende des Flurs betrat Adam einen hell erleuchteten Raum, der größer als der Laden war und über kein Fenster verfügte. Das Zimmer war alles in einem, es war ein Büro und ein Abstellraum, zugleich ein Rückzugsort und ebenso ein Arbeitsplatz. Ein Herd stand an einer Wand, dessen Nachbarschaft aus einer Arbeitsplatte bestand, die zugleich die Funktion eines Abstellraums besaß. Teller, Tassen, Besteck, einige Dosen und Tüten füllten sie fast komplett aus. Gleich daneben stand eine prähistorische Eckbank, wie sie in Esszimmern nach dem zweiten Weltkrieg oft gesehen wurde. Gegenüber zog ein moderner ovaler Tisch bewundernde Blicke auf sich, der von sechs alten Stühlen in die Zange genommen worden war. Die Sitzflächen der Stühle waren allerdings mit einem derart abschreckenden Stoff bezogen, dass jedes Hinterteil sich mit einem Pups dagegen sträuben musste, auf diesen Platz zu nehmen. Der Raum vereinte Gegensätze, wie Adam sie selten gesehen hatte. Auf der Seite mit dem Herd herrschte Unordnung, dagegen auf der mit dem Tisch, der offensichtlich für geschäftliche Zwecke genutzt wurde, fast schon so etwas wie Sterilität. An der Wand vor Adam stand ein Schreibtisch, auf dem Chaos herrschte, davor ein Drehstuhl und links und rechts von diesem lagen Bücher, Ordner und irgendwelche Unterlagen auf dem Boden. Faszinierend waren die Wände, die dem Mobiliar Schutz boten. Bis auf die zwei Quadratmeter über dem Herd versteckten sie sich durchgehend hinter Büchern, klei-

nen und großen Kartons, die allesamt eine Jahreszahl trugen und hinter einer Unmenge von Schachteln, deren Inhalt aus medizinischen Präparaten bestand. Der Apotheker deutete auf den modernen Tisch. »Setzen Sie sich. Kaffee?«

Adam sah auf den verdreckten Herd, neben dem auf einer begrenzten Arbeitsplatte eine Kaffeemühle stand. »Lieber nicht«, lehnte er das Angebot ab, was jedoch von Arthur offensichtlich nicht angenommen wurde. Er winkte ab, begab sich zu der Kaffeemühle und füllte sie mit Kaffeebohnen, die in einer Dose neben dem Gerät auf den unabwendbaren Mahlvorgang warteten. Adam äußerte sich nicht dazu, die plötzliche Wandlung des Mannes erstaunte ihn. Zunächst hatte er sich wie ein Eindringling gefühlt, inzwischen so ähnlich, als ob er seinem Opa einen Besuch abstatten würde. Ihn beschlich das Gefühl, dass der Mann, der ihm in diesem Moment den Rücken zuwandte, erleichtert über sein Erscheinen war. Arthur Sedon hatte es erwähnt, er hatte nicht ihn gemeint, aber er hatte wegen der Liste irgendwann einen Besuch von irgendwem befürchtet. Es schien, als ob diese Sorge nun von ihm gewichen war. Adam setzte sich und sah dem alten Herrn bei der Kaffeezubereitung zu. Ihn erinnerten die Bewegungen des alten Mannes an früher, an seine Kindheit und damit zwangsläufig an Sam. Er war mit seinem Jugendfreund oft bei dessen Großeltern gewesen und dort wurden sie jedes Mal verwöhnt.

»Milch? Zucker?«, wurde er aus seinen Gedanken gerissen.

»Weder noch, wenn dann schwarz, bitte.«

»Woher haben Sie die Liste?«, fragte Arthur, obwohl es ihm gleichgültig sein konnte.

Bildete es sich Adam nur ein oder wollte der Mann sein Gewissen erleichtern? Es erschien ihm so, zudem erstaunte ihn auch der Punkt, dass Arthur Sedon von Anfang an seinen Namenseintrag auf der Liste nicht geleugnet oder sich über diese gewundert hatte. Es war merkwürdig, es machte den Apotheker sympathisch. »Ein Freund von mir hat sie uns zukommen lassen.«

»Was heißt uns?«, stellte der Herr die nächste Frage, während er das Kaffeegeschirr auf ein Tablett stellte.

»Uns bedeutet dem Sender AM Channel, dessen Inhaber ich bin. Tatsächlich allerdings wurde die Liste meiner Verlobten auf eine sehr untypische Art übergeben.«

»Wie heißt Ihre Verlobte?«, machte Arthur den Herd aus und nahm das kochende Wasser von der Platte.

Die Neugier des Mannes störte Adam nicht, im Gegenteil, sie konnte eine Basis schaffen, die ein offenes Gespräch erst zuließ. »Molly, Molly Waterspoon«, sah er keinen Grund, den Namen seiner Lebensgefährtin zu verheimlichen.

Mit dem Tablett in der Hand gesellte sich Arthur an den Tisch. Mit einem kleinen Löffel bediente er die zwei Kaffeetassen mit dem gemahlenen Kaffeepulver, goss sie voll und schob eine Tasse zu Adam. »Sie werden es nicht bereuen.«

Adam hob die Augenbrauen. »Ungefiltert?«

»Rühren Sie fest um und probieren Sie nach zwei Minuten, der Kaffee muss sich erst setzen, aber dann werden Ihre vom Instantkaffee geschändeten Geschmacksnerven jubilieren.«

Adam tat es und musterte den Herrn, der sich nicht ihm gegenüber positioniert, sondern neben ihm Platz genommen hatte, wobei er einen Stuhl zwischen ihnen unbesetzt ließ.

Leicht überwältigt von der Gastfreundschaft und Herzlichkeit des älteren Mannes, stellte Adam ihm nun seinerseits eine Frage: »Was ist das für eine Liste und wieso steht Ihr Name auf dem Papier?«

Die zwei Minuten waren noch nicht vorbei. Arthur nippte trotzdem an seinem Kaffee und lächelte. »Ich trinke ihn immer so, besser Sie warten noch ein bisschen«, wich er nicht der Frage aus, sondern beantwortete sie gleich im Anschluss an die Aussage. »Junger Mann, ich bin alt, vielleicht auch deswegen ein wenig weltfremd, aber sind Sie das auch?«

»Wie meinen Sie das?«

Arthur verengte die Augen. »Sind Sie tatsächlich naiv oder tun Sie nur so?«

Adam sah auf seine Armbanduhr und wagte es, den Kaffee zu probieren. Seine Augen glänzten, als er die Tasse wieder abstellte. »Gut, wirklich hervorragend. Das hätte ich nicht gedacht.«

»Früher, in einer anderen Welt, im Ostblock, wurde der Kaffee so getrunken. Ich bin von dieser Marotte nie abgekommen.«

»Sie kommen woher?«

Arthur Sedon fasste in die Brusttasche seines Hemdes und zündete sich eine dünne Zigarillo an. »Ich bin hier in Boston geboren, aber meine Großeltern waren russische Einwanderer. Sie haben nicht vergessen, ihre Traditionen und Gewohnheiten mitzubringen.«

»Verstehe, darf ich?«, hielt Adam plötzlich eine Zigarettenschachtel in der Hand und erntete eine Geste der Zustimmung.

Der Senderinhaber zündete sich die Zigarette an und sah sich währenddessen noch einmal in dem Raum um. Er entdeckte keinen Ventilator, was vermuten ließ, dass die Räumlichkeit innerhalb von wenigen Minuten wie die Golden Gate Bridge in San Francisco von einer Nebelwand aus Rauchschwaden verschlungen werden würde. Adam blies den Rauch des ersten Zuges aus und kehrte zu dem aufgegriffenen Thema zurück. »Ich weiß es nicht genau, was es mit der Liste auf sich hat, aber ich denke, dass es um Geld geht, in welcher Art und Weise auch immer.«

Der Apotheker schien mit der Antwort unzufrieden. »Sie haben sich entschlossen, mich aufzusuchen, irgendwann hätte es so oder so jemand getan, außer ich wäre in der Zwischenzeit verstorben. Jetzt sind sie nun mal hier, also entweder wir reden offen oder wir lassen es sein. Ich habe in meinem Alter keine Zeit dafür, Zeit zu verschwenden.«

Die klaren Worte gefielen Adam und aus der anfänglichen Vorsicht und Skepsis gegenüber Arthur Sedon begann sich ein zurückhaltender Respekt zu entwickeln. »Okay, dann komme ich zu der unbeschönigten Version meiner Vorahnung: Ich vermute, dass die sechzig auf der Liste stehenden Personen Geld für nicht legale Dienstleistungen erhalten. Welche das sein können, kann ich nicht sagen, aber vorstellen könnte ich mir einige.«

»Zum Beispiel?«

Adam kratzte sich am Kinn. »Die Bevorzugung eines Präparates der einen Firma, gegenüber dem gleichen oder einem ähnlichen Mittel eines anderen Unternehmens,« überlegte er.

»Damit haben sie teilweise den Nagel schon einmal auf dem Kopf getroffen. Was bedeutet es?«

Adam schmunzelte und zögerte, er wollte dem älteren Mann nicht auf den Schlips treten. Merkwürdigerweise war er von ihm dazu aufgefordert worden. »Egal, um welche Dienstleistungen es geht, die sechzig Personen auf der Liste halten die Hand für die Gefälligkeiten auf, damit auch Sie.«

Arthur sah Adam die Verlegenheit an, die dessen Antwort bei ihm hervorgerufen hatte, und beruhigte ihn. »Sie müssen sich nicht schämen, absolut nicht. Sie haben schließlich völlig recht, ja, alle, die auf dieser Liste stehen, sind in irgendeiner Art und Weise bestechlich, käuflich, korrupt und erpressbar. Das seit vielen Jahren, ach, was sage ich, seit Jahrzehnten.« Mollys Verlobter konnte es nicht fassen und glaubte im ersten Augenblick, sich verhört zu haben. Er wusste vorab nicht, mit was er in der Apotheke konfrontiert werden sollte, er besaß nicht einmal annähernd eine Vorstellung davon. Er hätte mit allen möglichen und unmöglichen Reaktionen gerechnet, aber nicht mit einer Bestätigung seiner Mutmaßung und schon gar nicht mit einem Geständnis. Arthur Sedon verblüffte Adam noch mehr, indem er ihm einen Überblick über die allgemeinen Zustände, Situationen und Verhältnisse erläuterte. Adam erfuhr dadurch, dass der Status der Ärzte in Bezug auf ihr Medikamentensortiment sich nicht nur deutlich, sondern gravierend unterschied. Einige Psychologen waren an ein pharmazeutisches Unternehmen vertraglich gebunden, andere besaßen schriftliche Vereinbarungen mit mehreren Pharmakonzernen, wobei sie bestimmte Arzneien nur von einem Anbieter beziehen durften.

Es gab Ärzte in diesem Fachbereich der Medizin, die Verträge eingegangen waren, die ihnen eine Abnahmemenge von gewissen Pillen und Tabletten vorgaben und die sich damit in der Hand der Pharmaindustrie befanden. Nur wenige waren in dieser Hinsicht völlig frei und bezogen ihr Medikament für die Krankheit, die sie behandelten, bei dem Pharmaunternehmen, das aktuell das beste Mittel für das gesundheitliche Problem besaß. Die sechzig Psychologen und Apotheker, die auf der bekannten Liste standen, praktizierten alle in den Staaten. Sie waren über das ganze Land verstreut und waren den Übergriffen der Pharmaindustrie gnadenlos ausgeliefert. In deren Augen gehörten die käuflichen Ärzte einer abgegrenzten, gesellschaftlichen Gruppe an, mit der alles gemacht und von der alles verlangt werden konnte. Sich den Diktaten der pharmazeutischen Betriebe und ihren Handlangern zu entziehen, war unmöglich und ein solcher Versuch glich einem Selbstmord. Nicht alle Psychologen, die auf der schwarzen Liste standen, befanden sich im Blick der Ärztekammer, aber viele von ihnen schon. Trotzdem, der Aufsichtsbehörde fehlten die entscheidenden Beweise, um die in Verdacht stehenden Personen aus dem Verkehr zu ziehen. In der Regel sah ein Einschreiten der Ärztekammer einen Lizenzentzug und ein Berufsverbot für die überführten Ärzte vor und diesem Schritt folgte eine strafrechtliche Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft. Oft hing es von der Art der Verfehlung ab, die ein Doktor, unabhängig von seinem Fachgebiet, begangen hatte. Es war traurig, die schwarzen Schafe in der Medizin gab es überall. Zahnärzte, Frauenärzte, Allgemeinmediziner, sogar Kinderärzte, es gab in

jedem Bereich eine bestechliche Person und damit einen Kollegen, der die Hand aufhielt. Es war nicht an der Tagesordnung, aber es war nicht selten, dass der Patient eines Arztes ohne sein Wissen als Testperson für ein neues Medikament benutzt wurde. Der Doktor wurde einfachheitshalber von der Pharmaindustrie und dem Hersteller des Medikamentes nicht darüber informiert, dass dem Medikament zusätzliche Stoffe hinzugefügt worden waren. Das eingesetzte Heilmittel besaß zwar die gleiche Wirkung, aber es besaß zusätzliche oder andere Substanzen als jene, die dem Arzt bekannt waren und der Patient auf dem Beipackzettel nachlesen konnte. Diese Art von Missbrauch diente in erster Linie der Kostenreduzierung bei der Herstellung des Heilmittels. Die medizinische Forschung profitierte von diesen unbekannten Testreihen so gut wie gar nicht, in zehntausend Fällen vielleicht ein Mal. Durch Vergleiche und Studien der Testergebnisse wurde manchmal durch einen Zufall eine Substanz entdeckt, die für eine wesentliche Verbesserung von anderen Präparaten geeignet zu sein schien oder mit der ein neues Medikament erschaffen werden konnte. Dieses Glück stellte sich im Durchschnitt allerdings erst nach der Entdeckung von anderen Wirkungen bei zehn bekannten oder von völlig unbekannten Substanzen ein, was letztendlich hieß, dass einhunderttausend Testreihen nötig waren, um in der Medizin einen Schritt vorwärtszukommen. Bedauerlicherweise war es nicht von der Hand zu weisen, dass diese Vorwärtsbewegung zumeist sehr bescheiden war. Außerdem, was kaum jemand wusste, konnte nicht bestritten werden, dass diese Praxis eine Gemeinsamkeit zwischen der Pharma- und

der Lebensmittelindustrie darstellte. Zu oft standen auf den Inhaltsangaben von Lebensmitteln falsche Werte und zudem wurden fragwürdige Zutaten in dem betroffenen Produkt gar nicht erst erwähnt. In dieser Hinsicht wäre es leicht gewesen, den Kontrollorganen und den zuständigen Aufsichtsbehörden Vorwürfe zu machen. Nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern auf der ganzen Welt. Bestechlichkeit, anderweitige Vorteile mit zusätzlichen Bonuszahlungen, regelmäßige Sondereinkommen, Faulheit und Inkompetenz hätten vielerorts eine berechtigte Anprangerung gefunden. So einfach, wie es schien, war es nicht. Die kontrollierenden Gremien versuchten, abgesehen von den schwarzen Schafen in ihren Reihen und die gab es fast überall, ihr Bestes zu geben. Es ließ sich nicht leugnen, dass die Ehrlichen zum einen schlecht bezahlt wurden und zum anderen völlig überlastet waren. Die Überlastung wurde durch die vielen Neuanmeldungen von Produkten und Medikamenten genauso herbeigeführt, wie durch die erforderlichen Kontrollen der bereits vorhandenen Artikel. Der Arbeitstag dieser Menschen hätte täglich mindestens achtundvierzig Stunden dauern müssen, um nur annähernd ein Gleichgewicht herstellen zu können. Es war fraglich, ob diese Arbeitsumstände von der Politik bewusst in die Richtung der Überbelastung gelenkt wurden; einiges sprach dafür. Letztendlich war es machbar, das Geschäft mit Medikamenten und Lebensmitteln konnte nicht einbrechen. Die Menschen waren auf die Artikel aus diesen Wirtschaftszweigen angewiesen und dabei spielte es seit längerer Zeit keine Rolle mehr, ob die Produkte halfen, linderten oder sättigten und

schmeckten. Das bewegte die Pharma- und Lebensmittelindustrie sowie ihren Chemie- und Zusatzstoffzulieferer dazu, aus sehr viel Guthaben noch mehr zu machen. Ein dauerhafter finanzieller Schaden konnte aufgrund der Umstände sowie der Erforderlichkeit der Produkte ausgeschlossen werden. In den obersten Etagen dieser Unternehmen wurden mögliche Kollateralschäden bei solchen und ähnlichen Aktionen achselzuckend in Kauf genommen, es ging schließlich nicht um ihr Leben, es ging um ihren prallen Geldbeutel, der noch dicker werden musste. Adam hatte die Ausführungen von Arthur Sedon mit großem Interesse verfolgt und fühlte sich nach dem Monolog wie erschlagen.

Trotzdem, tausend Fragen lagen ihm auf der Zunge, aber eine hatte Priorität. »Warum erzählen Sie mir das so ungezwungen, ich meine, Sie klagen sich ja unter anderem selbst an«, holte Adam das Handy aus der Brusttasche seines Hemdes hervor, da es sich vibrierend bei ihm meldete. Er sah auf das Display, erkannte, dass es Molly war und ohne auf ihren Anruf zu reagieren, legte er das Gerät auf den Tisch.

Der Apotheker deutete auf die leere Kaffeetasse vor Adam und dieser nickte, der Kaffee war tatsächlich ein Genuss gewesen. Während Arthur den Kochtopf mit Wasser auf dem Herd erhitzen ließ, in die Tassen Kaffeepulver streute und das Wasser in die Tassen goss, zählte er Adam unaufgeregt die Motive auf, die ihn bewegten. »Wir wollten das nicht, niemand in meiner Familie wollte das. Ich befürchte, dass unser Name mit zu denen gehört, der am längsten auf dieser Sünderliste steht. Wir wurden unter Druck gesetzt, ein Entkommen gab es nicht. Es gab nur ein entweder – oder. Mein

Großvater war Arzt, mein Vater war Arzt und um diesen Machenschaften aus dem Weg gehen zu können, wurde ich Apotheker, aber das war ein Irrtum. Befindet man sich ab irgendeinem Zeitpunkt zwischen den Pranken eines Löwen, dann gibt es keine Fluchtmöglichkeit. Die einzige Alternative, die einem bleibt, heißt mitmachen und schweigen oder man wird gefressen.«

»Aber es muss doch irgendwie möglich sein, diesem Treiben ein Ende zu setzen«, erwiderte Adam nachdenklich. Andere Worte waren ihm nicht eingefallen.

»Sie scheinen naiv zu sein, junger Mann. Sie können es nicht beenden und wenn, dann geht es am nächsten Tag von vorne los, und zwar genauso vehement oder radikaler, als es aufgehört hat. Die Leute, die hinter all dem stecken, die Industrie, die darin verwickelt ist und die Wirtschaft, die alles lenkt, ist mindestens so mächtig wie jede Supermacht auf dieser Welt. Diese Horde von gierigen Egoisten kann nicht gestoppt werden, von niemandem. Ich an ihrer Stelle würde keinem einzigen Menschen, nicht einmal dem besten Freund, von der Liste erzählen. Verbrennen und vergessen sie das Papier mit den sechzig Namen, nach Möglichkeit hier und jetzt.«

»Wenn Sie davon dermaßen überzeugt sind, dass den Verantwortlichen nicht beizukommen ist, warum haben Sie mir dann so viel über die gegebene Sachlage erzählt?«, überging Adam den Vorschlag.

»Zum einen hätten Sie mir in den nächsten Tagen und Wochen, das sehe ich Ihnen an, keine Ruhe gegeben. Zum anderen tat es gut, mit jemandem darüber sprechen zu können

und zuletzt, um Sie zu schützen. Werfen Sie nicht ihr junges Leben weg!«

»Ich habe sehr wahrscheinlich wegen dieser Liste einen Freund verloren«, stellte Adam in den Raum.

»Ein Grund mehr, die Liste zu vernichten. Ich garantiere Ihnen, wenn Sie es nicht tun, dieses Papier nicht zerstören und vergessen und es bekannt werden sollte, dass Sie die Liste mit den sechzig Namen kennen beziehungsweise, dass sie sich in Ihrem Besitz befindet, dann werden Sie viel mehr verlieren.«

Auch diesmal ging der Senderinhaber über den Ratschlag hinweg. Er lenkte das Thema auf das Leben des Apothekers und unterhielt sich noch eine Stunde mit ihm, bevor er ihn mit dem Versprechen verließ, sich bald wieder sehen zu lassen. Auf dem Weg in den Sender dachte Adam über die Worte von Arthur Sedon intensiv nach und fragte sich, ob es möglich sein konnte, was ihm der alte Mann geschildert oder ob er schlicht und einfach in allen Belangen übertrieben hatte. Er war dermaßen in Gedanken, dass er nicht bemerkte, dass sein Handy immer noch auf dem Tisch in Arthurs Büro lag.

Ω

Forrest fuhr nicht mit dem Auto nach Cambridge. Er wollte die überschaubare Entfernung zu Fuß, mit dem Bus und notfalls mit dem Taxi bewältigen und wundersamerweise lud das Wetter dazu ein. Es war deutlich milder geworden und zum ersten Mal seit Tagen wurde Boston von einem strahlend blauen Himmel überzogen. Es war unbestritten, der Sonnenschein, der die Kälte nicht restlos

vertreiben konnte, hob die Stimmung, allerdings nicht die des Detectives. Erst als er auf der Longfellow Bridge stand, bemerkte er, dass er vor lauter Hast sein Handy auf dem Schreibtisch im Büro vergessen hatte. Verärgert sah er zum Segelboothafen, der zu seiner linken Seite lag und musste dabei an Marilyn denken. Aus der Distanz und vom Erinnerungsvermögen her war es unmöglich zu erkennen, dass sich in dem Hafen ein Boot mehr befand, als vor ein paar Tagen. Womöglich war das der Grund, warum den Detective ein komisches Gefühl beschlich. Es war fast so, als ob irgendein Geist aus der Vergangenheit nach ihm rief und in diesem Fall hätte es durchaus die spurlos verschwundene Marilyn sein können. Forrest blickte sich um und nahm wieder Schritt auf. Obwohl er es nicht wahrhaben wollte, der Fußmarsch und die frische Luft taten ihm gut. Auf keinen Fall durfte er Betty davon erzählen, sonst drohten ihm von seiner Frau Klagelieder, warum er nie mit ihr einen gemütlichen Spaziergang unternahm. Nach ungefähr der Hälfte der Strecke gab Forrest auf und stieg in den nächsten Bus, der an der Haltestelle stehenblieb und ihn nach Cambridge brachte. Cambridge war in der Zwischenzeit zu einem Vorort von Boston geworden und bezog den Namen von der gleichnamigen englischen Stadt, in der die Gründerväter von Cambridge, Massachusetts, studiert hatten. Kaum jemand außerhalb der Vereinigten Staaten wusste, dass der Vorort mehr als einhunderttausend Einwohner zählte, da die Stadt vor allem durch die Harvard Universität bekannt geworden war. Es existierte eine zweite Universität in Cambridge, die nicht minder weltweit renommiert war: das

Institut für Technologie. In Cambridge waren viele Persönlichkeiten geboren worden, unter anderem der Schauspieler Matt Damon. Dem Detective war es egal, wer hier lebte, wer hier geboren worden war, wer hier studierte und starb. Er ärgerte sich maßlos über sich, sein Handy und auch ein bisschen über Jesse. Dass er sein Handy im Büro auf dem Schreibtisch liegengelassen hatte, daran war Forrest selber schuld. Nun stand er vor dem Problem, dass er nicht wusste, an welcher Universität Sam Ridge als Gastdozent Vorträge gehalten hatte. Wegen dieser Unwissenheit hätte er Jesse gerne einen Rüffel erteilt, allerdings nur aus dem Grund, um von seiner Fahrlässigkeit abzulenken. Im Büro konnte er nicht anrufen und selbst wenn er vor einer Telefonzelle gestanden hätte, wäre es nicht so einfach gewesen. Die benötigte Telefonnummer hatte ihm sein Handy aus dem Zahlengedächtnis gestohlen. Was hatte Jesse gesagt? Sam Ridge war von Beruf ein Pharmaforscher und ein Analyst der Synthesetechnik. Bis zu dem Zeitpunkt, in dem Jesse diese Berufszweige in den Mund genommen hatte, wusste der Detective nicht, dass es diese Berufsbezeichnungen gab. Die Logik, die Forrest sich zusammenbaute und das Werkzeug für das Fundament seiner Überlegungen erhielt der Detective durch den Beruf des ermordeten Mannes. Sie besagte, dass Sam Ridge sowohl an der einen, als auch an der anderen Uni als Dozent tätig gewesen sein könnte. Nicht an beiden, das hätte Jesse bestimmt erwähnt. Forrest entschloss sich für das Institut der Technologie. Wie selten Forrest Boston verließ und wie wenig er über die Universitäten wusste, zeigte sich an diesem Freitagvormittag. Er hätte keinen Bus

benötigt, nahm trotzdem einen und fuhr damit fälschlicherweise direkt in das Zentrum von Cambridge. Die Universitäten lagen jedoch in der Richtung, aus der er gekommen war. Nachdem der Detective diesen Irrtum korrigiert hatte, erfuhr er, dass es die Studienfächer, die er Sam Ridge zuordnete, entweder nicht gab oder am Massachusetts-Institut für Technologie nicht gelehrt wurden.

Forrest begab sich auf das Gelände der Harvard Universität, welche die älteste Uni der Vereinigten Staaten darstellte und zudem die reichste der Welt. Wie das Institut für Technologie handelte es sich bei der Harvard Universität um eine privat geführte Lehrstätte. Fakt war, dass Forrest mit dem Betreten des Geländes in ein anderes Universum gelangte, zugleich allerdings in einen Ameisenhaufen. An die zehntausend Studenten lernten im Massachusetts-Institut für Technologie, die doppelte Anzahl studierte an der Harvard Universität, die nach dem Geistlichen John Harvard benannt und im Jahr 1636 gegründet worden war. Für den Detective wurde der Rest des Vormittages zu einem Spießrutenlauf. Er wurde von einem Gebäude zum anderen geschickt, von dem für sein Anliegen zuständigen Menschen auf eine kompetentere Person verwiesen, und so ging es immer weiter, bis ihm der Kragen platzte. Auch das half ihm nicht. Er war nahe dran aufzugeben, stand hilflos auf dem Campus und wunderte sich über die Hektik auf dem Areal, ebenso über den Massenandrang und das scheinbare Chaos, das um ihn herum herrschte. Natürlich kannte Forrest die Universitäten und einige Bereiche von ihnen, aber nie zuvor war er so lange, und noch dazu zu Fuß, auf dem Gelände unterwegs

gewesen. Als Streifenpolizist war er hier einst ein paar Mal zugegen gewesen, danach, soweit er sich erinnern konnte, nicht mehr. Übertrieben gesagt, lagen die Lehrstellen einen Steinwurf von seinem Haus entfernt, aber er wusste über die Universitäten viel zu wenig oder für einen Bostoner Bürger praktisch nichts.

Es war einfach so, er kam sich auf dem Areal der Uni wie ein Tourist vor, ein Gefühl, das ihm für einen kurzen Moment peinlich wurde. Auf gut Glück hielt Forrest zwei Studentinnen auf, die an ihm vorbeigingen. Er fragte sie, ob sie den Dozenten Sam Ridge kannten, erntete dafür Blicke, die eindeutig ausdrückten, dass diese Art der Anmache nicht neu war und wurde wie ein Freier stehengelassen. Es war Zufall, aber ein vorbeigehender, hochgewachsener Student hatte seine Frage gehört, blieb nach einigen Metern stehen, beobachtete die Situation und als die Studentinnen Forrest stehenließen, ging er auf ihn zu. »Ich kenne Mister Ridge, was wollen Sie von ihm?«, fragte er neugierig und wusste sogleich, dass er keine Antwort bekommen würde.

Forrest staunte, dass der junge Mann noch nichts vom Ableben des Pharmaforschers gehört zu haben schien. Er beließ es dabei. »Ich will nichts von ihm, ich suche seine Frau. Ich habe eine dringende persönliche Nachricht für sie und mir wurde mitgeteilt, dass sie sich heute hier befindet«, erfand Forrest aus dem Stegreif eine Umschreibung seiner Absichten.

Der Student, der etwas größer als Jesse war, sah auf Forrest herab. »Da kann ich ihnen nicht helfen, aber vielleicht die im Sekretariat des Harvard College.«

»Okay, und wo finde ich das?«

Der Student streckte die Hand aus. »Gleich da drüben.«

»An wen kann ich mich wenden, wenn mir dort nicht geholfen werden kann?«, erkundigte sich Forrest in der Hoffnung, dass ihm weitere Irrläufe über das Gelände erspart bleiben könnten und wurde von dem Studenten auf angenehme Weise überrascht. Der junge Mann zog aus dem Rucksack, den er mit sich trug, einen Stift und Block hervor und zeichnete für Forrest einen Plan, der dem Detective eine Orientierungshilfe sein sollte. Von der Position, auf der sie sich befanden, malte er dem Detective einen Streckenplan mit Linien und fügte Quadrate hinzu, die er nummerierte. Die Vierecke stellten die Gebäude dar, die Forrest aufsuchen sollte und die Nummern die Reihenfolge, wie er sie am schnellsten erreichen konnte. Forrest bedanke sich und schlug die entgegengesetzte Richtung wie der Student ein. Es war beschämend, aber innerhalb von einer Minute hatte er mehr über die Universität erfahren, als in den letzten siebenundfünfzig Jahren. Es war ihm neu, dass Harvard insgesamt über zwölf akademische Einheiten verfügte und dass jede einzelne von einem Dekan geführt wurde. Forrest hätte es nicht geglaubt, niemand konnte oder wollte ihm helfen. Er befand sich tatsächlich in einer völlig anderen Welt. In den Sekretariaten wurde er wie eine Person abgefertigt, die nichts auf dem Areal zu suchen hatte und dementsprechend wurde ihm gegenübergetreten. Die Minuten verrannen, wurden zu Stunden, bis er vor dem Haus stand, das als letztes übriggeblieben war und das er am wenigsten betreten wollte. Es war die Massachusetts Hall, der Sitz des Universi-

tätspräsidenten. Forrest hatte vergeblich darauf gehofft, mehr über Sam und seine Familie in den anderen Gebäuden zu erfahren. Er befürchtete, dass die Leute in dem rötlichen Haus, das vor ihm lag, noch abweisender auf ihn reagieren würden, als es in den anderen Gebäuden der Fall war. Schließlich war die Massachusetts Hall der Palast des Universitätsgeländes, damit beherbergte er erst recht die Sorte von Menschen, die sich ihm überlegen fühlten, nichts mit seinesgleichen und schon gar nichts mit dem Morddezernat oder der Polizei zu tun haben wollten. Ein weiterer Nachteil war Forrests Hautfarbe. Er hatte sie sich zwar bei seiner Geburt nicht ausgesucht und obwohl durch seine Adern das gleiche rote Blut floss, wie bei einem weißhäutigen Menschen, er die gleiche Luft einatmete, es änderte nichts daran, dass er dennoch ein Sklave seiner Hautfarbe und damit seines Daseins blieb. Ganz besonders trat es zum Vorschein, wenn er es mit besonders gebildeten Menschen zu tun hatte, die offenbar zu dumm waren, um zu registrieren, wie hirnlos sie im Zusammenhang mit einer anderen Hautfarbe und Rassen handelten und dachten. Insofern war es für den Detective erstaunlich, dass er so vielen jungen Leuten begegnet war, die aus dem Ausland kamen. Er hatte Asiaten gesehen, ebenso dunkelhäutige Studenten und Teenager aus Mittel- und Südamerika. Wenigstens, dachte er sich, war das inzwischen offenbar ein Teil der Normalität geworden. Vor einigen Jahrzehnten wäre es genauso undenkbar gewesen, wie der hohe weibliche Anteil unter den Studierenden.

Mit gemischten Gefühlen betrat Forrest das Gebäude. Es lag nicht an einem mangelnden Selbstbewusstsein, sondern

an der Befürchtung, dass er herabwürdigend behandelt werden und aus diesem Anlass überreagieren könnte. Gediegene Stille schlug ihm im Eingangsbereich entgegen. Eine Tafel an der Wand zeigte ihm an, wer in welcher Etage in welchem Zimmer saß und zu seiner Verwunderung war der Platz in der abgeschirmten Informationsstelle unbesetzt. Forrest ahnte, dass er sich in Schwierigkeiten begeben könnte. Es ging in diesen Minuten nicht um ihn, sondern um die gefährdete Familie Ridge und das war ihm jedes Risiko wert. Indem er zwei Stufen auf einmal nahm, begab er sich in die Etage, in der das Büro des Universitätspräsidenten lag. Während er die Treppen erklomm, nahm er an, dass der Vorsitzende der Universität ihm am allerwenigsten helfen konnte, nicht wegen irgendeiner Intoleranz, sondern aus dem einfachen Grund, dass die Leute in einer solchen Position am wenigsten wussten, was in ihrem Reich geschah. Eines konnte sein Tun bewirken, und das war, dass er durch den Universitätsvorsitzenden die ihm bis dahin verweigerte Hilfe noch bekommen könnte.

Außer Atem klopfte er an die Tür des Mannes, der über die eigenartige, andere und fremde Welt regierte. Die Machtbefugnisse des Vorsitzenden wurden von einem Aufsichtsgremium überwacht und waren in diversen Bereichen eingeschränkt, aber wen störte das, wenn man dennoch das Zepter über eine der bekanntesten Universitäten der Welt schwang. Niemand öffnete. Forrest probierte es erneut, aber hinter der Barriere, die ihm den Zutritt verwehrte, vernahm er kein Geräusch und keinen Ton und die Tür blieb zu. Enttäuscht nahm er den Weg in das Erdgeschoss auf sich. Auf

den untersten Treppen kam ihm eine Frau entgegen, eine sehr hübsche noch dazu. Sie sah den Detective befremdlich an und fragte ihn, zu wem er wolle. Forrest umschrieb sein Problem und erhielt darauf eine Antwort, mit der er nicht in dieser Art gerechnet hätte. »Also ich kann ihnen nicht helfen, aber ich weiß, dass Mister Ridge für dieses Semester im Studentenwohnheim ein Zimmer beantragt und bekommen hat. Ich kann ihnen allerdings nicht sagen, in welchem Gebäude.« Immerhin, diese Aussage war für den Detective ein Ansatz.

Er begab sich zu den Studentenwohnheimen. Der Student, der ihm den Streckenplan gezeichnet hatte, war so intelligent gewesen, diese Häuser auf dem Plan zur Orientierungshilfe als Rechtecke zu kennzeichnen. Dort angekommen, kam sich Forrest verloren vor. Wo sollte er mit der Suche beginnen? Eine weitere Stunde verging, bis er von einer Studentin erfuhr, dass die Dozenten in einem separaten Haus untergebracht waren. Forrest atmete erleichtert durch, als sich die junge Frau bereit erklärte, ihn zu dem Gebäude zu führen. Es lag nur fünf Minuten von dem Standort entfernt, an dem er die Studentin getroffen hatte. Betrübt musste er feststellen, dass er in den Stunden zuvor mindestens dreimal an dem Haus vorbeigelaufen war. Kein Umstand, der seine nicht besonders gute Laune heben konnte. Als er vor dem Gebäude stand, sich fragte, welches Zimmer Sam Ridge bewohnt haben könnte, wendete sich das negative Blatt kurzfristig. Ein Mann, der das Haus verließ und den Forrest danach fragte, wusste es. Der Detective begab sich zu der angegebenen Türnummer im zweiten und damit obersten

Stock des Hauses und klopfte. Niemand öffnete, niemand fragte nach seiner Identität. Forrest glaubte, hinter der Tür ein Geräusch gehört zu haben. Plötzlich ging die Tür auf und der Detective blickte auf die Düse einer Spraydose. Er schrie einen Schmerzenslaut aus, der nicht enden wollte.

Als ob ihm jemand die Augen ausgestochen hätte, begannen seine Augenhöhlen zu brennen, er fasste sich mit beiden Händen ins Gesicht und spürte, wie ihn jemand am Mantelkragen packte und in das Zimmer zog. Das letzte, was Forrest spürte, war die vollkommene Dunkelheit, in die er fiel, sie schmerzte ungemein, aber sie erlöste ihn von dem Schmerz, den ihm die brennenden Augen zufügten.

Ω

An diesem Freitag bekamen vier Leute, die auf der Liste mit den sechzig Namen standen, zu unterschiedlichen Zeiten unerwarteten Besuch. Ein Psychiater in Dallas wollte gerade Feierabend machen und war im Begriff, die Tür zu der Praxis abzuschließen, als plötzlich hinter ihm jemand seinen Familiennamen erwähnte. Ehe sich der Seelendoktor versah, wurde er unsanft in den Vorraum der Behandlungsräume gestoßen und während er bäuchlings zu Boden fiel, hörte er, dass die Tür in seinem Rücken mit einem Tritt geschlossen wurde. Er drehte sich auf den Rücken und sah in das Gesicht von Jupiter. »Wer sind Sie? Was wollen Sie?«, brachte er stammelnd hervor, während er sich auf dem Rücken liegend mit den Ellenbogen am Boden abstützte.

Jupiter machte zwei Schritte und trat mit einem Fuß auf den Oberkörper des verängstigten Mannes, was dazu führte,

dass dieser wieder flach auf dem Rücken lag. »Haben sie Besuch bekommen?« Die Augen des Psychiaters weiteten sich, die Furcht in ihnen drückte aus, dass er den Sinn der Frage nicht verstand. »Sie werden vielleicht Besuch erhalten«, erkannte Jupiter, dass der Seelendoktor nicht allein von seinem Fuß zu Boden gedrückt wurde, sondern ebenso von dem tonnenschweren Fragezeichen seiner Unwissenheit. Jupiter bückte sich etwas nach vorne und zog aus einem Schaft, den er unter dem Hosenbein am Unterschenkel des Beines trug, mit dem er den Psychiater gegen den Boden drückte, ein Messer hervor. Es war kein gewöhnliches Messer, stattdessen eines, das den Mann am Boden in die Hosen urinieren ließ. »Vielleicht will Sie ein Journalist sprechen oder jemand von der Ärztekammer, womöglich sogar eine Person von irgendeiner Aufsichtsbehörde, was machen Sie dann?«

Der Seelendoktor blickte in seinen Schritt, indem er den Kopf anhob, was in seiner Lage nicht einfach war, und richtete peinlich berührt seine Augen auf Jupiter. Die vor Furcht geweiteten Pupillen lagen wie ein Dotter in einem Augenweiß, indem deutlich zu erkennen war, dass er begriffen hatte, um was es ging. »Ich sage nichts!«, brachte er mühsam hervor.

»Sind Sie sich absolut sicher?«

Der Psychiater antwortete mit einer Stimme, deren Ton gegen die vorhandene Angst ankämpfte. »Was denken Sie? Wenn jemand kommt, bin ich nicht zu sprechen und wenn es sich nicht verhindern lässt, dann lüge ich der Person das Blaue vom Himmel herunter und werde sie bei kompromit-

tierenden Äußerungen fragen, ob ihr eine Behandlung in meiner Praxis helfen könnte.«

Jupiter schien an der Aussage Gefallen zu finden. Er nahm den Fuß von dem Oberkörper. Während der Arzt tief durchatmete, ging er in die Knie und legte die Klinge des Messers an dessen Kehle. »Spüren Sie es, spüren Sie, wie scharf die Klinge von meiner Daisy ist?«, verriet er den Namen, den er seinem Messer gegeben hatte.

Ganz leicht drehte der Seelenklempner den Kopf zu Jupiter, der in seinen Augen unbedingt eine Therapie von mehreren Jahren benötigte. Diese Ansicht behielt er vernünftigerweise für sich »Ich spüre es«, hatte die Angst die Schlacht gegen den kurzfristigen Widerstand in seiner Stimme gewonnen.

Jupiter packte den Mann an den Haaren, drückte die Klinge des Messers noch fester gegen dessen Kehlkopf und im Gegensatz zu der des Psychiaters, klang seine Stimme fest und entschlossen. »Gut, wenn nicht, passiert Folgendes: Wenn du quatschen solltest, dann werde ich dich danach besuchen, nicht hier, sondern bei dir zu Hause. Ich werde vor deinen Augen deine Frau vergewaltigen, dir danach den Schwanz abschneiden und deine Gattin wird ihn aus Liebe zu dir essen! Danach schneide ich deiner Alten die Brüste ab und die frisst du! Letztendlich werde ich dabei zusehen, wie ihr beide händchenhaltend verblutet, hast du mich verstanden?«

Der Psychiater nickte mehrfach. Seine Augen füllten sich mit Tränen, als Jupiter die Praxis verließ. Er zitterte am ganzen Körper, richtete sich in eine sitzende Stellung auf und

verharrte in dieser Position. Der Schreck, der ihm in die Glieder gefahren war, ließ ihn minutenlang am Boden verbleiben und der erlittene Schock sorgte dafür, dass er zum ersten Mal seit seiner Kindheit weinen konnte. Der Psychiater hieß Norman Degger, aber wen außer seiner Familie interessierte das schon?

Vielleicht ein paar Patienten, die zufrieden mit seinen Behandlungsmethoden waren, womöglich ein paar Freunde und Bekannte, aber sonst? Für die Leute, die in das Leben von Norman eingegriffen hatten, war er ein Niemand, letztendlich nur eine Nummer, eine Zahl von vielen. Dass er sich in dieser Lage befand, daran war er selbst schuld.

Ω

Unter der Berücksichtigung des Zeitunterschiedes von zwei Stunden, die Dallas vor Seattle lag, wurde in der Smaragdstadt, wie der Beiname der größten Stadt im Nordwesten der Vereinigten Staaten lautete, Doktor Brown von Uranus aufgesucht. Der Psychiater war ein älteres Semester, ein durch seinen Beruf geschädigter Charakter und vielleicht lebte er deswegen allein und außerhalb der Stadt, die von den Einheimischen fast nie als die Smaragdstadt bezeichnet wurde. Dieser Beiname bezog sich auf die vielen Grünflächen und die Wälder in und um Seattle. Sie wurde für die Hälfte seiner Einwohner wegen der vielen wolkenreichen Tage zu Rain-City, obwohl es in vielen anderen Städten der Staaten wesentlich häufiger regnete. Für die andere Hälfte hieß Seattle Jet-City, aufgrund der in der Nähe angesiedelten Boing-Werke.

Diese Nebensächlichkeiten interessierten Doktor Brown nicht. Er war ein Mann, der feste Grundsätze vertrat und die schönen Seiten des Lebens anders definierte als die meisten Menschen. Das hatte dazu geführt, dass er von seiner Frau mitsamt den Kindern vor zwei Jahrzehnten verlassen worden war, was ihn nicht störte. Bis auf die Zahlung der Alimente hatte er nicht darunter gelitten, es war ihm vergönnt gewesen, eine neue sexuelle Ader an sich zu entdecken. Kaum jemand wusste, dass Doktor Brown homosexuell war und jene, die es wussten, hätten es nicht wissen sollen und dürfen. Durch die sexuelle Orientierung wurde Doktor Brown angreifbar und deswegen stand sein Name auf der Liste der sechzig Personen. Erschwerend kam hinzu, dass er zu einem Opfer seines Berufes geworden war. Die seelischen Dramen und Tragödien von seinen Patienten belasteten inzwischen seine eigene Psyche. Die Geschichten und Probleme der Patienten gingen von Anfang an nicht spurlos an ihm vorbei und verwandelten ihn mit den Jahren zu einem verrohten Menschen. Wie seine Geburtsstadt, er war in Seattle geboren, besaß auch Doktor Brown einen Spitznamen und in manchen Kreisen wurde er als „Doktor Brachial“ bezeichnet. All das war Uranus egal. Er hatte wie ein Vertreter an der Haustür des Doktors geläutet und kaum wurde sie geöffnet, schlug er zu. Doktor Brown fiel mit einer blutenden Nase zu Boden und halb benommen, an einem Arm, wie ein erlegtes Tier am Hinterlauf, wurde er von Uranus in das Wohnzimmer geschleift. Dort trat ihm Uranus in die Rippen und setzt sich in den Sessel, vor dem er den Psychiater losgelassen hatte. »So, du schwule Sau, höre mir gut zu oder ich

trete dir in die Eier und zwar so, dass du wie ein Badeentchen quietschst. Es könnte passieren, dass jemand neugierig wird und mit Fragen bei dir erscheint. Eine falsche Antwort und du bist tot! Nicht auf der Stelle, sondern ich lasse dich ganz langsam und qualvoll verrecken. Haben wir uns verstanden?« Der aus der Nase blutende, am Boden liegende und sich vor Schmerzen krümmende Psychiater nickte und erhielt von Uranus aus der Sitzhaltung einen weiteren Tritt ins Gesicht. »Was hast du gesagt? Ich habe dich nicht verstanden!«

Doktor Brown stöhnte. »Ja, verdammt nochmal!« Er stöhnte erneut vor Schmerz, holte tief Luft und ergänzte: »Warum sollte ich etwas sagen, ich hänge selbst bis zum Hals in der ganzen Scheiße drin!«

»Gut, das wollte ich hören.« Uranus erhob sich, versetzte dem wehrlosen Mann am Boden noch einen Tritt in die Rippen und ging auf die Ausgangstür zu. Kurz drehte er sich noch einmal um, bevor er aus dem Wohnzimmer verschwand. »Vergiss nicht, was du mir eben versprochen hast und vor allem, vergiss mich nicht. Wenn du reden solltest, komme ich wieder und bleibe länger, das verspreche ich dir!«

Es war, wie es war, aber der bereits geschädigte Charakter und die angeschlagene Psyche von Doktor Brown erhielten durch den Besuch von Uranus einen weiteren Schaden.

Ω

Beaufort liegt auf der Insel Port Royal Island, im Port Royal Sound an der Atlantikküste von South Carolina. Die noch nicht einmal fünfzehntausend Ein-

wohner hätten eigentlich keinen Psychiater gebraucht. Zu ruhig, zu schön, zu ausgeglichen und unkompliziert gestaltete sich für die Mehrheit der Bevölkerung das Leben in der kleinen Stadt. Diese Voraussetzungen erschienen Maximilian, kurz Max genannt, ideal. Er seinerseits benötigte keine Patienten, da er finanziell völlig unabhängig war. Einen Strich durch die Rechnung machte ihm die im Ort befindliche Ausbildungsstätte des US-Marine-Corps. Für seinen Geschmack wurde er zu oft von Soldaten aufgesucht, die dem harten militärischen Drill nicht gewachsen waren. Gelegentlich suchten ihn auch Angehörige der Air Station in Beaufort auf, was Max in einen Arbeitsaufwand trieb, der ihm äußerst zuwider war. Niemand in der Stadt wusste, wo Max wirklich herkam. Er hatte den Neugierigen eine Story aufgetischt, die ihm abgenommen wurde und die schnell die Runde machte. Beaufort zeigte sich als das Städtchen, zu dem es von seinen Einwohnern gemacht worden war. Friedlich, unbeschwert und gutgläubig. Dazu trug der Nachname von Max bei, er nannte sich Macy und dieser Name hatte irgendetwas Wohlhabendes an sich. Es gab einige Leute, die über die Vergangenheit von Maximilian Bescheid wussten und damit diese Personen ihr Wissen für sich behielten, begab sich Max sozusagen fast freiwillig auf die Liste der sechzig Personen. Max gehörte in Beaufort nicht zu den Einheimischen, doch er wurde inzwischen nicht zu den Touristen und Soldaten gezählt. Die Touristen fuhren wieder nach Hause, die Soldaten wechselten sich ab, wurden versetzt, vielleicht war ihre Dienstzeit zu Ende, wie auch immer. Max war geblieben und das wurde ihm positiv angerechnet. So-

mit befand er sich auf einer weiteren, weit weniger bedrohlichen Liste, nämlich der, die ihn bei den Einheimischen in naher Zukunft zu einem der ihren machen könnte. Max wusste nicht, was er davon halten und wie er damit umgehen sollte. Einerseits fühlte er sich in Beaufort wohl, trotz der hohen Anzahl der ungewollten Patienten, andererseits wollte er fort, um von beiden Listen gestrichen zu werden. Ihm war klar, dass ein Entkommen oder Untertauchen zu einem kaum durchführbaren Experiment werden konnte und ebenso war er sich bewusst, dass die Löschung seines Namens auf der Liste mit den sechzig Personen unweigerlich mit seinem Ableben verbunden war.

In dieser Ansicht wurde er durch das Erscheinen von Saturn bestätigt. Ungefragt und ungebeten setzte sich Saturn in der Mittagszeit in dem Restaurant zu ihm an den Tisch, in dem Max unter der Woche aus Gewohnheit täglich sein Mittagsmahl einnahm. Saturn bestellte sich das gleiche Gericht wie Max und ein Mineralwasser dazu. Saturn lächelte Max an, verwickelte ihn in eine Unterhaltung, die dem Psychiater erklärte, warum er in Beaufort eine Zwischenstation eingelegt hatte und als Saturn mit dem Essen fertig war, lehnte er sich gesättigt und zufrieden auf der Sitzbank zurück. »Haben wir uns verstanden oder bin ich gezwungen, Sie zu überzeugen?«

Der Psychiater konnte und wollte sich nicht vorstellen, wie die Überzeugungskünste von Saturn aussehen mochten. »Warum drohen Sie mir? Sie haben mich ohnehin in der Hand, das ist Grund genug, um zu schweigen. Ich möchte nicht den Rest meines Lebens hinter Gittern verbringen.«

»Das hört sich vernünftig an, aber Sie werden als ein Subjekt mit einem schwarzen Punkt geführt.«

Max runzelte die Stirn. »Was bedeutet das?«

Saturn schien die Frage zu amüsieren. »Es bedeutet, dass Sie als ein potenzieller Gefährder der Sache angesehen werden. Anders ausgedrückt, man vertraut Ihnen nicht, ganz und gar nicht«, gab er schadenfroh zu.

»Ich verstehe die Bedenken, aber geben Sie es an die zuständigen Stellen weiter, von mir geht keine Gefahr aus. Ich fühle mich hier wohl, möchte in dieser Stadt bleiben und nach Möglichkeit alt werden.«

Saturn setzte sich gerade hin und verschränkte die Hände auf dem Tisch. »Auch das hört sich sehr vernünftig an, die Frage bleibt, ob Sie vernünftig sind und dementsprechend in Zukunft handeln werden?«

Max neigte sich etwas vor. »Ich werde nichts an dem ändern, was ich in den vergangenen zehn Jahren getan habe. Mehr gibt es nicht zu sagen.«

»Ich werde es so, wie Sie es gesagt haben, Wort für Wort weiterleiten. Sollte sich allerdings etwas ändern, dann bin ich gezwungen, wiederzukommen. Tritt dieser Fall ein, dann können Sie nicht mit meinem guten Anstand rechnen, sondern lernen mich von einer anderen Seite kennen. Glauben Sie mir, die wollen Sie nicht kennenlernen.«

»Das glaube ich Ihnen sofort.«

Saturn lächelte erneut. Es war eine von ihm gewohnheitsmäßig praktizierte Geste. Sie verlieh ihm nicht etwas Sympathisches, sondern machte ihn undurchschaubar und das Lächeln deutete an, wie gefährlich und unmenschlich er bei

Bedarf sein konnte. So, wie er an den Tisch gekommen war, so ging er, ohne ein Wort.

Ω

Nur eine Stunde und fünfzehn Minuten Flugzeit von Boston entfernt, in New York City, erhielt Larry Beauford, der nichts mit der Gründung der in South Carolina gelegenen Stadt Beaufort im Jahr 1711 zu tun hatte, Besuch von Neptun. Auf der Liste mit den sechzig Namen nahm er eine Sonderstellung ein. Larry war kein gewöhnlicher Psychiater, sondern ein Professor der Psychologie. Er leitete eine kleine Klinik für psychisch erkrankte Menschen und besaß einen ausgezeichneten Ruf, der jedoch trog. Im Gegensatz zu vielen anderen Namen auf der Liste mit den sechzig Personen gehörte er den Leuten an, die freiwillig diesen Platz eingenommen hatten. Finanzielle Nöte hatten ihn dazu gedrängt, ansonsten hätte Larry seine Klinik zunächst überhaupt nicht aufbauen können und später wäre er dazu gezwungen gewesen, sie aufgeben zu müssen. Mit dem Schritt auf die Liste konnte er den Schritt in die Bedeutungslosigkeit vermeiden und den in die Bankrotterklärung abwenden. Daraus ergab sich, dass Neptun den Professor nicht aufsuchte, um ihm zu drohen oder weh zu tun, stattdessen sollte er ihn treffen, um ihn vor eventuellen neugierigen Leuten der Aufsichtsbehörden oder der Medienvertreter zu warnen. Vereinfacht gesagt, handelte es sich bei der Aufwartung von Neptun bei dem Professor um eine überflüssige Aktion, aber nicht Neptun hatte das Sagen, sondern er war das ausführende Organ und er tat, was ihm gesagt wurde. Keine Namen, keine Details und keine intimen ge-

schäftlichen Gespräche am Telefon, das waren die Vorsichtsmaßnahmen, auf die Roger Dovell sehr großen Wert legte. Gelegentliche Zuwiderhandlungen hatten in der Vergangenheit zu zwar lösbaren Problemen geführt, nur hätten sie durch die Einhaltung der Sicherheitsvorschriften vermieden werden können.

Die Personen, die gegen die Bestimmungen verstoßen hatten, wurden fortan zu Sicherheitslücken erklärt, die schnell geschlossen werden mussten. Schon kurze Zeit später legte sich ein Sargdeckel über die Menschen, die gegen die Sicherheitsauflagen verstoßen hatten. Stets handelte es sich dabei um Unfälle, die tragisch waren und selten irgendwelche Fragen offenließen. Das Leben war eben so, es war nichts anderes als eine Lotterie, bei der die Gewinner von vornherein feststanden. Hin und wieder profitierten arme Schlucker von diesem System, aber das geschah selten und wenn, dann nur um zu blenden und um verschleiern zu können, dass es sich bei den gezogenen Gewinnzahlen in Wahrheit um gar keine Glückszahlen handelte.

Ω

Der Feierabend wurde von der Uhrzeit angekündigt und je näher er rückte, umso unruhiger wurde Jesse Owens. Längst hatte er registriert, dass Forrest ohne sein Handy das Büro verlassen hatte, was er nicht als so dramatisch empfunden hatte, wie der Detective es vor Stunden getan hatte. Aber nun begann Jesse, sich Sorgen zu machen. Er war es von Forrest nicht gewohnt, auf diese Weise unwissend stehengelassen zu werden. Der Detective war gewiss kein Teamplayer, aber ihm gegenüber gab

er sich nicht als der Einzelgänger, als der er von den anderen Kollegen beschrieben wurde. Ohne Zweifel, der Detective war eine zähe Nuss, meistens nicht einfach zu nehmen, oft launisch, aber dafür war er ein Kollege, der sich seiner Verantwortung stellte und nach Möglichkeit nichts dem Zufall überließ. Jesse war sich deswegen sicher, dass Forrest ihn im Büro nach dessen Rückkehr aus Cambridge aufgesucht hätte und sei es nur aus dem Grund, um ihm mitzuteilen, dass es Zeit dafür wurde, den Arbeitstag abzuschließen. Nachdenklich sah er zum Telefon und fragte sich, ob Forrest die Familie von Sam Ridge gefunden hatte. Wenn nicht, wäre er mit schlechter Laune längst im Büro und hätte nicht anders gekonnt, als ihn an seiner miesen Stimmung teilhaben zu lassen. Wenn, dann hätte ihn der Detective davon unterrichtet, unabhängig davon, ob er das Handy bei sich trug oder nicht. Jesses Sorgen wurden nach diesen Gedanken größer und erhielten Unterstützung durch eine aufkommende Nervosität. Er ließ seine Bedenken fallen, schnappte sich den Telefonhörer und wählte die Privatnummer von Forrest. Nach mehrmaligem Läuten hob Betty am anderen Ende der Leitung ab. Jesse tat so, als ob er bereits zu Hause wäre und im Department etwas vergessen hätte und fragte, ob er mit Forrest sprechen könnte oder ob sich dieser noch im Büro befand. Betty konnte ihm über den Aufenthalt von Forrest keine Auskunft geben, immerhin erfuhr Jesse auf diese Weise, dass der Detective, wie er es richtig angenommen hatte, nicht zu Hause war. Er telefonierte die Stellen im Department ab, die gewusst hätten, ob Forrest in den vergangenen Stunden um Verstärkung gebeten hatte und erhielt immer die gleiche

Antwort. Nein, der Detective hatte keine Unterstützung erbeten und niemand wusste, wo er war.

Damit wurde die Situation für Jesse schwierig. Egal, was er zu tun beabsichtigte oder mit seinem Handeln heraufbeschwören könnte, er lief Gefahr, in den Augen von Forrest abgewertet zu werden. Jesse und der Detective waren innerhalb sehr kurzer Zeit zu einem Team geworden und es hatte sich inzwischen eine distanzierte Freundschaft zwischen ihnen aufgebaut. Forrest und er sprachen selten über private Dinge, aber trotzdem kannten sie sich gut. So wie Forrest ihn, konnte Jesse den Detective einschätzen und er wusste, dass Forrest überstürzte, unüberlegte und sinnlose Aktionen hasste. Sie schätzten sich, respektierten einander und neben der guten Zusammenarbeit war Jesse dem Detective äußerst dankbar. Forrest hatte er es zu verdanken, dass er nach den erlittenen Verletzungen, trotz der körperlichen Behinderungen, bei der Polizei bleiben konnte. Der Detective hatte sich vehement für ihn eingesetzt, ihm danach auch anderweitig geholfen und all das hatte ihr Vertrauensverhältnis zueinander in jeder Form enorm gefördert. Keinesfalls wollte Jesse diese Basis und die Freundschaft zu Forrest wegen einem voreiligen Handeln gefährden. Jesse sah auf die alte Uhr an der Wand, die hinter dem Arbeitsplatz von Forrest hing. Es war kurz vor achtzehn Uhr, damit war der Detective in seinen Augen mehr als überfällig. Trotzdem entschloss er sich, eine weitere Stunde zu warten. Danach wollte er Alarm schlagen, in einer Stunde sollte es ihm egal sein, ob er die Pferde umsonst aufscheuchte oder nicht, auch seine Geduld

hatte mal ein Ende. Entgegenkommender konnte er gegenüber dem Detective nicht handeln, aus Sorge um ihn.

Ω

Fast zur gleichen Zeit verließ Baby das Haus. Bevor er dies tat, sah er wie jeden Tag nach der alten Dame auf dem Dachboden. Jedes Mal, wenn er sie sah, wurden die Stimmen in seinem Kopf lauter und schrien ihm fordernd zu, sie zu töten. Sie feuerten ihn an, es zu tun, spendeten ihm lauten Applaus bei jedem Schritt, den er auf sie zuging. Plötzlich ebbte der Beifall ab und verwandelte sich in ein gellendes Pfeifkonzert in seinen Ohren, sobald er sie von der Knebelung befreite und ihr etwas zu trinken gab. Baby registrierte es nicht. Genau in diesen Momenten gewann er den Kampf gegen die vielen Dämonen in seinem Kopf, und zwar dadurch, indem er ihrem Wunsch des Tötens nicht nachkam. In diesen Augenblicken wurde er von einem anderen Verlangen geleitet und das war stärker als alles andere. Er wollte die alte Frau leiden sehen, ja, sie sollte qualvoll sterben und nach Möglichkeit in einer Weise, die es ihm ersparen könnte, sie anzufassen, so sehr hasste er sie, so sehr ekelte er sich vor ihr. Sie sollte, das war sein Wunsch, nach und nach in ihrem Urin und Kot verfaulen. Er hatte nicht vor, sie sich umziehen oder waschen zu lassen, sondern wollte dabei zusehen, wie sie immer weniger wurde und immer stärker zu stinken begann. Er konnte sie am Leben halten, tagelang, wenn es notwendig werden sollte sogar wochenlang, aber mehr wollte er nicht für sie tun.

Vielleicht einmal in der Woche, auf keinen Fall öfter, wollte Baby sie mit einem Wasserschlauch abspritzen, aber nur, um

zu sehen, ob ihre Furunkel erfreulicherweise größer wurden und sich an ihrem Körper auszubreiten begannen. Wie immer, bevor er ihr die Wasserflasche an den Mund hielt, deutete er ihr an, ruhig zu bleiben. Er wollte sie nicht sprechen hören und nie wieder ihre Stimme in seinen Ohren nachklingen lassen. Sie hatte eine hässliche Stimme, für eine Frau war sie viel zu tief und rau. Nachdem sie gierig getrunken hatte, knebelte Baby sie wieder, obwohl es eigentlich gar nicht notwendig gewesen wäre. Am Tag hätte sie wegen des Lärms auf der Straße niemand gehört, aber abends bestand ein kleines Restrisiko, das er nicht eingehen wollte. Sie war jetzt in seiner Hand, so wie er einst in ihrer gewesen war und nun war es an der Zeit, ihr die Quittung für die erhaltene Rechnung zu präsentieren. Er konnte nicht anders, er musste ihr die Bosheiten und Gemeinheiten heimzahlen und diesen sehnlichen Wunsch konnten ihm nicht einmal die Gespenster in seinem Kopf stehlen. Trotzdem zahlten sie es ihm mit einem gellenden Pfeifkonzert heim. Kaum hatte er die Frau geknebelt, wurde das Pfeifen in seinen Ohren unerträglich und es zwang Baby in die Knie. Niemand sonst hätte es geschafft, Baby zu Boden zu bringen, nur die Kreaturen in seinem Kopf konnten seine körperlichen und seelischen Kräfte bezwingen. Früher war es der alten Frau in einer anderen Form gelungen, aber damals war Baby fast noch ein Kind gewesen und zudem hatte er gelehrt bekommen, einer Frau gegenüber immer anständig zu sein. Die alte Dame war seitdem kein weibliches Wesen für ihn. Sie war eine Hexe und eine Furie, die eine Mitschuld daran trug, dass er von den Geistern gefunden worden war und von ihnen zwischen-

zeitlich täglich belästigt wurde. Ohne ein Wort mit seiner Oma gesprochen zu haben verließ Baby den Dachboden und kaum war er mit seinen Dämonen allein, wurde er wieder zu ihrem hörigen Untertanen. Nicht sofort, sondern mit jedem Schritt mehr. Mit jeder Stufe, die er auf dem Weg in das Erdgeschoß hinter sich ließ, näherte sich Baby den Kreaturen. Er musste ihnen entgegengehen, um sie deutlich verstehen zu können. An diesem frühen Abend schienen die Gespenster außerhalb des Hauses ihr Unwesen zu treiben.

Baby verließ das Haus ohne Gegenwehr. Inzwischen waren die Dämonen seine Freunde geworden. Er eilte ihnen nach und verstand mit jedem Meter, den er zurücklegte, ihre Worte besser. Es waren nicht die Worte wie sonst, sie klangen anders und als Baby sie endlich deutlich hören konnte, blieb er abrupt mitten auf dem Bürgersteig stehen. Die an ihm vorbeieilenden Passanten starrten ihn wie einen verblödeten Idioten an, wichen ihm aus und wunderten sich über seine erstarrte Haltung. Niemand blieb stehen, um ihn zu fragen, ob es ihm gut ging, stattdessen schlugen ihm Spott, Ignoranz und Gleichgültigkeit entgegen. Rund eine Minute stand Baby regungslos da, dann lehnte er sich gegen die nächstliegende Hausmauer. Er bemerkte es nicht, aber er führte ein lautes Selbstgespräch und die Leute, die an ihm vorübergingen, empörten sich über seinen Zustand und fragten ihre Begleiter oder wunderten sich im Stillen darüber, wie ein Mensch um diese Uhrzeit dermaßen betrunken sein konnte. »Nein, das tue ich nicht«, wiederholte sich Baby öfter, schüttelte dazu abweisend den Kopf und nahm seine Umgebung erst wahr, als ihn eine fremde Hand berührte.

»Hey Kumpel, du musst nichts tun, was du nicht tun willst. Alles okay mit dir?«, wurde er von einem Mann gefragt, der als Einziger stehengeblieben war und sofort von Gaffern umringt wurde.

Für einen winzigen Augenblick ließen die Dämonen Baby los. Er sah den Mann an, der ihn angesprochen und berührt hatte und in die Gesichter der Leute, die aus Neugier stehen geblieben waren. Baby bedankte sich für die Fürsorge und lief davon. Sein Weg war kurz. Er rannte die Stufen in das Gewölbe der Untergrundbahn hinab und stieg in die nächste U-Bahn, die in der Station stehenblieb. Er fuhr stundenlang kreuz und quer durch die Tunnels der Stadt und versuchte auf diese Weise, ein letztes Mal seinen Gespenstern zu entkommen, da sie ihm selbst im Sitzen auf Schritt und Tritt folgten. Es war der endgültig letzte Kampf, den Baby gegen seine Geister führte und den er verlor. Der Übermacht der Stimmen in seinem Hirn war er selbst als Koloss von Mann nicht gewachsen. Wie von einem Chor, aus dessen vielen Mündern Peitschenschläge erklangen, wurde er von den Stimmen in seinem Kopf geschlagen. »Komm Baby, komm Baby mit uns, lass sie uns alle töten!«, hörte er sie fortwährend sagen. Baby hatte keine Kraft mehr, er hätte jeden besiegen können, nicht jedoch die Kreaturen, die Besitz von ihm ergriffen hatten. Sie waren wie Blutegel, die jeden Widerstand aus ihm heraussaugten. Baby gab auf und folgte den Gespenstern, die nur er sah und hörte.

Ω

Detective Forrest Waterspoon hatte alle Hände voll zu tun. Mit der linken Hand hielt er sich einen mit Eiswürfeln gefüllten Waschlappen an den Hinterkopf, mit der rechten tupfte er sich die Augen ab, die von der Sprayattacke in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

»Es tut mir so leid, Detective, wir konnten ja nicht ahnen …«

»Behandeln Sie jeden auf diese Weise, der vor Ihrer Tür steht?«, versuchte es Forrest mit schwarzem Humor, aber es misslang. Er legte den Waschlappen neben sich auf die Bettkante, auf der er saß und sah aus feuerroten Augen die Frau an, die er eben unterbrochen hatte. Sein Kopf brummte und in seinem Hirn hörte er ein Rauschen, das der Geräuschkulisse der Niagarafälle ähnelte. Dennoch war ihm bewusst geworden, dass er Mandy Ridge und ihre Kinder gefunden hatte, aber es beruhigte ihn in diesem Moment nicht, sondern erzeugte gemischte Gefühle in seiner Seele. Wusste die Frau, dass ihr Mann und der ältere Sohn tot waren?, fragte er sich und wollte von Mandy eine andere Antwort haben: »Mit was wurde ich niedergeschlagen?«, interessierte er sich für den Gegenstand, der für seine Kopfschmerzen verantwortlich war.

»Das war ich«, gab der jüngere Sohn stolz zu, der am Tisch neben seiner Mutter saß und Tim hieß. »Ich habe meinen Baseballschläger benutzt, aber darauf geachtet, dass ich Ihnen nicht den Schädel einschlage.«

»Aha, sehr aufmerksam und freundlich von dir und wie lange war ich bewusstlos?«

Tim lächelte. »Fast zwanzig Minuten.«

Forrest entfuhr ein schmerzhaftes Stöhnen. »Also, kann man das kontrollieren, ob man jemanden bewusstlos schlägt oder jemandem den Kopf spaltet?«, blickte Forrest den jungen Mann an. »Egal, es war ein guter Schlag«, gab er dem Teenager reiferen Alters zu verstehen, dass er ihm die Tat nicht übelnahm. Seine Augen richteten sich auf die Mutter, auf deren Schoss die Tochter saß. »Ich kann mir denken, warum ich auf eine ungewöhnliche Art begrüßt und ins Zimmer gezerrt wurde. Sie haben Angst und deswegen verstecken Sie sich hier. Das ganze Bostoner-Police-Department ist auf der Suche nach Ihnen.« Forrest sah sich um, für mehr als zwei Personen war das Apartment, wie er fand, zu klein. Ihm gegenüber saßen bereits drei verängstigte Menschen. Die Furcht war weder der Mutter noch den Kindern anzusehen, aber deutlich war die Unsicherheit der drei zu erkennen. »Wovor oder vor wem haben Sie Angst? Vor wem verstecken Sie sich und warum hier?« Mandy Ridge war eine attraktive Frau, aber es wurde sofort offensichtlich, dass sie zu der skeptischen, nachfragenden, vertrauenslosen und vorsichtigen weiblichen Sorte gehörte. Vielleicht antwortete sie deswegen nicht auf die Frage. Forrest hatte keine Wahl, er musste sich einen Überblick verschaffen, inwieweit die Frau des ermordeten Sam Ridge, vormals Snyder, in die dubiosen Mordfälle involviert war. »Gut, dann sagen Sie mir wenigstens, wo Ihr Mann ist?«, stellte Forrest die Frage, die er nicht stellen wollte.

»Ich weiß es nicht, er ist seit Tagen nicht mehr hier gewesen.«

Ein kalter Schauer lief dem Detective den Rücken hinab und eine Hitzewelle durchlief seine moralische Ader. Die Frau wusste noch nicht, dass ihr Mann tot war und er beschloss, es für den Moment dabei zu belassen. Er fühlte sich deswegen nicht schlechter als ohnehin. In der gegebenen Lage und wegen der Kinder hielt er es im Augenblick für das Beste. Fakt war, dass der ermordete Ehemann Angst um seine Familie gehabt hatte, warum auch immer. Dass Sam und sein älterer Sohn tot waren, zeigte Forrest, dass die gesamte Familie in großer Gefahr schwebte, obwohl er nach wie vor nicht wusste, warum und weswegen. Wenn es sich so verhielt, wie er es vermutete, dann waren Mandy Ridge und ihre Kinder auf dem Universitätsgelände genauso gefährdet, wie sie es bei sich zu Hause gewesen wären. Das Versteck auf dem Campus mochte zunächst ideal gewesen sein, das traf mit sofortiger Wirkung nicht mehr zu. Was Jesse und er geschafft hatten, nämlich die richtigen Schlüsse zu ziehen und die Familie zu finden, dazu waren die Mörder von Sam Ridge und dessen Sohn mit Sicherheit ebenso in der Lage. Forrest überlegte, wie er die Familie ohne großes Aufsehen in Sicherheit bringen konnte, vor allem suchte er in seinen Gedanken nach einem Standort, der den erforderlichen Schutz bot. »Wir müssen Sie hier wegbringen«, erhob er sich, vermutete hinter einer Tür das WC, deutete Mandy an, es benützen zu wollen und wusch sich bei offener Tür die Augen aus.

»Ich verstehe das alles nicht, was geht hier vor?«, hörte er Mandy aus dem Wohnschlafraum fragend klagen.

Forrest trocknete sich das Gesicht ab, begab sich zurück und blieb zwei Schritte vor Mandy und ihren Kindern stehen. »Wir reden später darüber, packen Sie jetzt ihre wichtigsten Sachen ein und dann verschwinden wir hier.« Der Detective war erleichtert, dass Mandy seine Anweisung hinnahm und Anstalten machte, sie zu befolgen, zugleich wunderte es ihn. »Was ist, wenn ich gar kein Detective bin und die Marke gefälscht ist?«, fragte er sie deswegen.

Nicht die Mutter, sondern Tim, der Sohn, antwortete: »Halten Sie uns für dämlich? Wir haben es überprüft.«

Forrest nahm den Waschlappen in die Hand und fuhr sich mit diesem erneut über die Augen. »Ach, und wie, wenn ich fragen darf?«

Mandy war es, die ihm die Auskunft gab. »Wir haben im Department angerufen und wollten Sie sprechen, so haben wir gewusst, dass Sie tatsächlich existieren. Wir haben nicht drauf gewartet, bis wir verbunden werden, sondern fanden es klüger, sofort aufzulegen.«

Forrest nickte anerkennend. In diesem Moment fiel ihm Jesse ein. »Von wo haben Sie angerufen?«

Mandy deutete auf das Fensterbrett, auf dem ein Handy lag. »Es ist ein Prepaid-Handy, mein Mann hat es mir gegeben.«

Forrest bat Mandy Ridge, es benutzen zu dürfen und rief in der Notrufzentrale an, die wiederum eine Verbindung zu Jesse herstellte.

Es war drei Minuten vor acht Uhr abends. Forrest sah und hörte es nicht, aber Jesse blickte auf die Uhr, als er aufgelegt hatte. Erleichtert verfluchte er Forrest, wünschte ihm die

Pest an den Hals oder wenigstens einen länger anhaltenden Durchfall. Die Freude, dass dem Detective nichts geschehen war, überwog die bösartigen Gedanken, die er gehegt hatte. Aber da war noch ein anderes Gefühl, das er nicht in Worte fassen konnte. Es war eine Vorahnung, die ihm nicht gefiel und die ihn befürchten ließ, dass der Fall längst noch nicht abgeschlossen war.

Ende der Leseprobe

Leseprobe "Tea-Party

Leseprobe Inhalt: Detective Forrest Waterspoon wird in seinem vierten Fall wie nie zuvor gefordert. Ein merkwürdiger Suizid, ein Erpresserbrief und die Forderung von dreißig Millionen Dollar, dann ein Mord, der alles verändert. So beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit, bei dem es nicht nur um das Leben unschuldiger Einwohner Bostons geht. Doch was und wer steckt hinter allem, welche Ziele werden mit den Drohungen verfolgt? Bald scheint klar, was vorgeht, doch verhält es sich tatsächlich so?

Einladung zur Tea-Party

Clemens Burger war ein unscheinbarer Mann, zumindest äußerlich. Er trug einen Schnurrbart, beim Lesen benötigte er eine Brille. Sein dunkles, dichtes Haar besaß bereits graue Strähnen, was wohl nicht an seinen vierzig Jahren lag, eher seinem Beruf zugeschrieben werden konnte. Clemens lebte zu seiner Freude seit Jahren mit einem leichten Untergewicht, seine Größe ließ sich als durchschnittlich bezeichnen. Insgesamt hätte er mit dem Ruf eines Mitläufers klarkommen müssen, wäre er in Boston in gewissen Kreisen nicht eine bekannte Größe gewesen.

Wer nun dachte, Clemens sei berühmt und vielleicht reich, der täuschte sich. In der Öffentlichkeit ging sein Bekanntheitsgrad kaum über die Stadtgrenzen Bostons hinaus, dafür besaß er das Privileg, bei staatlichen und städtischen Sicherheitsbehörden und Gerichten landesweit ein gefragter Mann zu sein. Sein Einkommen erzielte Clemens als unabhängiger Gutachter, nicht etwa nach Unfällen und zerstörerischen Naturkatastrophen, sondern in der nahezu perfekten Beurteilung von Kapitalverbrechern. Seine Einschätzungen wiesen kaum Fehlerquoten auf, wenn, waren sie unbedeutend oder befanden sich sehr nah an der Wahrheit. Die verlässlichen Charakteristiken und Prognosen über Mörder, Triebtäter, Terroristen und sogar Kannibalen, brachte ihm den Ruf eines genialen Profilers ein, der wundersamerweise keiner Institution unterstand. Angebote bekam er über viele Jahre hinweg regelmäßig, mehrfach hatte die CIA versucht, ihn anzuheuern. Doch es hatte sich herausgestellt, dass sich der

Auslandsgeheimdienst vor allem für seine Fähigkeiten interessierte, von einhundert Leuten neunundneunzig hypnotisieren zu können. Auch das FBI war öfter an ihn herangetreten, nur wollte er weder für einen Tiger noch für einen Bären arbeiten. Er sah in den Organisationen keinen großen Unterschied, weswegen seinerseits stets Absagen folgten. Bereut hatte es Clemens nie, nur war die Show des Lebens nicht so abgelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte. Als Profiler und Gutachter der verbrecherischen, mitunter schwergeschädigten Psychen, verdiente er zwar nicht schlecht, aber große Sprünge waren nicht drin. Die Nebeneinkommen mit seinen Hypnosekünsten waren überschaubar, durch beides standen Bescheidenheit und Verzicht häufig auf dem Tagesprogramm. Dadurch wurde ein wachsender Frust geboren, der an Gewicht zunahm, wenn ein Wunsch unerfüllt blieb oder ein Urlaub ins Wasser fiel. Clemens lief finanziell seit Wochen am Stock, der Grund lag nicht nur, aber auch an seinen kostspieligen Gewohnheiten.

Er übte nämlich in seiner Freizeit Hobbys aus, ohne die er eingegangen wäre, die allerdings Geld kosteten. Tennis und Golf spielen, war schon teuer genug, sein lieb gewonnenes Reitpferd und das Tauchen übertrumpften diese Ausgaben um ein Vielfaches. Letztere Freizeitaktivitäten waren im Umland von Boston kein Problem. Die Landschaft lud zum Wandern und Reiten ein, der Atlantik lag praktisch vor der Tür. Den Clou stellten jedoch die Aquarien dar, die er besaß. Ein riesiges Aquarium stand im Hypnoseraum seines Häuschens in Revere, einem Vorort Bostons. Das andere Fischbecken befand sich in einem Gebäude der Hauptstadt des Bun-

desstaates Massachusetts, von dem nur staatliche Behörden wussten, dass es in dieser Form existierte. Tagtäglich gingen unzählige Leute an dem Haus vorbei, ohne zu ahnen, was sich hinter den Mauern abspielte. Offiziell gehörte das Objekt zu den in der Straße liegenden Gerichtsgebäuden. Es hatte einst den Spitznamen "Court-Coffee" erhalten, da Gerüchte zu der Annahme führten, dass sich Gerichtsmitarbeiter hinter der Fassade des Gebäudes ihre Pausen gönnten. Das widersprach den merkwürdigen Vorgängen, die verdeckt stattfanden. Zu den unmöglichsten Zeiten, meist bei Dunkelheit, fuhren kleine bis mittlere Transporter in den Hinterhof, wo dann seltsames geschah. Aus den uneinsichtigen Frachträumen stiegen Männer, die alle Hand- und Fußfesseln trugen. Tage oder Wochen später wurden sie auf die gleiche Weise wieder abgeholt.

Verantwortlich dafür war Clemens Burger. Seine Professionalität ergab eine hohe Nachfrage nach seinen fachmännischen Analysen, die er in ihrem Umfang unter den damals gegebenen Bedingungen nicht hätte bewältigen können. Ein Gutachten über einen Schwerverbrecher innerhalb von ein paar Stunden zu erstellen, machte keinen Sinn, denn vor Gericht wäre es wenig oder gar nichts wert gewesen. Jeder einigermaßen gute Rechtsanwalt hätte es in der Luft zerrissen. Clemens sprach die ungünstigen Umstände nicht an, stattdessen wurde ihm ein Angebot offeriert, welches er ausnahmsweise annahm. Der ihm gemachte Vorschlag konnte jedoch erst nach einer Vorbereitungs- und Umbauphase in die Realität umgesetzt werden, vorher und bis dahin sah der Tagesablauf von Clemens wie der eines Weltenbummlers

aus. An einem Tag saß er einem Killer in Texas gegenüber, am nächsten in Michigan einem Serienvergewaltiger. Tags darauf flog er wieder nach Texas, um sich nachfolgend in Florida wiederzufinden, wo er einen Serienmörder einzuschätzen begann. So ging es Tag ein, Tag aus. Somit verbrachte er mehr Zeit im Flugzeug, anstatt mit Verbrechern in einem Zimmer, über die ein Gutachten benötigt wurde. Clemens Auftraggeber sahen die Lösung im einst leerstehenden "Court-Coffee", aus dem daraufhin ohne das Wissen der Bürger mitten in der Stadt eine geschlossene psychiatrische Anstalt wurde, die mit einem Hochsicherheitsgefängnis verglichen werden konnte. Die Räumlichkeiten ermöglichten eine Unterbringung von dreißig hochgefährlichen Straftätern, die Leitung des Hauses übernahm folgerichtig Clemens, mit einem Unterschied zur üblichen Praxis. Der Profiler übernahm die Stellung mit der Bedingung, unabhängig bleiben zu dürfen. Nachfolgend erhielt er je Gutachten die standardmäßigen Honorare, bis in die Gegenwart hatte sich daran nichts geändert.

Kaum war das "Court-Coffee" in Betrieb genommen worden, schaffte sich Clemens das zweite Aquarium an, es landete an seiner neuen Arbeitsstätte in seinem Büro. Mit der fast schon monumentalen Investition wollte der Gutachter nicht allein sein seelisches Gleichgewicht halten, sondern sie auch für seine berufliche Zwecke nutzen. Unabhängig davon, dass es besser funktionierte als er zuvor dachte, der feste Standort besaß keinen positiven Einfluss auf seine erwachte und tendenziell ansteigende Frustration, die an diesem Abend ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Schuld daran waren mehrere Faktoren, zu ihnen gehörte sein Lebensstandard. Er wäre womöglich zufrieden gewesen, doch sämtliche Medien und die schreibende Presse hatten ihn endgültig in Rage gebracht. Über Wochen hinweg musste er sehen, hören und lesen, dass sich redliche Arbeit nicht lohnte. Er, der die Welt im Flugzeug meilenmäßig mehrfach umrundet hatte, insgesamt tausende von Stunden in Gesellschaft von Gewaltverbrechern zubrachte, musste jeden Cent umdrehen, um sich seine Hobbys zu gönnen, auch um abschalten zu können, während andere nur die Hand aufhielten und sich schmieren ließen. Enttäuschend für Clemens war zudem, dass sich unter den Bestochenen auch ein Mann befand, dem er beruflich viel zu verdanken hatte, ihn als Mentor, deshalb als Freund ansah. Von ihm selbst hatte er es erfahren. Immer mehr Abscheulichkeiten waren in den vergangenen Wochen zutage gekommen. Apotheker, Psychiater mittleren Formats und anerkannte Psychologen waren durch eine veröffentlichte Liste, die eigentlich hätte geheim bleiben sollen, als korrupt enttarnt worden. Eine Welle der Entrüstung war durch das Land geschwappt, löste weltweit Tsunamis der Empörung aus. Für Clemens war es wie ein Schlag ins Gesicht. "Die Schufterei all die Jahre, wofür? Nur um einen Urlaub zu verschieben, einen Tauchgang abzusagen, den Fischen weniger Futter in die Aquarien zu streuen, dem Pferd eine Möhre vorzuenthalten?", dachte er sich. Vor Jahren hatte ihm ein mehrfacher Raubmörder eine fette Summe angeboten, wenn er ein Gutachten erstellen würde, welches diesem zugutegekommen wäre. Clemens war sich und seinem Job treu geblieben, dabei hätte er leicht

zugreifen können, dürfte nun irgendwo in Thailand in der Sonne liegen. Er sah auf die Uhr, die über der Tür zu seinem Büro hing, ein paar Minuten hatte er noch. Sein Ärger bezog sich nicht allein auf die Bestechlichen und seine finanzielle Situation, hinzu kam zum Beispiel sein Name. Wer hieß in Amerika schon Burger? Einen "Clemensburger" bot keine Fastfood-Kette an. Die Foppereien hielten sich inzwischen zwar in Grenzen, doch es schien, als ob sie nie vollends verstummen würden. Hinzu gesellte sich seine Einsamkeit, an der sein appetitanregender Familienname womöglich nicht ganz unschuldig war. Mit seinen Fischen und seinem Pferd führte Clemens mittlerweile genauso lange Gespräche, wie mit den Strolchen, die er analysieren sollte. Ihre Ausreden, Lügen, Motive, schwere Kindheiten, böse Eltern, es nervte einfach, erst recht die richtig Gestörten, die völlig hemmungslos töten konnten, aber unfähig waren, sich die Schuhe zu binden. Clemens Burger war Waise, deshalb in einem Internat groß geworden, in dem eine Brutalität vorherrschte, die ihm dabei half, Menschen beurteilen zu können. Er lebte allein, eine Liebschaft und Heirat hatte sich nie ergeben. Im Grunde genommen wusste er gar nicht, welches Geschlecht er lieber mochte, vertrat gefühlsmäßig die Ansicht, eher Frauen zugeneigt zu sein. Darauf deutete auch der plötzlich harte Umstand hin, der in seiner Unterhose präsent wurde, wenn er einer reizvollen weiblichen Person nachsah. Oft kam so etwas nicht vor, um sechs Uhr morgens betrat er das "Court-Coffee", zuhause traf er meistens erst nach acht Uhr abends ein, manchmal noch später. Er arbeitete fünf Tage in der Woche mit den zu beleuchtenden

Schwerkriminellen zusammen, jeden Samstag legte er Berichte an und kümmerte sich um sonstige Aufgaben im Büro. Nur der Sonntag blieb ihm für seine geliebten Hobbys, was seine extreme Unzufriedenheit zusätzlich erklärte. Erneut blickte Clemens nachdenklich zur Uhr. Fünf Minuten blieben ihm noch, um eine Entscheidung zu treffen. Jeder der ihn kannte, hätte zurecht behauptet, der Mann könnte keiner Fliege etwas zuleide tun. Tatsächlich war Clemens ein friedliebender Mensch, der jede Form von Gewalt hasste. Ihn zeichneten ein scharfer Verstand, angenehme Umgangsformen und ein Humor aus, der eventuell aufgrund seiner Tätigkeiten einen rabenschwarzen Einschlag besaß. Dem Leben gegenüber gab er sich aufgeschlossen, nur machte ihm häufig die verfügbare Zeit einen Strich durch die Rechnung. Falls bei ihm ein negativer Wesenszug ab und zu hervorstach, handelte es sich um einen ungesunden Egoismus. Er hatte wegen seiner Fähigkeiten auf so vieles verzichtet, geplante Vorhaben verschieben oder ganz absagen müssen, auch damit sollte nun ein für allemal Schluss sein. Er sah zu dem Aquarium, welches die Wand zu seiner linken Seite in der Länge fast vollständig einnahm. Stundenlang hätte er den eleganten Bewegungen der Fische zusehen können. Auch ihre schillernden Farben und das Blubbern des Wassers besaßen die Fähigkeit zu beruhigen. Das Aquarium verfügte über eine Magie, die auf Geist und Seele einwirken konnte. Manche der zu begutachtenden Kriminellen berichteten nach einem Aufenthalt in diesem Raum von intensiven und lebhaften Träumen, die ihnen eine neue Sichtweise auf ihre brutalen und im Nachhinein sinnlosen Verbrechen er-

öffneten. Zwar wurden sie dadurch selten einsichtig oder in vollem Umfang geständig, aber Clemens erhielt einen tiefen Einblick in ihre Psychen, womit er einem abschließenden Gutachten näherkam. Es war soweit: Stunden- und Minutenzeiger der Wanduhr lagen übereinander auf der Zwölf, die Glocke einer in der Nähe liegenden Kirche schlug Mitternacht. Clemens erhob sich, schloss das geöffnete Fenster, verließ sein Büro, dass er auch für Gespräche mit den Insassen der Anstalt nutzte. Er begab sich in den Kontrollraum, in dem sich über ein Dutzend Monitore befanden. Von hier aus konnten die Gänge, Etagen, Räume und Zellen gleichzeitig überwacht werden.

Das vor Ort anwesende Sicherheitspersonal schlief, es handelte sich um drei Männer. Sie wurden auch nicht wach, als er das Zimmer betrat. Clemens sah auf die Monitore, betätigte einige Tasten, bis er auf diese Weise das gesamte Gebäude durchforstet hatte. Ihm boten sich Bilder, die absurder nicht sein konnten. Einige Mitarbeiter des Wachpersonals lagen am Boden, sie waren bei ihren Kontrollgängen zusammengebrochen. Andere hingen wie leblos in ihren Stühlen oder, wie im Kontrollraum, scheinbar ohnmächtig über ihren Arbeitsplätzen. Insgesamt handelte es sich um fünfunddreißig Männer, die außer Gefecht gesetzt worden waren. Jede der drei Schichten im "Court-Coffee" umfasste dieselbe Anzahl an Wachpersonal: Einen Schichtleiter, zehn Mann je Etage, je zwei Leute waren für den Kontrollraum und die Personen zuständig, die das Gebäude betraten oder verließen. Um irgendeinen Vorgang durchzuführen konnten aus jeder Etage fünf Männer abgezogen werden. Eine Übersicht

ergab, dass auf jeden Insassen ein Wachmann kam, wobei es so gut wie nie geschah, dass in den Etagen mehr als ein Häftling aus der Zelle geholt wurde. Clemens Burger war mit den Bildern sehr zufrieden, die sich ihm auf den Monitoren boten. Während sich das Sicherheitspersonal im Reich der Träume und Tatenlosigkeit befand, standen die Gefangenen in ihren Zellen wie Soldaten vor der Haftraumtür, blickten wie Mumien in die Kameras, von denen sie Tag und Nacht beschattet wurden.

Clemens nahm einen Generalschlüssel an sich, spazierte in den dritten Stock, wo er einen Arrestraum nach dem anderen öffnete. Damit waren die inhaftierten Kapitalverbrecher noch nicht frei, dazu musste noch eine elektronische Entriegelung im Kontrollraum vorgenommen werden, erst dann öffneten sich die Zellentüren automatisch. Auf dem Weg in den zweiten Stock ließ Clemens sämtliche Türen offen, wiederholte den Vorgang aus der Etage über ihm, anschließend passierte das gleiche im ersten Stock. Danach kehrte er ins Erdgeschoss zurück, sperrte den Haupt. und Hintereingang auf. Danach trat er erneut in den Kontrollraum, schaltete sämtliche Sicherheitsvorrichtungen aus, schließlich entriegelte er die Türen der Hafträume. Über die Monitore verfolgte er das weitere Geschehen. Die Häftlinge entkleideten einen Wachmann nach dem anderen. Alle Häftlinge wurden auf diese Weise fündig, zogen Uniformen an, die ihnen wie angegossen oder zumindest einigermaßen passten. Als ob ein Schichtwechsel stattfinden würde, verließen sie im Anschluss nacheinander und ungehindert das Gebäude. Sie gingen achtlos an Clemens vorbei, der sich vor den Kontroll-

raum aufhielt, als ob er nicht zugegen wäre. Dreißig Kapitalverbrecher schritten wie Vollzugsmitarbeiter in die Freiheit, hätten auf Dritte den Eindruck gemacht, froh zu sein, endlich Dienstschluss zu haben. Vor dem "Court-Coffee" schlug jeder bald eine andere Richtung in den nahezu leeren Straßen Bostons ein. Nachdem alle Gefangenen das Gebäude verlassen hatten, fing Clemens an, die zuvor durchgeführten Schritte rückgängig zu machen. Er schloss die Eingänge, aktivierte die Sicherheitsanlage, sperrte in allen Stockwerken sämtliche Türen und Zellen zu.

Um drei Uhr morgens saß Clemens in seinem Büro hinter seinem Schreibtisch. Was in den vergangenen drei Stunden abgelaufen war, dazu hatte er ein paar Wochen an Vorbereitungszeit benötigt. Gedrängt zu dem radikalen Schritt fühlte er sich durch eine Nachricht, die ihn halb wahnsinnig werden ließ. Ein Brief seiner Hausbank klärte ihn darüber auf, dass seine Ersparnisse in Form von Aktien über Nacht wertlos geworden waren. Bei den Spareinlagen handelte es sich um Papiere, in die er nur deshalb investiert hatte, da sie das Finanzinstitut als sicher einstufte. Sogar einen Kredit hatte er damals erhalten, um einen höheren Betrag in die Aktien stecken zu können. Den Verlust hätte Clemens ertragen, aber nicht die Konsequenzen, mit denen er sich plötzlich konfrontiert sah. Die halsabschneiderische Bank hatte ihm den Kredit gekündigt, das Konto und die Kreditkarten gesperrt. In der Begründung dazu hieß es, dass seine Kontoführung zu wünschen übrig ließ. Geldeingänge erfolgten unregelmäßig, weswegen die fortlaufende Kontoüberziehung nicht mehr geduldet werden konnte, da es wegen der ausgereizten Hy-

pothek an seinem Haus an weiteren Sicherheiten fehlte. Gerügt wurde auch die Rückzahlung seines Darlehens, welches er bereits zur Hälfte getilgt hatte. Letztlich hatte er der Bank Schulden statt Ersparnisse zu verdanken, worüber er sich als jahrzehntelanger Kunde maßlos ärgern musste. Das Hauptproblem war jedoch ein anderes: Das nächste Gutachten über einen der Schwerverbrecher, somit ein Honorar in absehbarer Zeit, würde Clemens bei korrekter Arbeitsweise erst in frühestens ein paar Tagen fertigstellen können, was zur Folge hätte, mindestens einen Monat ohne einen Cent in der Tasche herumlaufen zu müssen. Natürlich bestand die Möglichkeit, sich da oder dort etwas zu leihen, um über die Runden zu kommen, aber ein kleines Privatdarlehen half ihm nicht weiter. Eine Alternative wäre, sich an seine Auftraggeber für die Gutachten zu wenden, doch das wäre am Ende mit der Aufgabe seiner Unabhängigkeit verbunden gewesen, was für ihn niemals in Frage käme. Die seelische Belastung spitzte sich zu, als ihm bewusst wurde, dass sein Haus in Revere, wegen des einstigen Darlehens, mehr oder weniger der Bank gehörte. Im Grunde konnte sie ihm alles wegnehmen, wovon er geglaubt hatte, es gehöre ihm. Das Haus, das Pferd, die Aquarien, sogar seine Taucherausrüstung, das Finanzinstitut würde alles unternehmen, um an seine Außenstände zu kommen. Damit nicht genug: Sein wirtschaftlicher Ruin bedeutete gleichzeitig seinen beruflichen Untergang. Welchen Stellenwert und was für eine Glaubwürdigkeit besaßen Gutachten von einem Mann, der seine Finanzen nicht im Griff hatte, somit sein Leben nicht koordinieren konnte. Selbst der schlechteste Rechtsanwalt

wäre imstande, seine Analysen anzuzweifeln, wodurch die Chance stieg, ein Gegengutachten einzufordern. Kein Richter könnte einen solchen Antrag ablehnen, wodurch Clemens Auftraggeber sich nach und nach von ihm abwenden würden. Aus diesem Dilemma gab es keinen Ausweg. Die Bank hatte ihn auflaufen lassen, mit ihrem Brief einen Teufelskreislauf ausgelöst, der sich immer schneller zu drehen begann. Es gab niemanden der von seinen privaten Problemen wusste, nur die Mitarbeiter der Bank und sein bester sowie einziger Freund waren davon ausgenommen. Das soziale Umfeld des Profilers war mehr als überschaubar. Es lag an seinem Job, weshalb er Menschen nicht mochte, deshalb keine weiteren Freundschaften schließen wollte. Wäre es anders gewesen, hätte er sich auch wegen der ihn verfolgenden Schwierigkeiten niemals die Zeit nehmen können, um seinen Freundeskreis zu erweitern. Mehr Freunde hätten zudem bedeutet, noch öfter auf seine Hobbys verzichten zu müssen, das waren ihm die auf ihre Art stets undurchsichtigen klugscheißenden Zweibeiner nicht wert. Nur sein Kumpel kannte ihn in- und auswendig. Mit ihm konnte Clemens Burger über alles reden, ausschließlich er verfügte über das Wissen, wie der Profiler, dachte, fühlte, was er ablehnte und guthieß. In ihm sah der Gutachter einen Vaterersatz und zusammen hatten sie sich eine Lösung für seine Probleme ausgedacht. Clemens war zunächst skeptisch, doch bei Betrachtung der ihn umgebenden persönlichen und beruflichen Zustände, war es nur eine Frage der Zeit, bis er dem Vorschlag zustimmen würde. Das war eben vor ein paar Wochen passiert. Seitdem arbeitete der Profiler mehr als je zuvor, blieb

oft bis tief in die Nacht im "Court-Coffee", übernachtete dort sogar manchmal in seinem Büro. Für das Sicherheitspersonal sah es aus als ob Clemens Burger bestrebt zu sein schien, so viele Gutachten über die Insassen des "Court-Coffee" zu erstellen wie er konnte. Die Emsigkeit des Profilers fiel natürlich auf, einige der Wachleute folgerten daraus einen typisch menschlichen Gedanken: Mehr Beurteilungen bedeuteten für den Gutachter höhere Einnahmen. Zwangsläufig wurde dadurch bei dem einen oder anderen Sicherheitsbeamten der Gedanke geboren, dass ihr erster Ansprechpartner in dem Gebäude entweder finanziell in der Klemme saß, oder etwas vorhatte, was mit höheren Ausgaben verbunden wäre. Der Kraftakt des Profilers ging nicht spurlos an ihm vorbei. Die täglichen Gespräche mit Kapitalverbrechern kosteten Substanz. Der Gutachter verfügte zwar über eine Sensibilität, die für seinen Beruf unabdingbar war, zugleich war sie so ausgeprägt, dass sie selbstzerstörerische Elemente in Bewegung setzen konnte.

Sie traten in Kraft, wenn er es mit besonders barbarischen Verbrechern zu tun hatte, ebbten jedoch nach Abschluss der psychischen Analyse schnell wieder ab. Ihre Auswirkungen zeigten sich in Schlaf- und Appetitlosigkeit, gelegentlich durch eine auffällige Passivität, die durchaus mit psychosomatischen Depressionen vergleichbar waren. Jeder Schritt und jede Handlung fielen Clemens in solchen Momenten sehr schwer, die Überwindung des inneren Schweinehundes gelang ihm jedoch relativ zügig. Mittlerweile gestaltete es sich allerdings so, dass die eingeleitete Selbstzerstörung von seinem Frust gefördert wurde. Dazu trug in erster Linie bei,

dass er für seinen wochenlangen körperlichen, verbalen und geistigen Einsatz enorme Geduld aufbringen musste. Erst an diesem Tag waren die Vorbereitungen endlich abgeschlossen worden. Der Deal mit seinem Freund hatte mit der Freilassung der Kapitalverbrecher den Startschuss erhalten, in wenigen Tagen würde sich ihr Leben und auch das der Kriminellen gewaltig ändern.

Clemens Burger wäre nicht der Gutachter und Profiler gewesen der er war, wenn er seinem Freund gegenüber eine Gutgläubigkeit an den Tag gelegt hätte, die er den Schwerverbrechern vorenthielt. Sicher, er vertraute ihm, glaubte an ihn, bewunderte ihn wegen seiner Einstellung, dennoch war Vorsicht besser als Nachsicht. Noch einmal eilte er in den Kontrollraum, suchte und fand den Schalter für die Überwachungskamera, die in seinem Büro installiert war. Er schaltete sie aus, vollzog in seinem Arbeitsraum Schritte, die ungewöhnlich waren, danach nahm er die Kamera wieder in Betrieb. Anschließend verließ er das "Court-Coffee", begab sich zu seinem Wagen und steuerte ihn zum Treffpunkt, an dem er sich mit seinem Kumpel verabredet hatte. Es war logisch, dass die Vorgänge im "Court-Coffee" ihm zur Last gelegt werden würden, weshalb ihr Abkommen die Vereinbarung beinhaltete, dass ihn sein Freund bis zum erfolgreichen Abschluss ihres Deals verstecken sollte.

Während der Fahrt beschäftigte sich Clemens komischerweise mit düsteren Gedanken. Seit ein paar Tagen war er nicht mehr wie früher fähig, die Werdegänge der Schwerkriminellen innerhalb von wenigen Stunden zu verarbeiten. Selbst das bewusstlose Sicherheitspersonal, das nackt im

"Court-Coffee" verstreut herumlag, auch ihre Kollegen, von denen sie nach acht Stunden abgelöst werden sollten, hatten diesbezüglich Veränderungen an ihm festgestellt, die ihm jederzeit zum Nachteil gereichen konnten. In dieser Hinsicht waren ihm bereits gewisse Gerüchte zu Ohren gekommen. Ihm war klar, dass auch diese Dinge an seiner Existenz nagten, sie über kurz oder lang zerstören würden. Dabei zusehen wollte er nicht, überhaupt, er hatte zu nichts mehr Lust, war saft- und kraftlos. Der Gedanke in Zukunft von Ganoven aller Art nichts mehr hören, lesen und sehen zu müssen, erfüllte ihn mit tiefster Vorfreude. Wie sein Kumpel schätzte er ihr Vorhaben als bombensicher ein. Obwohl er krimineller Natur war, er selbst über derartige Energien nicht verfügte, sich in diesem Fall auf seinen Ersatzvater verlassen musste, sah er in ihrem begonnenen Handeln einen Akt der Gerechtigkeit. Es verhielt sich nicht so, dass sein älterer Freund zu irgendeiner Kategorie von Schurken gehörte, doch besaß er mehr Lebenserfahrung, stand zudem mitten im Leben, was Clemens von sich und seinem Alltag keinesfalls behaupten konnte. Sein täglicher Trott bestand aus seinem Büro, den Schwerverbrechern, die er in diesem empfing und aus den Gesprächen, die er mit ihnen führte. Nur der Sonntag blieb ihm zum Leben und zum Durchatmen. Dieser Lebenswandel hätte ihn auf Dauer umgebracht, im Beruf vorhandene Begleitumstände wären auf Dauer dazu fähig gewesen, ihn verzweifeln zu lassen. Vieles lief im "Court-Coffee" so ab, wie es nicht vorauszusehen war, beinhaltete Methoden, mit denen er nicht einverstanden sein konnte. Einwände seinerseits hatten sich als sinnlos erwiesen, wodurch er sich ir-

gendwie an den Zuständen mitschuldig fühlte. Zwei Häuserblocks vor dem Ziel blieb Clemens Burger am Straßenrand stehen. Er überdachte die letzten Stunden, vergewisserte sich, ob er nichts vergessen hatte. Er griff nach seinem auf dem Beifahrersitz liegenden unlängst erworbenen Prepaidhandy, kontrollierte die gespeicherten Kontakte. Es waren einunddreißig an der Zahl, die nur per Handy zu erreichen waren, weitere einhundertfünf, die über das Festnetz und sogar per E-Mail angeschrieben werden konnten. In der Gewissheit, an alles Erforderliche gedacht zu haben, setzte er seinen Weg fort.

Das Gespräch mit seinem befreundeten, väterlichen Komplizen war von kurzer Dauer, fand auf einem ansonsten leeren Parkplatz eines Supermarktes statt. Clemens Burger und sein Freund blieben in ihren Autos sitzen, unterhielten sich durch die geöffneten Fenster im ausreichenden Abstand zu dem Konsumgebäude. Dann trat das ein, was der Profiler befürchtete, doch nie imstande gewesen wäre zu glauben, dass es dazu kommen würde. Aus beruflicher Perspektive konnte somit gesagt werden, dass Clemens Burger erstmals über einen Menschen ein komplett falsches Gutachten ausgestellt hatte. Es war Mittwochmorgen, die Morgendämmerung versprach einen wunderschönen Tag, läutete zugleich die erste "Tea-Party" ein, von der noch niemand ahnte, dass sie stattfinden sollte.

Tea-Party 1

Boston, Juli 2019

Detective Forrest Waterspoon stand auf einem riesigen Parkplatz eines Supermarktes, innerhalb eines von der Polizei abgesperrten Geländes. Konsumenten, die darauf gewartet hatten, dass der Einkaufsmarkt endlich seine Türen öffnen würde, war ein abseitsstehendes Fahrzeug aufgefallen. Einem besonders neugierigen, vielleicht auch besorgten Kunden blieb es schließlich vorbehalten, hinter dem Lenkrad des Autos einen Toten zu entdecken. Erschrocken sprang er von der Fahrertür zurück, rief umgehend die Polizei.

Mittlerweile hatte der Ermittler den Wagen mehrfach umkreist, die Leiche hinter dem Steuer aus allen Richtungen betrachtet. Im Anschluss musterte er den Leblosen in gebückter Stellung durch die offene Fahrertür, danach in gleichem Muster durch die Beifahrertür. Hinterher nahm Forrest seine gegenwärtige Position ein, zündete sich nachdenklich eine Zigarre an. Er vernahm Schritte in seinem Rücken, verzichtete darauf sich umzudrehen, wusste, wer auf ihn zukam.

»Womit haben wir es zu tun?«, fragte Morddezernatsleiter Joshua Jason Calbott, als er neben dem Detective zum Stehen gekommen war.

Forrest steckte sich die Zigarre in den Mund, zog sich die Jacke aus. Obwohl es noch nicht einmal zehn Uhr war, schien der Asphalt unter seinen Füßen bereits zu glühen. Er warf sich das Kleidungsstück über den linken Arm, nahm

die Zigarre zwischen die Finger seiner rechten Hand. »Es sollte nach Selbstmord aussehen, aber hier stimmt vorne und hinten nichts«, antwortete er, deutete zu dem rund zehn Meter entfernten Wagen, indem der Tote saß. »Der Mann kann sich unmöglich hinter dem Steuer eine Kugel durch den Kopf gejagt haben. Wer das inszeniert hat, ist ein Laie. Jeder der sich regelmäßig Krimis im Fernsehen ansieht, hätte es glaubwürdiger hinbekommen.«

»Wie kommst du darauf?«

»Schau dir die Blutspritzer im Wagen an, dann weißt du Bescheid. Dem Toten wurde die Waffe nach dem Schuss in die Hand gelegt«, erklärte Forrest.

»Also ein inszenierter Suizid, somit Mord«, stellte JJ fest.

Waterspoon drehte sich seinem Vorgesetzten zu. »Darauf kannst du jede Wette eingehen. Merkwürdig ist eines: Wer trifft sich am frühen Morgen auf einem leeren Parkplatz vor einem Supermarkt? Geschäftsleute kaum, Ganoven eher. In welcher Form auch immer, der Mörder und das Opfer haben sich gekannt.«

JJ nahm Schritt auf, ging auf das Auto zu. Als er registrierte, dass Forrest ihm folgte, fragte er: »Was für Rückschlüsse und Überlegungen hast du noch parat?«

»Es war Mord, reicht das nicht? In welcher Verbindung Täter und Toter zueinander standen kann ich nicht einschätzen, nur eines vermuten: Der Treffpunkt war vom Schützen ausgewählt, nämlich in der Absicht, abseits jeglichen morgendlichen Trubels zu töten.«

»Genauso gut könnte es zwischen den beiden während des Gesprächs zu einem Streit gekommen sein.«

»Die Möglichkeit einer Affekthandlung schließe ich aus, wer so handelt, verschwindet auf der Stelle, macht sich nicht die Mühe mit der Waffe«, entgegnete Forrest.

Nachdem JJ das Wageninnere begutachtet hatte, richtete er sich auf, blickte den Detective an. »In einem Punkt hast du recht, es war Mord. Die Blutspuren belegen es. Hast du schon herausgefunden, ob es eine Parkplatzüberwachung gibt?«, sah der Morddezernatsleiter in Richtung des riesigen Supermarktes.

Dazu hatte sich Waterspoon noch keine Gedanken machen können, schließlich war er beim Rauchen gestört worden. »Ich frage nach, aber schau dich um. Einer der größten Supermärkte in Massachusetts kann sich noch nicht einmal Laternen auf dem Parkplatz leisten, dann weißt du Bescheid. Warum sollten wir auch mal Glück haben?«

Die Gesichtsbräune des Morddezernatsleiters, der erst vor wenigen Tagen aus dem Urlaub zurückgekehrt war, erhielt die Nuance eines Sonnenbrandes. »Mit meiner Frau war ich schon öfter abends hier. Wenn es dunkel ist, wird der Parkplatz von Strahlern beleuchtet, die sich auf dem Dach des Gebäudes befinden«, sagte er, schien peinlich berührt, zugegeben zu haben, seine Frau beim Einkaufen zu begleiten.

Forrest bemerkte es, zuckte mit den Schultern. »Lass mal JJ, ich spiele auch ab und zu den Tütenträger für Betty. Was ich mich frage, ist, wie der Schuss zustande gekommen ist. Die Leiche starrt geradeaus, die Blutspritzer auf der Beifahrerseite zeigen auf, dass er seinem Mörder direkt ins Gesicht gesehen haben muss. Stand der Täter vor der Fahrertür, saß er eventuell selbst in einem Fahrzeug?«

»Fragen, die dir die Spurensicherung und Gerichtsmedizin sicher bald wegen des Einschusswinkels beantworten werden. Sind die Details von Belang? Ich finde nicht, falls doch, was berücksichtige ich nicht?«, fragte Joshua Jason Calbott, der selbst viele Jahre seinen Dienst aktiv in verschiedenen Abteilungen des "BPD" verrichtet hatte.

Diesmal bewegte Forrest den Kopf leicht von links nach rechts. »Keine Ahnung!« Waterspoon trat einen Schritt zurück, wartete, bis JJ neben ihm stand, vollführte dann eine langsame Drehung um die eigene Achse. »Sieh dich mal um, stell dir folgendes vor: Du und ich vereinbaren hier zu einer bestimmten Uhrzeit ein Treffen, auf jeden Fall zu einem Zeitpunkt, in dem noch nicht einmal der Hahn gekräht hat. So oder so, zeitgleich auf die Sekunde werden wir nicht eintreffen, also fährst du oder ich zu dem bereits vor Ort befindlichen. Egal, wer von uns ein wenig zu spät dran war, sieht das Auto des anderen, was tut er?«

»Er fährt darauf zu«, antwortete JJ.

»Genau, angenommen du wärst es. Wo würdest du stehenbleiben?«, fragte Forrest, hob den Arm mit der Jacke an, um sich zu vergewissern, ob sich sein Hut noch dort befand, wo er hingehörte. Da er ihn fast immer trug, hatte er nämlich das Gefühl über sein Vorhandensein längst verloren.

»Da wir uns gut kennen, wahrscheinlich direkt neben deinem Wagen. Wenn es nicht so wäre, womöglich ein paar Meter entfernt, um vor oder nach dir auszusteigen. Es käme auf die Situation und den Grund an, weswegen wir uns hier verabredet hätten.«

»Schau dir mal das Loch in der Stirn des Toten an.«

Der Morddezernatsleiter kam dem Wunsch nach, warf auch einen Blick auf die Waffe. »Jetzt versteh ich«, gab er von sich, drehte sich dem Detectiv zu. »Kleinkaliber, der Schuss ist aus nächster Nähe abgegeben worden.«

»Richtig!«, stimmte Forrest zu, gab sogleich seine Meinung preis: »Die Kugel tritt am Hinterkopf aus, prallt gegen das geschlossene Beifahrerfenster, fällt zu Boden. Sie liegt vor dem Sitz. Der Mörder saß entweder in seinem Fahrzeug oder befand sich in gebückter Stellung an der Fahrertür. Würdest du mit einem völlig fremden Menschen so reden, wenn du ihn zum ersten mal triffst?«

»Eher nicht«, erwiderte JJ.

»Das sich Mörder und Leiche kannten, dafür spricht auch, dass der Tote im Wagen sitzt. Bei einem Kennenlernen wäre der Erschossene wahrscheinlich aus Anstand ausgestiegen.«

JJ sah noch einmal zu dem Toten. »Mich brauchst du nicht mehr zu überzeugen. Wenn man deine Argumente zu Rate zieht, muss man davon ausgehen, dass der Ermordete seinen Mörder kannte. Also heißt es, sein soziales Umfeld durchleuchten. Sag mal, kommt er dir nicht irgendwie bekannt vor? Ich glaube, ihn schon mal irgendwo gesehen zu haben.«

»Merkwürdig, dass du es erwähnst, geht mir ähnlich, aber ich wüsste nicht, wo ich ihn einordnen sollte. Soll ich noch bleiben oder kann ich ins Büro?«

Der Abteilungsleiter überlegte, entschloss sich Forrest gehen zu lassen. »Okay, verschwinde. Die Ermittlungen in diesem Fall übernimmst du. Trug der Tote etwas bei sich?«, erkundigte sich JJ, bevor Forrest Schritt aufnahm.

Forrest schüttelte den Kopf. »Nichts, womit er zu identifizieren wäre.«

Wann erscheinen die Spurensicherung und Gerichtsmedizin?«

»Müssten längst da sein, werden bestimmt jeden Moment eintreffen«, antwortete Forrest und trabte davon, da er keine Lust hatte, länger in der Sonne zu stehen.

Neben den Mördern, die er in seinem Job zu stoppen und zu fangen hatte, besaß Forrest drei weitere Feinde: Die Hitze, seine erbärmliche Fitness und sein gegenwärtig stets, wenn auch nur leicht, ansteigendes Übergewicht. Er konnte sich gar nicht mehr erinnern, wie oft er sich schon vorgenommen hatte, seinen ungesunden Lebenswandel zu ändern. Trotz einer herausfordernden Tätigkeit, eventuell auch wegen ihr, bewegte er sich zu wenig, aß zu viel, trank regelmäßig ein Bierchen, ohne es zu übertreiben. Er wusste, dass er seine miserable körperliche Form verbessern und den Umfang des Bauches mit mehr Bewegung reduzieren könnte. Aber die verfluchte Bequemlichkeit nach einem anstrengenden Arbeitstag ohne körperliche Anstrengungen benahm sich wie eine treue Ehefrau: Sie war dominant und anhänglich. Im verwaisten Büro, es war Mittwoch, und Jesse Owens, sein im Rollstuhl sitzender Partner, hatte noch bis Montag Urlaub, gelobte er diesbezüglich Besserung.

Ω

Die von Clemens Burger dreißig frei gelassenen Kapitalverbrecher hatten sich in Boston an den unterschiedlichsten Orten eingefunden. Per Luftlinie waren sie nur wenige hundert Meter bis zu einigen Kilometern voneinander entfernt, trotzdem schien jeder Einzelne in einer anderen Welt gelandet zu sein.

Vorab hatten sie Stellen aufgesucht, die in den Morgenstunden in Boston relativ vereinsamt dalagen. Dazu gehörten die ruhigen Uferpromenaden entlang des Charles River, wo nur wenige Jogger und Spaziergänger unterwegs waren. Auch die kleinen, versteckten Parks in den Wohnvierteln boten eine willkommene Abgeschiedenheit. Der Boston Common und der Public Garden, obwohl zentral gelegen, waren um diese Zeit erstaunlich leer. Manche der Inhaftierten, deren erzwungene Entlassung noch nicht registriert worden war, suchten Parkplätze auf, andere Sportstätten, die nichts anderes zu bieten hatten als das Wetteifern von schräg piepsenden und unmelodisch singenden Vögeln. Am Zielort fanden alle Häftlinge die gleichen Utensilien vor: Einen Rucksack mit unauffälliger Privatkleidung, Bargeld, ein Prepaid-Handy, eine volle Wasserflasche, zwei Snacks, eine Tafel Schokolade, ein Messer und eine Schusswaffe mit einer Schachtel Munition. Trotz des Abstands zueinander agierten die Schwerverbrecher nahezu synchron. Unbeobachtet zogen sie sich um, packten ungesehen die Uniformen ein. Zwischendurch aßen sie die Sandwiches auf, tranken in Abständen in aller Ruhe die Wasserflaschen leer. Danach brachen sie wie vorgeschrieben auf, nahmen die ihnen zugewiesenen Stellungen ein, in denen sie auf ihre Kommandos zu warten

hatten. Kein Mensch wusste es, niemand besaß eine Vorahnung oder ein Wissen darüber, dass sich Boston schon zu dieser Zeit in der Hand von menschlichen Zeitbomben befand, bevor die Leiche von Clemens Burger aufgefunden worden war. Fast niemand wusste es, bis um sechs Uhr morgens im "Court-Coffee" wie üblich der Schichtwechsel stattfand. Die nacheinander aus der Bewusstlosigkeit erwachende Nachtschicht, die Erkenntnis, dreißig Kapitalverbrecher auf freiem Fuß zu wissen, erzeugte in den verantwortlichen Etagen Entsetzen und Panik. Die Ursache war einfach zu erklären: Das »Court-Coffee" besaß innerhalb der Justizbehörden einen "Top-Secret-Status", der unbedingt aufrechtgehalten werden musste. Das stellte die eine Seite des Spiegels dar, die andere und für Schwerverbrecher undurchsichtige, betraf die Kriminellen. Welche nachvollziehbare Erklärung hätte abgegeben werden können, um verständlich zu erläutern, dass sich mitten in einer Metropole eine solche Einrichtung befand, der nun die Insassen fehlten. Das jeder Flüchtige fähig war, Boston zu einem Schlachtfeld zu verwandeln, gehörte zu den Nebensächlichkeiten, die der Öffentlichkeit niemals zu Ohren gelangen durfte, ebenso wenig den Behörden, die mit solchen Vorgängen nicht vertraut waren. Dazu zählte in gewissem Umfang auch das "Bostoner-Police-Department". Solche kleine, inkompetente Institutionen besaßen nicht die Befugnis, die vom Justizministerium eingeleitete und angeordnete Vorgehensweisen in Zweifel zu ziehen. Trotz allen Gerüchten war das "Court-Coffee" offiziell ein kleines anerkanntes Untersuchungsgefängnis. Laut Insidern beherbergte das Gebäude Inhaftierte,

über die in Boston zeitnah ein Urteil gefällt werden sollte, ebenso erfüllte es die Aufgabe, bei Überführungen von Sträflingen von einem Ort in den nächsten als Zwischenstation zu dienen. Schließlich lag es im Bestreben der Justizbehörden, Gewaltverbrecher jeder Art lebenslänglich hinter Gitter zu bringen. Nach Möglichkeit mit Todesstrafe, die in Massachusetts ausgesetzt war, unter dem Vorbehalt, sie bei schwersten Straftaten doch anwenden zu können. Dazu waren mitunter außergewöhnliche Schritte erforderlich, die im Sinne des Staates durchgeführt werden mussten, die allerdings von Klein- und Normalbürgern nicht verstanden werden konnten. Sie unterstanden aus Sicht der Obrigkeit einem Kleinbürgerleben, wurden als zu normal und naiv angesehen, faktisch als zu dumm betitelt, ohne es ausgesprochen zu haben. Natürlich hatte es gegen die Einrichtung eines solchen Objekts mitten in der City Proteste gegeben, aber wie so oft setzte der Staat seine Interessen durch. Der Stadt kam es gelegen, denn das leerstehende "Court-Coffee" wurde auf diese Weise lukrativ an den Staat vermietet und auf dessen Kosten saniert. Mit all diesen Gedanken und Sachverhalten mussten sich die freigesetzten Mörder, Serienkiller, Triebtäter, Schlächter und Kannibalen nicht auseinandersetzen. Sie hatten Aufgaben, klare Vorgaben, denen sie sich nicht entziehen konnten. Aus logischer Sicht wäre nur ihr Meister in der Lage gewesen, ihren hypnotischen Zustand zu beenden. Doch Clemens Burger war tot, lag inzwischen in der Pathologie von Peter Brandon, wo er im Zustand einer ewig anhaltenden Dauerhypnose obduziert wurde.

Ω

John Shaddock, Polizeipräsident Bostons, in der Metropole wurde seine Stellung als Kommissar der Stadt bezeichnet, war außer sich. Ein anonymer Brief hatte ihn in Rage gebracht, umgehend ein Treffen mit der Bürgermeisterin organisieren lassen. Die Zeilen lauteten:

VEREHRTE OBRIGKEIT!

ICH BIN IM BESITZ VON STRAFTÄTERN, DEREN AUFENTHALT IN BOSTON IHNEN UNBEKANNT WAR. ALS VERANTWORTLICHER FÜR DIE SICHERHEIT IN DER STADT, IST BEREITS DIESE UNVERZEIHLICHE UNWISSENHEIT IHRERSEITS EIN FREVEL UND EIN VERSAGEN GEGENÜBER DEN BÜRGERN BOSTONS! NICHTSDESTOTROTZ BIN ICH BEREIT, IHNEN JEDEN STRAFTÄTER AUSZUHÄNDIGEN, OHNE DAS VON DIESEN EIN WEITERES VERBECHEN VERÜBT WIRD.

MEINE FORDERUNG: JE STRAFTÄTER EINE MILLION DOLLAR. UM NACHHALTIGE SCHÄDEN VON DEN BÜRGERN BOSTONS ABZUWENDEN, IST DER BETRAG FÜR DEN ERSTEN VERBRECHER AUF EINE KONTONUMMER ZU ÜBERWEISEN, DIE SIE BEI EINEM TOTEN FINDEN WERDEN, DER ALS BEISPIEL DIENT, WAS SIE ZU ERWARTEN HÄTTEN, WENN EINE ZAHLUNGSVERWEIGERUNG ERFOLGT. DIE HEUTE MORGEN AUF EINEM PARKPLATZ GEFUNDENE LEICHE WIRD SIE AUFKLÄREN. DESWEGEN: ZAHLEN SIE ODER ES STERBEN WEITERE MENSCHEN. WIRD EINE ZAHLUNG VERWEIGERT, LASSE ICH EINEN DER KRIMINELLEN AUF UNSCHULDIGE MENSCHEN LOS, WOFÜR SIE DIE SCHULD TRAGEN WÜRDEN. MIT JEDER UNTERLASSENEN ZAHLUNG FÜR EI-

NEN DER KRIMINELLEN STEIGT DER BETRAG PRO STARFTÄTER UM EINE WEITERE MILLION. SIE KÖNNEN ALSO ENTSCHEIDEN, OB SIE EINE ÜBERSCHAUBARE SUMME BEZAHLEN ODER DEM STEUERZAHLER IHRE FEHLER ZUR LAST LEGEN WOLLEN. MACHEN SIE SICH NICHT DIE MÜHE, MICH ZU FINDEN ODER ZU JAGEN. ICH BIN DER EINZIGE, DER ZUGRIFF AUF DIE KRIMINELLEN HAT. NACH MEINER VERHAFTUNG, WÜRDE BOSTON IN EINEM BLUTBAD VERSINKEN.

UM MEINEN FORDERUNGEN NACHDRUCK ZU VERLEIHEN, WIRD KOMMENDEN SONNTAG EIN EXEMPEL STATUIERT. DAS MUSTERBEISPIEL KÖNNEN SIE NUR VERHINDERN, WENN DER GESAMTBETRAG FÜR ALLE KAPITALVERBRECHER IN HÖHE VON 30 MILLIONEN DOLLAR VOR SONNTAG EINGEHT. FALLS SIE AN MEINEN WORTEN ZWEIFEL HEGEN, BEGINNEN SIE MIT ERMITTLUNGEN IM "COURT-COFFEE! BEI SÄMTLICHEN KONTAKTEN MÖCHTE ICH MIT "MISTER DEAD" ANGESPROCHEN WORDEN, OBWOHL SIE ÜBER LEBEN UND TOD ENTSCHEIDEN. ICH MELDE MICH!

Die Zeilen hatten John Shaddock am Nachmittag per Boten erreicht, der ihm nicht sagen konnte, wann, wo und von wem das Schreiben aufgegeben worden war. Er führte deshalb einige Telefongespräche, deren Gesprächsverläufe unbefriedigend verliefen. Keine angerufene Stelle war befugt oder wollte ihm sagen, was geschehen war. Zwangsläufig fand aufgrund der Ereignisse eine Lagebesprechung am Nachmittag zwischen ihm, der Bürgermeisterin, dem Morddezernatsleiter und Detective Waterspoon statt, auf dessen

Anwesenheit er bestand. Es war auch Forrest, der sich als Erster zu den Zeilen äußerte: »Ich ziehe um«, sagte Forrest, nachdem er den Brief gelesen hatte. »In Philadelphia, New York, Chicago, egal wo, gibt es Morde und Verbrechen, aber nein, hier in Boston muss alles irgendwie anders ablaufen. Mir kommt es inzwischen vor, als ob ich seit Jahren in keinem normalen Mordfall ermittelt hätte, womit ich nicht sagen will, dass Tötungsdelikte über einen Normalzustand verfügen würden.«

John Shaddock lächelte aufgrund der Worte. Er und Forrest hatten berufsmäßig ein enges Verhältnis, woran auch der selten gewordene Kontakt nichts geändert hatte. »Forrest, der Tote auf dem Parkplatz! Gibt es ein Anzeichen, wodurch sich die Andeutungen in dem anonymen Schreiben bestätigen?«

Forrest zuckte mit den Schultern. »Sorry, aber ich habe mit Peter noch nicht gesprochen und möchte ihm bei der Arbeit nach Möglichkeit nicht assistieren.«

»Die Obduktion ist noch im Gange«, bestätigte JJ.

»Meine Herren«, riss die Bürgermeisterin das Wort an sich. »Ich bin Laie, aber sollen wir dieses lächerliche Schreiben wahrhaftig ernst nehmen?«

»Etwa nicht?«, sah John Shaddock zu der Frau, die neben ihm saß.

»Also wenn Sie mich fragen, erlaubt sich da jemand einen makabren Scherz. Ich meine, ich kenne es nur aus dem Fernsehen, aber seit wann schreiben Erpresser einen halben Roman, um Druck auszuüben«, erwiderte die Bürgermeisterin, sah vom Kommissar in die Runde.

Der Morddezernatsleiter nahm sich die Freiheit zu antworten: »Tja, wir sind nicht im Fernsehen, sondern befinden uns in der Realität. Hinwegsehen über die Zeilen können wir jedenfalls nicht. Die Länge des Schreibens mag verwundern, andererseits weiß der Absender von dem Toten, der heute tatsächlich auf einem Parkplatz gefunden wurde. Das kann kein Zufall sein.«

»Was haben die Worte zu bedeuten, der Leichnam wird uns aufklären?«, warf die Bürgermeisterin ein.

»Forrest, was denkst du dazu?«, interessierte den Kommissar der Stadt die Meinung des Detectives.

»Der Tote wurde ermordet, da bin ich mir sicher. Vielleicht wir Pathologe Peter Brandon bei ihm etwas finden, wie zum Beispiel die Kontonummer, doch zugleich werden er und die Spurenbesichtigung bestätigen, dass sich der Erschossene nicht selbst umgebracht haben kann. Seine Haltung und die Blutspritzer widersprechen einem Suizid.«

John Shaddock wandte sich an den Morddezernatsleiter. »Sie waren auch am Tatort, JJ. Ihr Resümee dazu?«

»Im Grunde gebe ich Forrest vollumfänglich recht«, entgegnete JJ zweideutig.

»Aber?«, bohrte John weiter.

Forrests direkter Vorgesetzter sah den Detective entschuldigend an, führte aus: »Es klingt verrückt, aber vielleicht will uns jemand vormachen, dass es Mord war, obwohl es sich in Wahrheit um einen Freitod dreht. Der Morddezernatsleiter erkannte, wie die auf ihm drei ruhenden Augenpaare seine Worte in Zweifel zogen. »Mir ist bewusst, es klingt total irre, nur erscheint es mir wegen einem Punkt nicht abwegig. Der

Erpresser will, dass wir von einem Tötungsdelikt ausgehen, der durch eine Autopsie widerlegt wird. Geschieht es, hat er uns auf gewisse Weise vorgeführt und seine Macht demonstriert.«

»Forrest, halten Sie das für möglich?«, sprach John Shaddock erneut den Detektiv an.

Waterspoon holte tief Luft. »Fest steht, dass jemand die Leiche so gedreht haben muss, wie wir sie vorgefunden haben. Wäre es Suizid, hätte der Selbstmörder während der Tat seinem Gesprächspartner in die Augen oder zumindest ins Gesicht sehen müssen. Wer würde dabei zuschauen? Sicher, es geschahen schon viele Selbsttötungen, bei denen Dritte zugegen waren, aber nicht eine auf diese Weise. Zugegeben, es gibt viele Möglichkeiten einen Menschen soweit zu bringen, dass er den Freitod wählt. Erpressung, Folter, Drohungen, Gehirnwäsche sind nur einige Beispiele«, sagte er, ergänzte: »Ich bleibe dabei, halte es nach wie vor für Mord. Im Übrigen, wenn es sich so verhalten würde, wie ich eingangs erwähnte, dass der Zeuge des Suizids nur zusah, nichts dagegen unternahm, kommt es fast auf das gleich heraus.«

»Was wiederum schwer zu beweisen wäre«, kommentierte John die Aussage.

Forrest runzelte die Stirn, sein Ton wurde schärfer. »Frau Bürgermeisterin, John! Wir reden hier um den heißen Brei, was ist los?«, fragte er.

»Wir wissen es nicht genau«, erwiderte John Shaddock zerknirscht. »Wir alle hier am Tisch kennen die Gerüchte um das "Court-Coffee", nur Insider wissen, dass dieses Gebäude seit Jahren eine staatliche Einrichtung ist, zu der nur be-

stimmte Personen Zugang haben. Keiner von uns gehört zu dem Kreis der Auserwählten. Irgendetwas muss dort passiert sein, was, entzieht sich unserer Kenntnis.«

»Das soll ich jetzt glauben«, entgegnete Forrest mürrisch.

»Die Stadt hat das Gebäude vor Jahren an den Staat vermietet, wir haben seitdem keine Zugangsberechtigung. Was sich hinter den Mauern abspielt, geht uns schlichtweg nichts an«, erklärte das weibliche Stadtoberhaupt., unterbrach sich, nippte an ihrem Wasserglas, fuhr fort: »Ich war damals noch nicht im Amt, kenne aber den Mietvertrag zwischen Staat und Stadt.«

Waterspoon hob die Hand. »Mich interessieren keine Details des Vertrages, nur einen Punkt würde ich gerne wissen: Seit Jahren wird uns erzählt, dass drei Arten von Gefangenen im "Court-Coffee" gehalten werden. Bei ihnen handelt es sich angeblich um harmlose Untersuchungsgefangene, Kriminelle, die sich auf Schub befinden und um Inhaftierte, denen in Boston zeitnah der Prozess gemacht wird. Der Brief des Erpressers erwähnt nun dreißig Schwerverbrecher, verweist uns auf das "»"Court-Coffee". Was ist hier los?«

Die Bürgermeisterin schien wegen Forrests Verhalten ein wenig eingeschnappt zu sein, antwortete reserviert »Wie es bereits der "Chief" angedeutet hat, wir wissen es nicht.«

Der Detective wollte etwas erwidern, aber sein Handy meldete sich. Forrest zog es aus der an der Stuhllehne hängenden Jackentasche sah auf das Display. »Es ist Peter Brandon, unser Chefpathologe. Ich gehe kurz ran«, sagte er, hörte zu und versprach dem Facharzt später vorbeizukommen. Im Anschluss sah er in die Runde. Der Tote vom Parkplatz heißt

Clemens Burger, er ist ein bekannter Profiler«, sah er zu JJ, da sie nun wussten, wieso ihnen der Mann bekannt vorgekommen war, obwohl sie persönlich nie mit ihm zusammengearbeitet hatten.«

»Was sagt Peter noch«, erkundigte sich JJ ungeduldig.

»Auf dem rechten Arm von Burger fand Peter Nummern, die mit einem Filzstift aufgetragen worden waren. Er glaubt, es handelt sich um eine Kontonummer.«

»Warum betonst du die Armseite?«, bohrte der Morddezernatsleiter nach.

»Der Pathologe kam ohne Probleme an Akten zu Clemens Burger heran, der Profiler war Rechtshänder, kann sich also die Nummer nicht selbst aufgeschrieben haben«, erklärte Waterspoon, ergänzte: »Merkwürdigerweise befand sich die Pistole in der linken Hand des Toten, an der allerdings keine Schmauchspuren entdeckt wurden, dafür an seiner Rechten. Peter hat noch kein Abschlussergebnis, wartet noch auf Resultate aus dem Labor. Er meint, dass Burger Alkohol oder Drogen zu sich genommen hatte, geht von einem Suizid aus. Sieht so aus, als ob wir wieder einmal gewaltig in der Scheiße sitzen. "Court-Coffee", der Profiler und sein Selbstmord, die Kontonummer auf seinem Arm und der Erpresserbrief, alles zusammengerechnet lässt nur einen Schluss zu.«

»Der wäre?«, erkundigte sich die Bürgermeisterin mit einem Ton, der deutlich freundlich klang, als der, den sie zuvor für den Detective parat hatte.

»Das Justizministerium hat mit Sicherheit in dem Mietvertrag mit der Stadt Boston eine Klausel einfügen lassen, mit

welcher es ihm allein obliegt, in welcher Weise das Objekt genutzt wird. Wenn wir nun eins und eins zusammenzählen, deutet alles darauf hin, dass der Profiler Clemens Burger im "Court-House" Gutachten über Kriminelle erstellte, die sich nun in der Hand eines Wahnsinnigen befinden«, erläuterte Forrest.

John Shaddock schüttelte den Kopf. »Forrest, dass hätten wir in all den Jahre mitbekommen, deswegen halte ich es für unmöglich.«

Der Detective winkte verärgert ab: »Wenn irgendein Ministerium etwas will, wird es auch durchgezogen. Keinem Menschen steht auf der Stirn geschrieben, welche Straftat er beging. Erinnere dich nur an meinen letzten Fall: Das FBI und die CIA Tanzen wie Nilpferde auf unseren Nasen herum. Behörden wie unsere werden übergangen, nur dann eingeweiht, wenn die Arschlöcher Mist gebaut haben. Wer in diesem Raum war schon einmal im "Court-Coffee", seit es vom Staat genutzt wird?« Forrest sah alle nacheinander an, niemand vollführte eine zustimmende Geste. »Da haben wir es, keiner weiß, was in dem Gebäude vorgeht. Unter diesem Gesichtspunkt sieht die Rechnung anders aus: Eins und eins macht dann nämlich nicht zwei, sondern dreißig Millionen, womit der Erpresser uns zu verstehen gibt, dass sich dreißig Verbrecher in seiner Gewalt befinden«, redete sich Forrest klar und deutlich, zudem ziemlich laut, die aufgekommene Wut von der Seele.

»Jetzt lass uns nicht alles vollkommen schwarzsehen und in Panik verfallen«, sagte JJ, kam nicht weiter und zuckte zusammen.

Forrest schlug mit der Faust auf den Tisch. »Ich bin nicht in Panik! Ich kann nur nicht fassen, was hier vor sich geht, wie es dazu kam«, schrie er in den Raum, mäßigte sich, sah zum Kommissar der Stadt. »John, natürlich besitze ich für meine Aussagen keine Beweise, nur jede Wette, so oder ähnlich wie ich befürchte läuft es ab. Sie wissen es, JJ ebenso. Wir alle kennen die Prozedur: Sollten sich meine Vermutungen bewahrheiten, wird es nicht lange dauern, bis es in der Stadt von FBI-Leuten nur so wimmelt. Läuft es dumm, kommt die Nationalgarde dazu, geht etwas schief, laufen wir Gefahr, dass über Boston der Ausnahmezustand verhängt wird und das Militär eingreift. Der Staat beziehungsweise Missis Justitia wird sich in dieser Sache keine Blöße geben wollen.«

»Das ist die Prozedur?«, zeigte sich die Bürgermeisterin in diesem Punkt verständlicherweise unwissend.

»Ja, das wäre der normale Ablauf, falls zutrifft, was Forrest annimmt«, sagte JJ.

John Shaddock wandte sich an den Detective, den er seit gefühlten Ewigkeiten kannte und schätzte: »Was schwebt Ihnen vor, Forrest?«

»Die Stadt muss zahlen, damit die Knastbrüder dorthin zurückkommen, wo sie hingehören. Um den Erpresser können sich dann die dämlichen und verantwortungslosen Helden vom Justizministerium und dem FBI immer noch kümmern. Ehrlich, mein Bauchgefühl sagt mir, dass diese Nummer zu groß für uns ist und in einer Katastrophe enden kann.«

»Ich bin kein Kriminalist, kein Profiler und Agent, aber eines dürfte doch klar sein: Wir verhandeln nicht mit Erpressern, weder der Staat noch ein Bundesland oder eine Stadt«,

brachte die Bürgermeisterin den Standpunkt hervor, zu dem sie sich verpflichtet fühlte.

»Okay,« entgegnete Forrest nickend, hielt inne, nahm die Dame ins Visier: »Wie bitte soll das BPD den angekündigten Blutsonntag verhindern? Oder sind Sie der festen Überzeugung, dass es dem FBI gelingen wird?«

»Das kann und will ich nicht beurteilen, aber wir regen uns hier im Moment über Spekulationen auf, was ich persönlich für ziemlich kontraproduktiv halte.«

»Aha, so sehen Sie es«, brummte der Detectiv. »Nun, ich werde Sie keinesfalls belehren, aber bei den nächsten Wahlen bekommen Sie meine Stimme garantiert nicht.«

»Forrest!«, ermahnte John den Ermittler, milder fragte er: »Was tun wir?«

»Wenn nicht gezahlt wird, den Bürgern umgehend raten, bis Sonntag die Stadt zu verlassen«, entgegnete Waterspoon, wobei ihm anzuhören war, wie ihn die Situation bewegte.

John Shaddock schmunzelte kurz, stellte es sofort wieder ein. »Wir wissen, dass eine Zahlung keine Garantie dafür ist, dass sich der Erpresser an sein Wort hält. Vor dieser Besprechung habe ich herumtelefoniert, bin auf betonharte Mauern des Schweigens gestoßen oder wurde abgewimmelt. Aus Erfahrung weiß ich, dass ein solches Benehmen mit unangenehmen Folgeerscheinungen verbunden ist. Hat hier irgendjemand eine Ahnung, wie solche aussehen könnten?«

Die Bürgermeisterin schüttelte den Kopf. Forrest und sein Vorgesetzter sahen sich an, kurz danach brach JJ den Blickkontakt ab, sah zu John Shaddock, zuckte mit den Schultern. Kurzes Schweigen entstand.

Der Detective beendete die Stille, äußerte eine Gegenfrage: »John, ist seitens der Angerufenen bisher absolut keine Rückmeldung erfolgt?«

»Nicht eine einzige«, bestätigte der Kommissar der Stadt.

»Scheiße! Sie wissen, worauf es hinausläuft, oder?«, setzte Forrest der Aussage eine Krone auf.

John Shaddock lehnte sich zurück, seine Miene verhärtete sich. »Mein Gott, wenn das wahr sein sollte, worauf Sie mich eben hingewiesen haben, stehen wir nicht im Regen, sondern sind am Absaufen«, sagte er, nahm wieder eine gerade Sitzposition ein. »Forrest halten Sie es für möglich?«, stellte er eine Frage, mit der die Bürgermeisterin und der Morddezernatsleiter nichts anfangen konnten.

»Ich weiß nicht, ob es sich so verhält, für möglich halte ich es allemal.« Der Detektiv sah auf seine Armbanduhr, fragte: »Wann haben Sie mit Ihren Anrufen begonnen?«

»Unmittelbar nachdem ich die Zeilen des Erpressers gelesen hatte, ungefähr gegen zehn Uhr vormittags.«

Waterspoon blickte wieder auf sein Handgelenk. »Das ist nun sieben Stunden her. Eine Reaktionszeit, die besagt, dass uns die Schweine hängen lassen, die wollen ihre Hände in Unschuld waschen.«

»Wovon reden Sie?«, fragte die Bürgermeisterin sichtlich verunsichert.

John Shaddock drehte sich der Frau zu, der er regelmäßig Rede und Antwort stehen musste, doch insgesamt war ihre Zusammenarbeit bisher positiv verlaufen. »Wir reden nicht von einem gewaltigen, stattdessen von einem monströsen Problem, welches anscheinend auf uns zukommt. Wenn ich

Forrests Befürchtungen mit den Ergebnissen meiner Anrufe verbinde, dann ordnet der Detective die Sachlage vollkommen richtig ein. Im "Court-Coffee" werden sich wohl Häftlinge befunden haben, von denen das Justizministerium nun nichts mehr wissen will und über deren Freilassung das FBI nichts erfährt. Zutritt zu dem Gebäude, um unsere Behauptungen belegen zu können, werden wir niemals bekommen, diesbezügliche Anträge wären sinnlos. Wir werden das "Court-Coffee" erstmals nach Ablauf des Mietvertrages betreten können, also in rund neunzig Jahren. Frau Bürgermeisterin, der Staat lässt uns hängen, damit in der Kriminalstatistik eine der friedlichsten Großstädte der Vereinigten Staaten. Für das Justizministerium existieren die dreißig entkommenen Verbrecher nicht, niemals würde sich ein Ministerium einer solchen Peinlichkeit aussetzen.«

»Aber wir können den Spieß umdrehen, belegen, dass keiner der Inhaftierten in einer Bostoner Haftanstalt untergebracht war«, schlug JJ vor.

Forrest erwiderte darauf: »Spielt keine Rolle, wo die einsaßen, für die Bonzen ganz oben ist nur wichtig, dass sich keiner nachweislich im "Court-Coffee" befand. Keine Ahnung, wie und wann der Erpresser die Verbrecher in seine Gewalt bekam, nur sind seit Johns Anrufen sieben Stunden vergangen. Ausreichend Zeit, um aufgezeichnete Gefangenentransporte zu löschen und zu verändern. Alle Inhaftierten, die in Boston waren, werden hier nie zugegen gewesen sein. Das Gegenteil zu beweisen, ist nahezu unmöglich. Eines muss man den Köpfen da oben lassen: Offenbar wurde keine noch so unwahrscheinliche Begebenheit und Problemsituation bei

den Überlegungen zur Verwendung des "Court-Coffee" ausgelassen, es ist unheimlich geschickt eingefädelt. Die Frage bleibt: Warum wurde Boston für diese Schweinerei ausgewählt?«

»Mit Unwissenheit der Stadt und Einwohner Bostons«, bemerkte die Bürgermeisterin.

John Shaddock übernahm die Initiative: »Forrest, wie hoch kalkulieren Sie die Wahrscheinlichkeit ein, dass wir vom Justizministerium und Staat im Stich gelassen werden?«

Waterspoons angespannte Gesichtsmuskeln versuchten einen Hauch von Häme im Raum zu verbreiten. »Nach sieben Stunden ohne Gegenreaktion würde ich sie auf über einhundert Prozent schätzen.«

»Okay, gehen wir mal davon aus, dass alle unsere Vermutungen zutreffen. Uns wird gedroht, dass dreißig Kriminelle auf friedliche Bürger losgelassen werden, wenn die Geldforderung nicht erfüllt wird. Zu unseren vielfältigen Problemen gehören zwei Faktoren, die am Ende entscheidend sein könnten: Wer ist der Erpresser und um welche Häftlinge handelt es sich? Hätten wir ihre Namen, wüssten wir wenigstens, nach wem wir fahnden müssten. Da aber das Justizministerium seine Finger im Spiel hat, werden wir wohl niemals an sie herankommen. Forrest, haben Sie schon eine Einschätzung dazu?«

»Es gibt eine kleine und eine große Möglichkeit an die Namen heranzukommen, aber wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.«

»Welche?«, stießen der Kommissar und Morddezernatsleiter fast synchron aus.

»Erstens: Wir müssen sofort nachsehen, wo Clemens Burger wohnhaft war, dort alles sicherstellen, bevor es jemand anderes macht. Bleibt zu hoffen, dass wir nicht zu spät dran sind. Zweitens: Holen Sie umgehend meinen Partner Jesse Owens aus dem Urlaub, auch dann, wenn er sich am anderen Ende der Welt befinden sollte. Statten Sie ihn vollumfänglich mit Genehmigungen aus, die es ihm im Notfall erlauben, auch das Weiße Haus und den Kreml hacken zu dürfen. Gelingt es ihm, in das Justizministerium einzudringen, werden wir die Namen der Insassen im "Court-Coffee" in Erfahrung bringen. Sollte die Behörde Jesses Eindringen bemerken, wird sie den Teufel tun, um gegen ihn vorzugehen, das wäre ansonsten ein Schuldeingeständnis. Trotzdem will ich meinen Kollegen in vollem Umfang abgesichert wissen.«

»Jesse ist spätestens morgen im Büro, versprochen«, sagte John und forderte den Detective auf, weiterzusprechen.

»Das "Court-Coffee" muss ab sofort rund um die Uhr observiert werden. Sollte sich unsere Befürchtung bewahrheiten, müssen wir ins Gebäude. In diesem Fall könnte es zu Problemen mit dem Mieter kommen, aber sind wir im Recht, wird sich hier auf einfache Weise eine Lösung finden lassen. Was den Erpresser angeht, hege ich zwei Theorien: Womöglich kommt er direkt aus dem Justizministerium, ist seit Jahren in die Geschehnisse involviert, weiß über alles Bescheid, will nun Profit daraus schlagen. Wahrscheinlicher erscheint mir jedoch diese Alternative: Ich glaube eher, dass der Erpresserbrief von einem Mann geschrieben wurde, den wir im Umfeld von Clemens Burger suchen müssen«, erklärte Waterspoon ungewöhnlich emotional.

»Ich leiere alles machbare an? Gibt es sonst noch etwas, was meinerseits getan werden kann«, erkundigte sich John.

»Zaubere Jesse herbei! Ohne ihn geht gar nichts«, antwortete Forrest.

»Wie gesagt, er wird morgen da sein. Forrest, wie wollen Sie in der Zwischenzeit vorgehen?«

»Zunächst werde ich abwarten und darauf hoffen, hören zu bekommen, dass unsere Kavallerie an Burgers Wohnadresse als erste eingetroffen ist. Ich bin Mordermittler, kein James Bond. Verdammt noch mal, ich, mein Partner und meine Kollegen gegen dreißig Kriminelle, die sogar in ihren Kreisen im Knast wahrscheinlich als menschlicher Abschaum bezeichnet werden. Wie stellen Sie sich das vor?«

»Detective, hören Sie einem Laien zu«, nahm die Bürgermeisterin für einen Moment das Heft in die Hand. »In Ihrem Metier bin ich ein Nichts, in meinem als Politikerin, hoffe ich, konnte ich einiges für die Stadt und ihre Einwohner bewirken. Jetzt sitze ich hier, höre zu, bin zum Teil geschockt, aber eines ist mir klar geworden: An diesem Tisch sitzen drei Männer, denen ich bedingungslos mein Leben anvertrauen würde. Ich denke, ich spreche im Moment nicht für mich allein, sondern im Namen der gesamten Stadt. Ich flehe Sie an, helfen Sie uns, der Stadt, den Menschen, auch der Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Ich hätte mir niemals vorstellen können, dass wir von den übergeordneten Ministerien eines Tages so missbraucht werden würden, es muss irgendwann einmal Konsequenzen haben. Dazu kommt es nur, wenn wir diese Katastrophe irgendwie meistern«, sagte sie fast ein bisschen zu weinerlich.

John Shaddock übernahm wieder das Kommando. »Frau Bürgermeisterin! Ihnen gegenüber sitzt ein unterbezahlter Detective, der seinen Job auf der Straße nie gegen einen bequemen Schreibtischstuhl eintauschen würde. Er wird weder Sie, mich, die Stadt, seinen Vorgesetzten, Partner, ebenso wenig seine Kollegen und die Menschen in dieser Stadt in einer Notsituation allein lassen. Detective Forrest Waterspoon hat Boston schon vor mancher Tragödie bewahrt, er wird es auch diesmal tun und nichts dafür verlangen oder erwarten. Nur geht es ihm im Augenblick ähnlich wie mir: Wo kann angesetzt werden, welcher Schritt wäre fatal? Im Moment überwiegt eine gewisse Ratlosigkeit, sieht man von den Vorschlägen des Ermittlers ab. Sie betreffen den Wohnort des Profilers, seinen Kollegen Jesse Owens und die Beschattung des vermieteten Objekts.«

Forrest lächelte gequält. »Danke John, hat sich wie eine Grabrede angehört. Tatsache ist, wir haben drei Tage Zeit, um den Blutsonntag zu verhindern. Vielleicht, nur vielleicht, gelingt es einem Vermittler, dem Erpresser einen wertvollen Zeitaufschub abzuringen, was ich schon jetzt bezweifle. Der Erpresserbrief ist ungewöhnlich lang, dafür bemerkenswert aussagekräftig. Sollte es zu einem Gespräch mit dem Erpresser kommen, werden Zwischenfragen unsererseits somit sofort als Zeitschinderei eingestuft, wir haben es also mit einem hochintelligenten Mann zu tun. Eindeutig ein männlicher Erpresser, denn keine Frau würde sich so ausdrücken. Er bereitet uns vor, warnt uns, gibt uns zu verstehen, dass wir die Schuldigen wären, falls die Situation endgültig eskaliert. Eine Frau würde so etwas nicht tun, sie wäre eiskalt

und hätte in dieser kriminellen Dimension keine Skrupel, ihr Ding durchzuziehen. Unser Täter ist verdammt klug, entschlossen, scheint aber sein Vorgehen rechtfertigen zu wollen, was die Hoffnung zulässt, dass er noch über ein gewisses Maß an Empathie verfügt. Wenn er sich meldet, und das wird er tun, müssen seine Ansprechpartner glaubwürdig klingen. Wird er verarscht, hingehalten, sieht er uns als die Verantwortlichen für das Kommende, was dann aus Leichen bestehen wird.«

»Du sprichst von Fallen, aber welche könnten wir ihm stellen? Laut deines Zeugnisses über seine Person kaum welche, oder?«, fragte Joshua Jason Calbott, der Forrest für Monologe wie eben einerseits bewunderte, anderseits sie ab und zu als übertrieben empfand.

»JJ, unser Problem ist nicht der Erpresser, er scheint nicht gewalttätig veranlagt zu sein, nur scheint er fähig, eine solche Extremsituation auslösen zu können. Wieso hätte er in dem Schreiben ansonsten explizit erwähnt, dass die Leiche Burgers uns über einiges aufklären wird. Ja, dem Kerl ist es gelungen, mich zu verarschen. Wie es derzeit aussieht, liegt kein Mord vor, sondern tatsächlich ein Suizid. Eine andere Frage ist, inwieweit er die Kriminellen unter Kontrolle hat. Können Sie ihm entgleiten oder sind sie ihm hörig? Wenn, warum? Wir müssen ihn seiner Macht berauben und die besteht aus den Verbrechern, die er in seiner Hand hat.«

»Schön und gut, wie soll das gehen?«, entgegnete JJ.

»Genau das ist unser Problem«, sagte Forrest, wandte sich an den Kommissar. »Ich bin kein Politiker, als Kommissar der Stadt mussten Sie mit der Zeit einer werden, was ich

nicht als Vorwurf verstanden wissen möchte. Überzeugen Sie die Bürgermeisterin zu zahlen, ich würde es in hundert Jahren nicht schaffen. Falls uns der Erpresser hintergeht, können wir dem Geld folgen, dass schafft Jesse allemal. Geht alles glatt, haben wir zunächst die Kriminellen wieder hinter Schloss und Riegel, danach können wir immer noch weitere Schritte unternehmen«, gab Forrest von sich, sah ab und zu entschuldigend zu der Frau, die neben John Shaddock saß, sehr bedrückt wirkte. Forrest wandte sich an sie: »Tut mir leid, Mam, es liegt nicht in meiner Absicht, Sie zu verletzen.«

»Ich bin hart im Nehmen«, kam es spontan und mit einem Lächeln zurück.

Der Kommissar der Stadt nahm die Annäherung ohne einen Kommentar erleichtert zur Kenntnis, traf eine Entscheidung. »Wir beginnen uns im Kreis zu drehen. Ich schlage vor, wir überschlafen alles, treffen uns Morgen in aller Früh erneut, um dann unser endgültiges Vorgehen abzuwägen, zu bestimmen und abzusprechen. Eines steht definitiv fest: Unser Feind ist nicht nur der Erpresser, die Gefahr geht nicht allein von den Kriminellen aus, sondern bei unüberlegten Handlungen auch vom Justizministerium. Die Verantwortlichen und Mitwisser der Behörde, werden alles versuchen, um nicht enttarnt zu werden. Das Ganze kann für beide Seiten in der Öffentlichkeit böse Folgen haben, gegenüber den Vertretern des Gesetzes ein Misstrauen erzeugen, welches sich nicht mehr reparieren lässt.«

Waterspoon erhob sich, ihm kamen die Worte des Kommissars entgegen. Er schwitzte, musste aufs Klo, hatte Durst, Hunger, schon wieder eine Überstunde im Sitzen am Buckel.

Außerdem wollte er nichts mehr hören und sagen. Die Gegebenheiten waren einfach zum Schreien, allerdings auch angsteinflößend für jeden, der das Leben liebte, eine Familie hatte und Mitgefühl für seine Mitmenschen besaß.

Vorbei an der grimmig dreisehenden Sekretärin der Bürgermeisterin begab er sich zur Herrentoilette. Dort fragte sich Forrest, ob er eine ähnliche Situation erlebt hatte. Öfter gab es Fälle, bei denen ein Mord durch die Vortäuschung eines Selbstmords verschleiert werden sollte. Dass er das eines Tages umgekehrt erleben würde, so wie heute auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt, hätte er sich niemals vorstellen können. Sein Irrtum ärgerte ihn maßlos, allein wegen dieser Hinterhältigkeit hätte er dem Erpresser, der unmissverständlich dafür verantwortlich war, eine mehrjährige Haftstrafe aufgebrummt. In beruflicher Hinsicht konnte Forrest Waterspoon nachtragend sein, vor allem dann, wenn ihn jemand auf die falsche Fährte lockte. Andersherum besaß die Sachlage einen winzigen Vorteil: Die Gegebenheiten vor dem Einkaufszentrum hätten den Detective zur Tatenlosigkeit verdonnert, außer die Spurensicherung würde ihm noch einen wertvollen Hinweis geben. Ohne einen solchen hätte er nicht gewusst, wie der vermeintliche Mordfall aufzuklären gewesen wäre. Nun hatte sich der Erpresser gemeldet, wodurch Forrest dem Intriganten seiner Person bereits ein kleines Stück nähergekommen war.

Ω

Detective Forrest Waterspoon verließ die "Boston City Hall" nachdem er eine Toilette aufgesucht und sich etwas frisch gemacht hatte. Bevor er vor das Gebäude trat, vergewisserte er sich, seinen Hut auf dem Kopf und seine Jacke über dem Arm zu haben. Vor dem Bostoner Rathaus zündete er sich eine Zigarre an, sah noch einmal zurück. Die "Boston City Hall" war ein umstrittenes architektonisches Meisterwerk, das sowohl Bewunderung als auch Kritik hervorrief. Die Brutalismus-Struktur, bekannt für ihre massiven Betonblöcke und kantigen Formen, wurde von den Architekten Kallmann, McKinnell & Knowles entworfen und 1968 fertiggestellt. Einige Bewohner sahen in ihr ein Symbol moderner Funktionalität und städtischer Effizienz, während andere sie als kalt und abweisend empfanden. Das Gebäude erhob sich stolz über den City Hall Plaza, einem weiten, offenen Raum, der oft als Veranstaltungsort für öffentliche Versammlungen und Festivals diente. Viele Menschen hatten unterschiedliche Meinungen zu seiner Ästhetik, doch unbestreitbar war die Rolle der "Boston City Hall" als Herzstück der städtischen Verwaltung und als Symbol für das pulsierende Leben der Stadt. Innerhalb der Mauern arbeiteten Beamte unermüdlich daran, die Bedürfnisse der Bürger zu erfüllen und die Gemeinschaft zu stärken, während draußen das geschäftige Treiben der Stadt unaufhörlich weiterging.

Das Rathaus befand sich im "Government Center Bostons", damit im Stadtzentrum der Metropole. Nur wenige Schritte musste der Detective bewältigen, um dem mit vielen Fragen behafteten "Court-Coffee" gegenüberzustehen. Nachdenk-

lich sah er das Haus an, welches auf der anderen Straßenseite stand. Forrest seufzte tief und machte sich nach ein paar Minuten des Innehaltens auf den Weg zu seinem alten, aber zuverlässigen Ford, den er nicht weit von hier am Straßenrand geparkt hatte. Hinter dem Lenkrad seines "Vehikels", überlegte er, ob er noch einmal ins Präsidium fahren sollte, immerhin hatte er es dem Pathologen versprochen. Er versuchte ihn mit dem Handy vergeblich zu erreichen, was ihn dazu bewog, den ursprünglich geplanten Tagesplan zu verfolgen, nämlich Feierabend zu machen. Doch die Ereignisse dieses Tages hielten ihn gefangen, so dass es sich nicht umgehen ließ, die Arbeit mit nach Hause zu nehmen.

Es war fast schon so etwas wie ein Ritual, was sich danach im Hause Waterspoon abspielte. Forrest wurde von seiner Frau, Betty, mit einem Kuss auf die Wange begrüßt, während er sich seiner Dienstwaffe entledigte und sich im Bad die Hände wusch, stellte ihm seine Gattin ein Bier auf den Küchentisch, gönnte sich selbst ein Glas Wein. Diese Tradition entfiel nur dann, wenn Betty auf Reisen war oder eine Missstimmung vorlag, die eine Unterhaltung über den Tagesverlauf nicht zuließ. Dabei ging es nicht allein um Forrests Stunden im Dienst, sondern auch um Bettys Aktivitäten, denen ein radikaler Umbruch bevorstand. Die Adoptivtochter der Waterspoons, Molly, Journalistin, inzwischen Inhaberin des Senders "AM-Channel", sollte im August entbinden. Das Betty nach der Geburt als Oma, Ersatzmutter und Kindermädchen wegen Mollys Job gefragt sein würde, verstand sich von selbst. Forrests Frau freute sich auf diese Herausforderung, denn manchmal wurde ihr die Freizeit ohne

Aufgaben und Ziele zu viel. Nachdem sich Forrest zu ihr an den Küchentisch gesetzt hatte, bemerkte sie sofort, dass ihr Gatte körperlich, aber geistig längst noch nicht zuhause angekommen war. »Was bedrückt dich? Ist es dir nicht gelungen, die Kriminalstatistik der Stadt zu senken?«, fragte Betty, ohne zu ahnen, dass ihre zweite Frage für die Gedanken ihres Gatten einen symbolischen Dolchstoß darstellte.

»Komisch, dass du die Statistik ansprichst«, prostete Forrest seiner Frau zu und trank sein Bier an, bevor er ausführlicher erklärte: »Die könnte sich gewaltig steigern, nur bin ich mir nicht sicher, in welcher Funktion ich es verhindern könnte.«

»Wie meinst du das, Liebling?«

»Ich bin Mordermittler, und ja, es ist ein erhebendes Gefühl, als ein solcher weitere Tötungsdelikte verhindert zu haben, aber ich bin kein FBI-Mitarbeiter oder ein Agent der CIA.«

»Ich verstehe dich nicht, kannst du deutlicher werden?«

»Betty, angeblich laufen dreißig Verbrecher frei in Boston herum, vielleicht auch nicht, womöglich befinden sie sich an einem zentralen unbekannten Ort. Fakt ist, wir wissen momentan nicht, um welche Kriminellen es sich handelt, können also auch nicht nach ihnen fahnden.«

»Ist das eine Horrorgeschichte oder eine belegte Tatsache?«

»Forrest nippte erneut an seinem Bier. »Irgendwie beides, aber vieles deutet darauf hin, dass es sich so verhält.«

»Wie ist so etwas möglich? Das kann ich mir in unserem Land ehrlich gesagt nicht vorstellen«, erwiderte Betty mit einem leichten Kopfschütteln.

»Vor einigen Jahre wäre ich noch genauso eingestellt gewesen wie du, spätestens mein letzter großer Fall hat mich bekehrt, mir den Glauben an Staat und Gerechtigkeit genommen. Betty, ich möchte, dass du die Stadt verlässt, zwei oder drei Wochen bei Peggy oder Diana verbringst«, sagte Forrest, wollte damit seine Gemahlin bei einer ihrer leiblichen Töchter in Sicherheit wissen. Um seinen Wunsch Betty schmackhaft zu machen, fügte er hinzu: »Molly entbindet in ein paar Wochen, wer weiß, wann du dann die Gelegenheit bekommst, wieder verreisen zu können.«

»Forrest, ich kenne dich durch und durch. Du machst dir Sorgen, ist es wirklich so schlimm?«

»Wenn sich alles bewahrheitet, was meiner Ansicht nach zum größten Teil schon geschehen ist, kann es eine Katastrophe werden.«

»Noch einmal: Wie ist das möglich und zurück zu deiner Funktion: Was hast du als Detective damit zu tun? Wäre in so einer Situation nicht das FBI zuständig?«

»Ja, Betty, genau darin liegt das faule Ei. Es sieht ganz danach aus, als ob diese Behörde gar nicht weiß, dass Gefangene entkommen sind. Schlimmer: Es ist zu befürchten, dass sie davon nicht in Kenntnis gesetzt wird und falls es unsererseits geschehen würde, wir als totale Spinner hingestellt werden. Es scheint so zu sein: Das Ministerium möchte mit diesem Bockmist in keiner Verbindung stehen, dass "Federal Bureau of Investigation", soll und darf es nicht. Mit diesem Bockmist will man uns den "Schwarzen Peter" zuschieben.«

»Das kann doch organisatorisch gar nicht funktionieren, oder?«

Forrest verzog die Mundwinkel. »Die da oben schaffen es immer zu vertuschen, Sachlagen anders darzustellen.«

»Das kann sich doch die Stadt nicht gefallen lassen, sollte auf die Barrikaden gehen«, meinte Betty, nahm einen größeren Schluck Wein zu sich.

»Mit Klagen, Verhandlungen, Beschwerden, Reden und Jammern erreichen wir nichts. Uns bleibt auch nicht viel Zeit. Die Bürgermeisterin oder John Shaddock müssten binnen kürzester Zeit zum Präsidenten vordringen, was einer Utopie gleichkommt. Die Stadt wird erpresst, für Sonntag ist ein Exempel angekündigt, falls keine Zahlung erfolgt, ich kann meine Rolle in dieser Angelegenheit nicht definieren.«

»Es muss doch möglich sein, die Namen der entflohenen Strolche herauszufinden, damit ihr wenigstens wisst, nach wem ihr suchen sollt«, entgegnete Betty.

»Bekommen wir die Namen vom Ministerium oder FBI, wäre es ein Schuldeingeständnis. Meine Hoffnung ruht auf Jesse. Er wird einen Weg finden, um die abgängigen Verbrecher identifizieren zu können. Was nun, fährst du?«

»Vor Mollys Entbindung werde ich Diana und Peggy mit Sicherheit noch einen Besuch abstatten, aber nicht jetzt. Hier kann mir nichts passieren, außerdem möchte ich dir dabei helfen, deine Position in diesem Fall zu finden«, entgegnete Betty in einem Ton, der keinen Widerspruch zuließ.

»Exempel könnte bedeuten, dass nicht Einwohner Bostons gefährdet wären, sondern Leute und deren Familien, die in dieser Stadt einen gewissen Ruf und höhere Ämter bekleiden«, bemerkte Forrest. »Niemand weiß, was der Erpresser genau plant.«

»Schön Forrest, da du soweit vorausdenkst, dadurch fühle ich mich hier noch sicherer als anderswo. Eine Idee, wie du den Sonntag verhindern könntest?«

Der Detective schüttelte den Kopf, doch ihm war anzusehen, dass er über irgendetwas nachdachte. »Betty, kannst du bitte deine Worte zu Mollys Entbindung wiederholen.«

Forrests Gattin überlegte einen Augenblick, sagte: »Sinngemäß erwähnte ich, dass ich hier sicher bin, unsere Mädchen noch vor der Entbindung zu besuchen beabsichtige.«

Waterspoon versuchte den Hintergedanken zu finden, der ihm vorher bei der Aussage seiner Frau nebelartig eingefallen war. Zu verschwommen war das Bild, in welchem er einen, wenn auch nur vorübergehenden Ausweg aus dem Dilemma erkennen wollte. Zu kurz hatte ihn der Einfall besucht um ihn erneut aufzugreifen. Nun versteckte er sich irgendwo in seinem Verstand, ähnlich wie ein Wort, dass einem auf der Zunge lag, sich jedoch wegen eines kurzzeitigen Aussetzers nicht formulieren ließ. Plötzlich sprang er auf, hätte beinahe seine Bierflasche umgestoßen, umarmte seine Frau, küsste sie auf die Stirn. Er wich von ihr, hielt sie an den Schultern fest. »Betty, du bist ein Genie, ich weiß nun, wie der Blutsonntag verhindert werden kann!«

Ende der Leseprobe

Leseprobe Corona-Killer

Inhalt: Pandemie, Lockdown, Kontrollen! Einem brutalen Serientäter kommen die Maßnahmen gegen die Ausbreitung des Virus entgegen, denn er gehört zu den Leuten, die sich trotz allen Auflagen in Boston und Umgebung frei bewegen können. Bald steht fest: Der Täter ist ein Insider. Nur welcher Behörde gehört er an, und wann, sowie wo, schlägt er beim nächsten Mal zu? Schnell wird ersichtlich, je näher das Ende des Lockdowns rückt, umso aktiver und grausamer handelt er. Detective Forrest Waterspoon beginnt vom ersten Tag an, in einem Albtraum zu ermitteln, wird er, das Schicksal oder der Zufall den Fall lösen?

Der Erreger

Boston, spätes Frühjahr 2020

Adrian und Lukas konnten nicht unterschiedlicher sein, dennoch waren sie die besten Freunde. Sie waren der lebende Beweis für den Spruch, dass sich Gegensätze oder unterschiedliche Lebensauffassungen und Werdegänge magisch anzogen. Adrian war neumodern gesagt eher ein Looser, trotzdem ein Lebenskünstler, der auch in einem Haifischbecken überlebt hätte. Im Gegensatz dazu konnte sich Lukas einen Teich leisten, in dem auch Wale locker Platz gefunden hätten. Dabei handelte es sich nur um einen von vielen Unterschieden, der die Freundschaft der beiden für Außenstehende merkwürdig hätte erscheinen lassen. Der eine, also Adrian, war rigoros und dauerhaft pleite, der andere, somit Lukas, warf das Geld mehr oder weniger oft unbedacht und sinnlos zum Fenster raus. Während Adrian an manchen Tagen überlegen musste, wie er dem Hungertod entkommen sollte, saß Adrian in noblen Restaurants, schlug sich den Bauch voll und gab ein Trinkgeld, mit dem sein Kumpel eine Woche keine Sorgen gehabt hätte. Seltsamerweise besaßen die voneinander abweichenden Lebensstandards der Zwei keinen Einfluss auf ihre langjährige Freundschaft.

Adrian und Lukas kannten sich schon Jahrzehnte. Sie waren in den gleichen Jahrgängen auf dem College, hatten sich danach nie aus den Augen verloren. In ihrer ungewöhnlichen Beziehung spielte Geld niemals eine Rolle, stattdessen

fanden sie sich vom ersten Moment an sympathisch. Zwischen ihnen lag ein unsichtbares Band, vergleichbar mit einem Sicherheitsseil beim Bergsteigen, das niemand hätte durchschneiden können, außer sie selbst. Wie wertvoll und ehrlich die Freundschaft war, zeigte sich unter anderem daran, dass Adrian seinen wohlhabenden Kumpel noch nie um ein Darlehen angepumpt hatte, auch dann nicht, wenn es ihm richtig dreckig ging.

Jedenfalls pflegten die beiden ein Ritual: An jedem ersten Dienstag im Monat trafen sie sich, gingen aus und hatten, egal, was komme, nicht vor, diese Tradition aufzugeben. Oft genug endeten die Treffen in einem Saufgelage. Lukas war die finanzielle Lage seines Freundes klar, ohne sie je direkt angesprochen zu haben. Als Gegenleistung für das nicht angepumpt werden, den Männerabend trotz seiner Lage nicht abzusagen, übernahm er an diesen Abenden die Rechnung für Adrian, auch dann, wenn dieser imstande gewesen wäre, selbst zu bezahlen oder sogar ihn einladen würde. Als Lebensjongleur, nicht anders konnte Adrian bezeichnet werden, kamen solche Dienstage vor, allerdings und allerhöchstens nur zwei- bis dreimal im Jahr. Das Problem an der Sache diesmal, es gab kein Treffen. Der Lockdown hatte Boston fest im Griff, die Corona-Pandemie war nicht nur hier zum Teil außer Kontrolle geraten, sondern fast überall an der Ostküste. In New York begannen sich die Särge zu stapeln, in fast allen Städten waren die Bestattungsunternehmer überfordert, die Kliniken befanden sich im Ausnahmezustand und wären Patienten nicht fortlaufend gestorben, hätten sie wegen Überfüllung schließen müssen. Einkauf, Arztbesuche

und ähnliches war gestattet, ansonsten galt die Order, zu Hause zu bleiben. Die Auflage zu umgehen erübrigte sich. Restaurants, Bars, Kinos, alles war geschlossen. Öffentliche Plätze und Parks waren nahezu menschenleer, wo Leute mit Mundschutz herumliefen, fühlte man sich in das Szenario eines Katastrophenfilms versetzt.

Adrian und Lukas waren jedoch nicht bereit, auf ihr monatliches Treffen zu verzichten, ohnehin sah man sich zu selten. Merkwürdigerweise hatte keiner der beiden wirklich Lust, die langjährige Tradition in irgendeiner Form zu brechen und sie damit zu verändern. Aufgrund dessen waren die zwei übereingekommen, ausnahmsweise bei Lukas eine kleine Fete zu feiern. Die Ordnungshüter und Kontrolleure zu umgehen, davon war vor allem Adrian überzeugt, sollte für ihn kein Problem darstellen. Tatsächlich gelang es ihm von Roxbury, ein früher berüchtigter Stadtteil Bostons, in das nicht weit entfernte Viertel Dorchester zu gelangen, das von den Bostonern liebevoll "Dot" genannt wurde. Niemand hielt ihn auf, keiner kümmerte sich um ihn, obwohl er zu Fuß unterwegs war. Ein Auto konnte sich Adrian nicht leisten. Während er seine Bleibe, die das Niveau einer billigen Absteige besaß, wegen ihrer Lage nicht als seine Wohnung bezeichnen wollte, erkannte er absolut neidlos an, in welchem Prachtbau Lukas residierte. Adrians Kumpel hatte das Gebäude vor Jahren erworben, modernisieren und mit allem möglichen Schnickschnack ausstatten lassen. Einen Blickfang stellte der Swimmingpool hinter dem Haus dar, denn gerade in dieser Gegend konnte sich niemand einen solchen Luxus leisten. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, lebten

in "Dot" normale Menschen. Rentner, Familien und Berufstätige waren hier zuhause, denn es war eine der wenigen Gegenden in Boston, wo der Wohnraum sich noch bezahlen ließ und als einigermaßen fair bezeichnet werden konnte. Die Villa von Lukas lag nur wenige Schritte von der "Neponset Avenue" entfernt, über die sich schnell mit seinem Wagen Fahrtrichtungen nach Süden, Westen und in den Norden einschlagen ließen. Im Osten lag der Atlantik, ab und zu kam es einem vor, als ob man ihn hören und riechen würde.

Adrian war kein Mensch, der sich mit solchen Dingen befasste, er war im Stadtteil Roxbury auf eine unerklärliche Art gefangen, wollte diesen Zustand nicht ändern, obwohl ihm Lukas immer wieder seine Hilfe angeboten hatte. Roxbury! Ein Viertel Bostons, welches es in sich hatte: Im frühen 20. Jahrhundert entstand in der Gegend um Grove Hall an der Blue Hill Avenue eine jüdische Gemeinde. Roxbury wurde auch zum Mittelpunkt einer Gemeinde afroamerikanischer Einwohner in Boston, die in den 1940er und 1950er Jahren durch Migration aus den südlichen in die nördlichen Staaten entstand. Soziale Spannungen und die Stadterneuerung während der 1960er und 1970er Jahre trugen zum Verfall des Stadtviertels bei. Besonders die Unruhen infolge der Ermordung von Martin Luther King Jr. führten zur Plünderung und Brandstiftung in Geschäften entlang der Blue Hill Avenue und hinterließen eine zerstörte und weitgehend verlassene Gegend. In den 1970er Jahren trug auch fortgesetzte Brandstiftung in der Gegend um die Dudley Street zum Niedergang des Stadtviertels bei. Übrig blieben verlassene, ausgebrannte und vermüllte Ruinen.

Das Aufkommen des Rauschgifts "Crack" in den 1980er Jahren machte Roxbury zu einem der gefährlichsten Viertel von Boston. Die Gewaltverbrechen konnten bis Ende der 1990er Jahre nicht entscheidend eingedämmt werden. Im April des Jahres 1987 wurde die Orange Line der MBTA von der Washington Street in den "Southwest Corridor" verlegt, wo der Southwest "Expressway" einige Jahre zuvor verlaufen sollte.

Durch Bemühungen von Bürgern, die sich organisiert hatten, konnten die historischen Gebiete wiederbelebt und der Roxbury Heritage State Park eingerichtet werden. Aus einer Überprüfung des Verkehrskonzepts von Boston ergab sich der Vorschlag, die Orange Line wieder zurückzuverlegen. Bei der Entwicklung des Southwest Corridor Park wurden auch größere Investitionen umgesetzt, darunter das Roxbury Community College und das Ruggles Center. In den Wohngebieten Fort Hill und Mission Hill hat sich die Bevölkerungsstruktur in den 1990er Jahren bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts durch den Zuzug von Studenten der Northeastern University und des Wentworth Institute of Technology sowie von Künstlern und jungen Familien stark verbessert. Bald danach wurde der Stadtteil durch Erneuerung von Wohn- und Geschäftsgebieten geprägt, aber Gewaltverbrechen, insbesondere Bandenkriege und Drogenmissbrauch, blieben beständige Probleme in bestimmten Ecken von Roxbury. Genau in einer solchen hauste Adrian, der sich wunderte, dass im Haus von Lukas hinter jedem Fenster Licht brannte, nicht nur im Erdgeschoss, sondern auch in der Etage darüber.

Adrian fragte sich still und leise, ob Lukas weitere Gäste eingeladen hatte, womöglich auf diese Weise der Corona-Pandemie zumindest für ein paar Stunden vollkommen entfliehen wollte. Vielleicht war es ihm in den Sinn gekommen, ihn als seinen besten Freund zu überraschen, indem er aus dem gewohnten Saufgelage eine Sauforgie zu veranstalten gedachte. Von Neugier getrieben schritt er deshalb der halboffenen Tür entgegen, vernahm Musik aus dem Wohnzimmer, betrat das Haus.

»Lukas!«, rief Adrian nach seinem Busenfreund, erreichte den Wohnraum, bemerkte nicht, dass sich die Haustür in seinem Rücken schloss. Im Wohnzimmer war niemand, aber die Glasschiebetür auf die Terrasse und in den Garten samt Swimmingpool war in voller Breite aufgeschoben. Adrian begab sich hinaus, wiederholt entkam ihm der Vorname seines Freundes mit laut erhobener Stimme und nun auch im ungeduldigen Ton. Unter der Markise stehend, nahm Lukas kurz von dem Prunk Notiz, den sich Adrian auch in diesem Bereich geleistet hatte. Der rund zehn Meter entfernte rechteckige Swimmingpool leuchtete wie eine blaue Sonne, da auf dem Grund des Beckens Lampen installiert worden waren. Rund um den Pool leuchteten elektrisch betriebene Fackeln, die den Rasen des Gartens zu sanft wogenden Wellen verwandelten. Plötzlich gingen die Lichter aus, sowohl draußen als auch im Innenbereich. Adrian drehte sich dem Gebäude zu, spürte einen Stich in den Hals, fing zu röcheln an, gleich danach spritzte Blut aus seinem nach Luft schnappenden Mund. Er fiel auf die Knie, kippte seitlich leblos um.

Ω

Detective Forrest Waterspoon hätte sich beileibe einen ruhigeren Feierabend gewünscht, nur hatte er Bereitschaft, da die Hälfte der Kollegen wegen "Covid-19" ausgefallen war, zum Glück den Virus überwiegend jedoch zu Hause und nicht im Krankenhaus auskurieren konnte. Er war mit seinem alten "Vehikel" zum Tatort gefahren, egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit, noch nie hatte er es in Boston erlebt, dermaßen ungehindert durch die Stadt zu kommen.

Der Code 140 hatte ihn zum Tatort beordert, wesentlich mehr wusste Forrest nicht. Aus diesem Grund blieb er am Hauseingang stehen, wandte sich an den dort postierten Police-Officer. »Was haben wir?«

»Zwei Tote, Detective. Sehen übel aus.«

»Wer hat uns verständigt?«, erkundigte sich Forrest, ließ seine Augen über die Umgebung gleiten.

»Ein Nachbar, er hatte sich mehrfach über zu laute Musik beschwert. Als Kollegen abkömmlich waren und hier eintrafen, entdeckten sie die Leichen. Die beiden sind drin«

Waterspoon bedankte sich, betrat das Haus, in dem wieder Licht brannte. Er durchquerte den Eingangsbereich, da er schon aus dieser Position eine der Leichen sehen konnte. Im pompösen Wohnraum angekommen, sah er sich um, entdeckte außer dem Toten niemanden, vernahm jedoch Stimmen von der Terrasse. Vorsichtig ging er an dem Ermordeten vorbei, nicht um dessen Totenruhe zu stören, sondern um keine Spuren zu vernichten. Nach einem großen Schritt ins Freie, erblickte er die bereits erwähnten Cops, die beide eine Zigarette rauchten, ihn wohl deshalb verlegen begrüß-

ten. »Weitermachen!«, erwiderte der Detective verständnisvoll, sah zu dem Leichnam zu seiner Linken, zündete sich eine Zigarre an, trat deshalb, um keine Spuren zu kontaminieren vorsichtshalber einen Schritt von der Schiebetür weg, sprach schließlich die Cops an. »Okay, nur einer von Ihnen erzählt mir den Ablauf, der andere ergreift nur das Wort, wenn er seinen Partner berichtigen muss. Wer will, wer hat noch nicht?«

Der scheinbar etwas ältere Police-Officer hob die Hand, ergriff das Wort. »Der Nachbar von genau gegenüber hat drei mal in der Zentrale angerufen und sich über laute Musik beschwert. Als wir hier ankamen, stand die Haustür offen, im Haus war es stockfinster. Wir fanden den ersten Toten, stellten fest, dass jemand im Verteilerkasten die Stromsicherung ausgeschaltet hatte. Als wir sie in Betrieb nahmen, sah es genauso aus wie jetzt. Überall brannte Licht. Zunächst nahmen wir an, dass es sich bei der Leiche um den Hausbesitzer handeln könnte, aber unser Kollege vor der Tür kannte sie vom sehen, wusste definitiv, dass sie in Roxbury wohnhaft war. Umgesehen hätten wir uns so oder so, aber als wir diese Story hörten, gaben wir Gas. Die zweite Leiche liegt in der ersten Etage. Nebenbei, besser gesagt, währenddessen, haben wir die Zentrale über unseren Fund verständigt.«

Der Detective blickte den Kollegen an, der sofort reagierte und sagte: »Dem gibt es nichts hinzuzufügen, stimmt alles bis ins Detail.«

»Sind die Gerichtsmedizin und Spurensicherung angefordert?«, erkundigte sich Forrest., registrierte, dass sich die Cops ansahen. »Was nun, ja oder nein?«

»Ja, schon, aber es wollte die Zentrale übernehmen, keine Ahnung, ob es bereits geschehen ist«, sagte diesmal der jüngere Streifenpolizist.

»Scheiße! Jungs, die in der Zentrale sind restlos überlastet, holt es nach, auf der Stelle. Ach was«, berichtigte sich Forrest. »Raucht erst in Ruhe auf, auf die paar Minuten kommt es jetzt auch nicht mehr an«, zeigte er sich ungewohnt großzügig, sah zum Swimmingpool. »Schon rausgefunden, wem das Haus gehört?«

»Der Besitzer liegt oben«, antwortete nun wieder der ältere Officer. Er nannte dem Detective den Vor- und Zunamen des Hauseigentümers, ebenso dessen Beruf und wies darauf hin, dass er keine Vorstrafen besaß.

»Forrest deutete auf den Toten im Wohnzimmer. »Was ist mit ihm?«

Der jüngere Cop ergriff das Wort. »Keine Ahnung wie er heißt, müssen wir noch rausfinden. Soweit ich es vom Kollegen weiß, ist er ein eher harmloser Kerl gewesen, allerdings schwer vorstellbar, dass er nicht aktenkundig ist.«

»Wieso?«, bohrte Forrest nach.

»Naja, ich will nicht klingen, als ob ich Vorurteile hätte, nur ist mir sein Äußeres ins Auge gestochen. Zugegeben, ungepflegt wirkt er nicht, aber seine Aufmachung sieht nicht danach aus, als wäre er einer geregelten Arbeit nachgegangen. Sorry, Sir, aber das sind Erfahrungen, die man auf der Straße sammelt.«

»Ich weiß, wovon Sie sprechen«, erwiderte Forrest, sah an sich herab. »Sehen Sie mich an, ich trage einen Mantel, den noch nicht einmal "Columbo" anziehen würde, der Schal um

meinen Hals ist fast so alt wie ich, die aus Leinen bestehende Flatterhose zog ich wegen der gebotenen Eile an. Trotzdem ist meine Wenigkeit beim "BPD". Nehmen Sie es mir nicht übel junger Mann, aber der Spruch, dass Kleider Leute machen, trifft nicht immer zu. Schauen Sie sich unseren letzten Präsidenten an«, erklärte er dem Kollegen, ohne ihn zu sehr zu tadeln.

Die zwei Cops bedankten sich für die gewährte Raucherpause, machten sich auf, um zu gewährleisten, dass Gerichtsmedizin und Spurensicherung bald eintreffen würden. Forrest umkurvte den Swimmingpool, drückte nach dem kurzen Spaziergang seine Zigarre aus, betrat das Wohnzimmer und ging vor dem Toten in die Knie. Das Loch in dessen Hals war offensichtlich die Todesursache, er sah sich um, die Tatwaffe war nirgendwo zu entdecken. Behäbig begab er sich nach oben zum toten Hausbesitzer, am obersten Treppenabsatz staunte er nicht schlecht. Mit einem mal stand er in einem Raum, in dem er von einer äußeren Seitenwand des Gebäudes zur anderen blicken konnte. Forrest stieß einen leisen Pfiff aus. So eine Räumlichkeit hatte er noch nicht gesehen, selbst dort nicht, wo eine Million in Bar als Peanuts bezeichnet wurde. Er überlegte wie er das Zimmer seiner Frau, Betty, beschreiben könnte, doch ihm fielen keine Worte ein. Ein Billardtisch, Geldspielautomaten, ebenso einige Fitnessgeräte, zudem eine Tischtennisplatte, ein Roulettetisch, zwei edle Sitzecken und eine riesige Bar füllten die Etage aus. Ersichtlich war nur eines: Hier oben zählte nicht die Realität des Lebens, stattdessen waren Spaß, Sport, Spiel, Freizeit und Unterhaltung angesagt.

Ergänzt wurde das Stockwerk von einer Sauna, einem Bad, welches über eine ovale Badewanne verfügte, in der mehrere Leute Platz gefunden hätten. Hier fand der Detective den ermordeten Hausherrn. Er lag in der Wanne, war vollkommen durchnässt, wies die gleiche Verletzung wie der Leichnam im Erdgeschoss auf, doch es gab einen brutalen Unterschied: Dem Leichnam war unterhalb des Haaransatzes, so ziemlich am Ende der Oberstirn eine tiefe Schnittwunde zugefügt worden. Weshalb? War es vor oder "post mortem" geschehen? Der Detective ging in die Hocke, bückte sich nach vorn, betrachtete die Verletzung genauer, beugte sich weiter über den Wannenrand. Mit einem Schlag zuckte Forrest zusammen, fiel nach hinten auf seinen Allerwertesten, gleichzeitig löste sich bei dem Opfer die Schädeldecke vom Kopf, wie der Ermittler kippte sie nach hinten auf den Wannenboden.

Waterspoon stieß einen Fluch aus, spürte, dass ihm übel wurde, er kroch in eine Ecke und übergab sich. Am Waschbecken spülte er sich den Mund aus, wischte sich die Lippen mit einem Taschentuch ab, welches er fast immer bei sich trug. Noch einmal ließ er seine Augen durch das Badezimmer wandern, aber Kampfspuren konnte er keine ausmachen. Ein Blick auf seine Armbanduhr ließ ihn erneut ein Schimpfwort ausstoßen, noch immer war niemand von der Spurensicherung und Gerichtsmedizin eingetroffen. Er begab sich vor das Haus, zündete sich den zuvor ausgedrückten Zigarrenstummel an, schritt durch den Vorgarten an den nach wie vor anwesenden Cops vorbei, blickte nach links und rechts die Straße entlang. Er winkte die Police-Officers zu sich, mit denen er im Gebäude gesprochen hatte, erteilte

ihnen den Auftrag, die Nachbarn zu befragen, obwohl er sich nichts davon versprach. Gleich danach begab er sich zu dem Cop, der vor der Haustür festgewachsen zu sein schien. »Warum sind Sie ohne Kollegen da?«, fragte er ihn.

Der Streifenpolizist verzog das Gesicht. »Sorry, Detective, mein Partner wird jeden Moment auftauchen. Er holt uns von einer Tankstelle etwas zum Essen, wir sind schon den ganzen Tag unterwegs, schieben schon die ganze Woche eine Überstunde nach der anderen. So wie es aussieht, wird es auch heute eine lange Nacht.«

Waterspoon nickte verstehend, ließ ein verständnisvolles Lächeln folgen. »Schon in Ordnung, ich war nicht immer Detective, weiß wir es auf der Straße zugeht. Sie und Ihr Partner können Feierabend machen, sobald die Kollegen mit der Befragung der Nachbarn fertig sind.«

»Danke, Detective.«

Es verging noch etwas Zeit, dann war es endlich soweit: Gerichtsmedizin und Spurensicherung trafen nacheinander im Abstand von wenigen Minuten am Tatort ein.

Ω

Peter Brandon, Pathologe beim "Bostoner Police Department", zugleich, nach anfänglich mehreren diversen Annäherungsschwierigkeiten, inzwischen ein Freund des Ermittlers, betrat das Büro des Detectives ohne anzuklopfen. Es hatte seine Gründe: Zum einen schob der Facharzt den im Rollstuhl sitzenden Partner Forrests in den Raum, zum anderen waren er und Jesse Owens immer früher zugegen als es der Detective zu tun pflegte.

»Sie schon hier?«, staunte Peter.

»Guten Morgen, Boss«, begrüßte Jesse seinen Mentor, dem er zu verdanken hatte, dass er trotz seiner Behinderung im Polizeidienst bleiben konnte.

Forrest hob seine Hand, streifte mit ihr wie ein gelangweilter General an seiner Schläfe vorbei. Morgen, Jungs«, erwiderte er den Gruß Jesses, wandte sich sogleich an Peter: »Na, am Tatort eine lange Nacht gehabt?«

Der Pathologe schob Jesse neben seinen Arbeitsplatz, der sich gleich darauf aus dem Rollstuhl auf seinen Bürostuhl hievte, während Peter sich einen Stuhl heranzog, dabei gierig auf die fast noch volle Kaffeekanne sah. Er goss für Jesse und sich einen Pott ein, Forrest hatte sich bereits bedient, kam mit den Getränken zurück an den Schreibtisch und nahm Platz. »Gar nicht mal«, ging er auf die Frage des Detectives ein, schob eines der Getränke Jesse zu.

»Was kannst du mir schon sagen?«, hoffte Forrest auf erste Details, die ihn in der Folge zu weiteren Ermittlungsergebnissen führen könnten.

»Tut mir leid, ich habe praktisch noch nichts, kann nur Vermutungen anstellen«, erwiderte Peter.

Forrest verzog das Gesicht missbilligend, aber dafür war er auf dem Revier bekannt. Er ließ einen tiefen Seufzer los, entspannte sich, fing in von ihm gewohnter Manier laut zu denken an: »Ich zähle jetzt nicht auf, könnte es gar nicht, wie viele Leichen in welchem Zustand ich schon gesehen habe. Das einer die Kopfdecke wegfällt, ist allerdings auch für mich neu gewesen. Deshalb die Frage: Wie lange dauert so eine Prozedur?«

»Sie meinen auf diese Art einen Kopf zu öffnen?«, bohrte Peter nach, erhielte eine zustimmende Geste. »Es gibt mehrere medizinische Geräte, überwiegend wird der Schädelbohrer verwendet. In unserem Fall kam etwas ähnliches wie ein Trennschleifer zum Einsatz. Ich schätze maximal zehn Minuten wird es gedauert haben. In diesem Zusammenhang kann ich etwas sagen, allerdings weiß ich nicht, ob Sie damit etwas bei Ihren Ermittlungen anfangen können. Die Schädeldecke wurde zum Teil ziemlich professionell, stellenweise amateurhaft durchgeführt. Die Gehirnmasse ist unauffindbar, könnte sich bis zu einem gewissen Grad im Abfluss befinden. Komplett niemals!«

»Der Täter hat das Gehirn des Opfers mitgenommen?«, erkundigte sich Peter erschüttert.

»Sieht so aus«, bestätigte der Pathologe. »Die Spurensicherung konnte diesbezüglich nichts finden.«

»Als ich den Toten sah, habe ich mich sofort gefragt, weshalb er durchnässt war, die Antwort darauf ist nun klar: Er hat Blut und Gehirnmasse mit dem Duschkopf weggespült«, beantwortete sich Forrest eine seiner unerwähnten Fragen vom Vortag. Er dachte kurz nach, äußerte zwangsläufig die

Frage, die im Raum stand: »Was zum Teufel will jemand mit einem Gehirn? Ist das ein Ritual einer Sekte, soll es eine moderne Form von Kannibalismus darstellen?«

»Vielleicht will jemand eine andere Art von Hirnforschung betreiben«, warf Jesse ein.

Peter Brandon trank seinen Kaffee leer, erhob sich. »Das sind Fragen, die von euch beantwortet werden müssen. Ich für meinen Teil begebe mich in mein Reich, damit ich Antworten zu den Todeszeitpunkten geben kann. Wer weiß, was ich bei den Autopsien noch in Erfahrung bringe«, sagte er, wünschte Jesse und Forrest einen schönen Tag und verschwand.

»Peter hat dir erzählt, wie es am Tatort aussah?«, fragte Forrest seinen Partner, erhielt ein Nicken. »Jede Wette, der Hausherr, er ist der, dem der Schädel aufgeschnitten wurde, starb früher als der Mann im Erdgeschoss«, meine der Detective im Brustton der Überzeugung.

»Was macht dich so sicher, Boss?«, erkundigte sich Jesse.

Der Ermittler erklärte prompt: »Wenn der Tote im Erdgeschoß als erster umgebracht worden wäre, hätte der Hausherr entweder zu fliehen beziehungsweise die Notfallzentrale anzurufen versucht oder um sein Leben gekämpft. Es gab keine Kampfspuren, was die Frage aufwirft, ob Opfer und Mörder sich kannten.«

»Womit mein Job feststeht: Alles über den Ermordeten und sein Umfeld herauszufinden.«

»So sieht es aus«, stimmte Forrest zu.

Haben wir Zeugen, die etwas ungewöhnliches bemerkt haben«, stellte Jesse eine weitere Frage.

»Ich war dort, bis die Streifenpolizisten die Befragung abgeschlossen hatten. Die Hälfte der Anwohner in der Straße befindet sich in der Klinik, die Hälfte von der anderen Hälfte lag krank im Bett, der Rest hat nichts mitbekommen«, antwortete Waterspoon.

Jesse fuhr den Computer hoch, der Detective stellte sich ans Fenster, öffnete es, sah kurz in den Hinterhof und zündete sich traditionell eine Zigarre an. Meistens fing er in solchen Augenblicken wie zuvor laut zu denken an, doch diesmal sagte er kein Wort, sondern dachte über die Verbrechen nach. Was um Himmelswillen trieb jemanden an, falls es das Motiv des Mörders war, an ein menschliches Hirn heranzukommen, fragte er sich. Klinische Studien, Kannibalismus und Sektenkult kamen zwar durchaus in Frage, aber Forrest kamen diese Beweggründe zu unrealistisch vor, da die Kapitalverbrechen ansonsten mit sehr großer Wahrscheinlichkeit nicht im Gebäudes des Hausbesitzers begangen worden wären. Nun hätte man durchaus die Meinung vertreten dürfen, die Corona-Pandemie und der Lockdown würden dazu beitragen, den Fall schneller aufklären zu können als andere Tötungsdelikte im normalen Alltag, doch das Gefühl des Detectives weigerte sich diese positive Ansicht zu teilen.

Forrest hatte Zweifel, wusste jedoch schon jetzt, dass der Morddezernatsleiter, Joshua Jason Calbott, ihn genau mit diesem Argument bald konfrontieren könnte, wenn Erfolge bei den Ermittlungen ausbleiben sollten. Er ließ Jesse allein und fuhr noch einmal zum Tatort.

Ω

Forrest hatte sich bei der Spurensicherung die Hausschlüssel besorgt, entfernte an der Tür die Versiegelung und trat in das Gebäude. Zwischen Tür und Angel blieb er stehen, sah auf den Fleck Erde vor der Haus, wo er am Vorabend von dem Cop informiert wurde, auf welches Bild er sich im Innenbereich einstellen sollte.

Der Detective begab sich nach oben ins Bad, anschließend blieb er im Erdgeschoss neben der Stelle stehen, auf der Adrian, dessen Identität bis zur Stunde noch nicht geklärt war, sein Leben verlor. Wie zuvor im ersten Stock stellte sich Forrest vor wie der Ablauf der Morde gewesen sein könnte. Fest stand, die von der Spurensicherung hinterlassenen Markierungen belegten es, dass Adrian nach dem Stich in den Hals zusammengebrochen sein musste, praktisch direkt an dem Ort starb, an dem er tödlich verletzt worden war. Waterspoon schloss fast gänzlich aus, dass der Ermordete im Erdgeschoss von dem Toten eine Etage über ihm wusste. Wäre es anders, hätte er entweder die Polizei verständigt oder das Haus fluchtartig verlassen. Dafür sprach auch, dass er nach der Entdeckung des Toten die Cops über den Festnetzanschluss oben verständigen hätte können. Seine Unkenntnis über die Leiche im Badezimmer wurde zudem durch den Umstand belegt, dass sich das Telefon im Erdgeschoss in einem anderen Raum befand. Somit blieb nur die Möglichkeit, dass Adrian abhauen wollte, doch er lag vor der Tür zur Terrasse und der Garten besaß keinen Hinterausgang, stellte eine Sackgasse dar, aus der es kein Entkommen gab. Forrest nickte unmerklich, folgerte, dass der getötete Mann im Erdgeschoss unglaubliches Pech gehabt hatte. Für einen kurzen

Moment sah Waterspoon Adrian wieder vor seinen Füßen liegen, überdachte verschiedene Szenarien. Da nichts auf einen Einbruch hindeutete, in keinem Zimmer irgendein Fach so aussah, als ob es von einem Dieb durchwühlt worden wäre, kam er zu dem Schluss, dass der scheinbar vor ihm liegende Tote das Opfer in der oberen Etage entweder gekannt hatte oder aus Zufall die Chance sah, vor Ort etwas mitgehen lassen zu können. Den Widerspruch zu seiner ersten Theorie bildete das pompös eingerichtete Gebäude. Es war von einem Wohlhabenden bewohnt worden, im Gegensatz dazu schien die Leiche im Erdgeschoss eine deutlich ärmele Gestalt gewesen zu sein. Dafür sprach allerdings die Aussage des Cops, der wissen wollte, dass der Erstochene aus Roxbury stammte. Forrest konnte sich nur schwer vorstellen, dass ein Einbrecher aus dem Stadtteil bis fast an die südliche Grenze von Dorchester wandern würde, um vor Ort geplant oder wegen einer günstigen Gelegenheit einen Diebstahl durchzuführen. Die Überlegung, die Opfer könnten sich gekannt haben, gewann bei ihm deswegen die Oberhand. Die Möglichkeit ließ außerdem den Schluss zu, dass der Erstochene im Wohnzimmer dem Täter vor oder nach dem Mord in die Quere gekommen war und von ihm überrascht wurde. Eines gestand sich Waterspoon ein: Wegen all den Gedankenspielen hatte er sich nicht erneut an den Tatort begeben, sondern aufgrund der Suche nach der für ihn so wichtigen Antwort, weshalb die Tötungsdelikte in ihrer brutalen Form ausgerechnet hier geschehen waren. Sein Instinkt befand sich nämlich genau deswegen im Alarmzustand. Dabei wollte es Forrest nicht belassen, deswegen fing er damit

an, was ein vermeintlicher Dieb getan hätte. Er blickte in alle Schränke, sah in jede Schublade, stieß mittendrin auf ein Fotoalbum, welches er durchzublättern begann. Viele Bilder waren in Boston gemacht worden, ein Drittel der Fotos entstand an Orten, von denen Forrest nicht hätte sagen können, wo sie lagen. Eine ältere Aufnahme weckte sein Interesse, sie zeigte die beiden Mordopfer im "Boston Public Garden" vor der "George-Washington-Statue", unverwechselbar in einer freundschaftlicher Haltung. Eine Antwort hatte Waterspoon damit gefunden, die Ermordeten kannten sich, schienen seit vielen Jahren befreundet gewesen zu sein. Die Erkenntnis beruhigte den Detective in keiner Weise, im Gegenteil: Das Warnsignal in seinem Kopf verwandelte sich in eine andauernd heulende Sirene. Zwar konnte er es im Augenblick nicht beweisen, aber er war sich nun sicher, dass der Tote im Erdgeschoss zur falschen Zeit am falschen Ort erschienen war. Der Ermittler sollte erst später erfahren, dass er mit der Schlussfolgerung komplett daneben lag.

Ω

Da Jesse Owens wie ein kleines Kind strahlte als Waterspoon das Büro betrat, wusste der Detective sofort, dass sein Partner erfreuliche oder zumindest interessante Neuigkeiten für ihn parat hielt. Forrest entledigte sich des Mantels, goss sich einen Kaffee ein, nahm auf seinem ächzenden Stuhl Platz und sah ihn erwartungsvoll an. Jesse Owens war inzwischen soweit in die Erwartungen des Detectives eingetaucht, dass er wusste, was von ihm verlangt beziehungsweise erwartet wurde.

»Boss, ich habe nicht das Weihwasser vorrätig, aber der Kelch mit Messwein ist gefüllt. Opfer Nummer eins war der Hausbesitzer, zumindest gehst du davon aus, oder?«

»Ich war nochmal vor Ort, ja, in meinen Augen ist es so«, bestätigte Forrest die Annahme.

»Okay, zwei Sachen fallen auf: Der Hausbesitzer ist in den Polizeiakten ein unbeschriebenes Blatt, keine Vorstrafen und Anzeigen. Er war, anders lässt es sich kaum beschreiben, ein kleiner "Workaholic", der mehr oder weniger imstande dazu war, jeden Mist zu Gold verwandeln zu können. Beachtenswert: Eben auf legale Weise. Durch die Aussage des Streifenpolizisten und der am Tatort angefertigten Fotos konnte ich Opfer Nummer zwei definitiv und problemlos identifizieren. Adrian Polowski, eigentlich ein unbeschriebenes Blatt, von einigen kleinen Delikten abgesehen. Jedenfalls war er eine kleine Nummer, so wie es aussieht, weder kriminell, privat oder gar beruflich erfolgreich. In unserem Jargon, ein sogenannter Pechvogel, der hin und wieder einen Diebstahl beging, um zu überleben. Eigentlich traurig, dass es in einem Land wie dem unseren zu so etwas kommen kann. Gesichert

ist, er und der Besitzer des Gebäudes gingen gemeinsam zur Schule, kannten sich seit Jahren, waren Freunde. Womit ich sagen will, die Annahme eines Einbruchs von Opfer Nummer zwei bei Opfer Nummer eins dürfte von daher ziemlich unwahrscheinlich sein.«

Forrest hob anerkennend den Daumen, sagte: »Deine bisherigen Recherchen bestätigen meine derzeitig unbelegbaren Annahmen.«

»Darf ich erfahren wie diese lauten?«, fragte Jesse, was er eigentlich nicht hätte tun müssen, da er von Waterspoon so oder so aufgeklärt worden wäre.

Forrest überdachte seine Überlegungen, entgegnete: »Der Hausbesitzer erwartete diesen Adrian, unabhängig davon, was sie trotz Lockdowns zusammen vorhatten. Wie vereinbart erschien Adrian, doch dieser Lukas sowieso war da schon tot. Adrian, konnte es nicht wissen, sah sich zu seinem Pech um, suchte nach seinem Kumpel, lief dem Mörder mehr oder weniger ins offene Messer. So sehe ich es und frage mich, ob es ein Zufall ist, dass der Täter auf einen Schlag zwei Menschen umbringt.«

Jesse lehnte sich in seinem Stuhl zurück, schüttelte den Kopf. »Sorry, Boss, aber manchmal kann ich dir beim besten Willen nicht folgen.«

»Der Mörder vollbringt die Tat, schändet sein Opfer, allein diese Prozedur hat Zeit in Anspruch genommen. Ich meine, Täter und Opfer werden trotz aller Konflikte ein paar Worte miteinander gewechselt haben, bevor sich der Mord ereignete. Selbst wenn nicht, ist Adrian tatsächlich nur ein Kollateralschaden, damit der wahnsinnig erscheinende Mörder

unerkannt entkommen kann? Ich weiß nicht warum, aber mir kommt es vor, als ob der Täter darüber im Bilde war, dass der Hausbesitzer Besuch bekommt.«

Jesse kratzte sich am Hinterkopf. »Worauf beruht die Vermutung?«

»Opfer zwei, also Adrian, lag vor der Terrassentür, ein eindeutiger oder zumindest nachvollziehbarer Hinweis, dass er auf der Suche nach Lukas war. Nicht etwa oben in der ersten Etage, sondern eben zuerst unten. Er hatte nichts zu befürchten, aus seiner Sicht musste sich sein Gastgeber im Erdgeschoss befinden, vielleicht nahm er an, dass sein Freund in den Swimmingpool gesprungen war. All das ist unwichtig, es gab für Adrian jedenfalls keinen Grund, sofort besorgt in den ersten Stock zu rennen. Er sah sich deshalb in aller Ruhe um, lief dem Täter sozusagen in die Arme.«

»Angenommen, du hast recht, welche Schlüsse ergeben sich daraus?«, erkundigte sich Jesse, klang dabei nicht überzeugt, allerdings lernbegierig.

Forrest seufzte, erhob sich, brachte Jesse einen Kaffee, vergaß den seinen nicht und stellte sich ans Fenster. Die Zigarre kam sogleich dazu. Waterspoon blickte einen Moment in die Richtung des Ozeans, der sich hinter den Gebäuden vor seinen Augen versteckte. »Schau dir das Vorgehen des Täters an, er handelt geplant, sadistisch, grausam. Alles in allem wirkt alles sehr geplant, warum sollte er mittendrin einen Menschen umbringen, der aus seiner Sicht zufällig am Tatort erscheint? Er hätte ihn bewusstlos schlagen können, aber nein, er schlägt erneut tödlich zu. Irgendwie passt das nicht zusammen«, erklärte er.

Jesse leuchtete das Gehörte ein, nur gefiel es ihm nicht sonderlich. Im Gegensatz zu sonst, hatte sein Mentor zwischen den Sätzen ein ungewohntes und unhörbares wenn und aber von sich gegeben, was er von Forrest nicht kannte. Deshalb erlaubte er sich einen Protest, so war es ihm von Forrest beigebracht worden: »Die Möglichkeit, dass der Täter von Anfang an plante, zwei Menschen zu töten, erscheint mir unwahrscheinlich.«

Nun fragte Waterspoon: »Warum?«

»In dem Fall hätte der Mörder wissen müssen, dass sich Opfer A und B zu treffen beabsichtigten«, argumentierte Jesse logisch, fügte hinzu: »Außerdem, warum den einen so übel zurichten, den anderen fast unangetastet umbringen?«

Waterspoon fuhr sich über sein unrasiertes Gesicht. Glücklicherweise hatten die Gesichtshaare noch keine graue Färbung angenommen, waren deswegen auf seiner dunklen Haut fast noch unsichtbar. Wobei, ob rasiert oder nicht, den Kapitalverbrechern in Sachen Tötungsdelikt war es in dem Augenblick ihrer Festnahme egal, von welchem Gesicht sie verhaftet wurden: Rasiert oder nicht, in beiden Fällen drohten ihnen ein langfristiger Aufenthalt hinter schwedischen Gardinen, die selbst in den Vereinigten Staaten nicht mit schicken Stores verwechselt werden konnten. »Genau deswegen müssen wir alles über das soziale Umfeld der beiden Ermordeten herausfinden. Sorry, du musst es in Erfahrung bringen. Irgendwo dazwischen muss es einen Hinweis geben, der uns zum Mörder führen könnte«, zeigte sich Forrest in dieser Hinsicht überzeugt.

»Ich gebe mein Bestes«, versprach Jesse.

»Das weiß ich, Jesse, auch ist mir bewusst, dass du in dieser Hinsicht mir absolut überlegen bist. Trotzdem eine Bitte: Suche nicht an der Oberfläche. Die beiden waren laut deiner Nachforschungen Freunde, können sich regelmäßig getroffen haben. Uns interessiert nur, wer davon gewusst haben kann. Für mich steht fest, weder Tatort noch Opfer sind ein Zufallsprodukt. Dahinter stecken ein Plan und Ziel, nur wie sehen diese aus?«

»Könnte es etwas mit der Hirnentnahme zu tun haben?«

Forrest runzelte die Stirn, dachte an das Erlebnis im Bad des ermordeten Hausbesitzers zurück, zuckte mit den Schultern. »Ich weiß es nicht, aber auszuschließen ist es keineswegs. Womöglich steckt dahinter sogar das Hauptmotiv.«

»In der Hirnmasse des Toten«, staunte Jesse.

»Nein, in der des Mörders!«, antwortete der Detective.

Ω

Forrest hatte wieder einmal eine Midlifecrisis bezüglich seines Jobs. Zuletzt, es lag noch nicht so weit zurück, waren er und seine Behörde von der Regierung verraten und im Stich gelassen worden. Davor war er in einen Fall verwickelt gewesen, der sogar Auftragsmördern einen Aufenthalt in Boston gewährte, der ihm zudem einen großen persönlichen Verlust in Form seines getöteten Freundes Adam beschert hatte. An noch frühere Zeiten wollte er gar nicht mehr denken, denn obwohl die Kriminalitätsrate in Boston deutlich unter dem Durchschnitt anderer Metropolen in den Staaten lag, kam er sich mitunter wie im Wilden Westen vor.

Wie der Großteil der Bevölkerung trug er im Freien einen Mundschutz, den er wie Jesse, nur im Büro und zuhause abnahm. Dabei trug er die Maske nicht wegen der Ansteckungsgefahr für seine Person, eher um zu vermeiden, andere zu infizieren. Forrest fühlte sich körperlich wohl, sah er von den Kilos ab, die er mit sich herumtrug und der Fitness, die ihm nach einem Sprint von zwanzig Metern zu schaffen machte. Geschah es, bekam er schwer Luft, glaubte, ein meilenlanger Dauerlauf würde hinter ihm liegen. Ihm war bewusst, sich gesünder ernähren zu müssen, ebenso die Tatsache, dass er trotz Job sich viel zu wenig bewegte. Letzteres stimmte zwar nur bedingt, denn er legte fast täglich unzählige Meter zurück, allerdings in einer Manier, die noch nicht einmal halbwegs das Niveau eines gemütlichen Spaziergangs erreichte. Im Grunde schlenderte er immer in einem Tempo dahin, welches ein paar Kollegen dazu verleitet hatte, zu behaupten, eine Schnecke würde ihn auf einer Strecke

von einem Meter zweimal überholen. Das Gerede war dem Detective egal, was ihn wurmte, war, dass er Gefahr lief, aufgrund seiner Kondition bei einem Großeinsatz zu einem Unsicherheitsfaktor zu werden. Wie schon häufiger und bis dato vergebens, nahm er sich vor, etwas für seinen Körper zu tun, fuhr mit seinem alten Vehikel nach Feierabend nach Hause. Hier wollte er als erstes ansetzen und so oft es sich umsetzen ließ, zu Fuß zur Arbeit ins Department gehen.

Während der Heimfahrt staunte Forrest Waterspoon: Es war schon beeindruckend, ebenso beängstigend, wie so ein Lockdown eine Metropole in der Größe Bostons nahezu lahmlegen konnte. Boston lebte, wirkte jedoch im Gegensatz zu sonst auf merkwürdige Art leblos. Natürlich waren Menschen unterwegs, aber der Verkehr lag mehr oder weniger brach, Restaurants, Kinos und sonstige Vergnügungsstätten hatten geschlossen. Einige Lokale boten zwar Speisen zum Mitnehmen an, aber das war eben nicht dasselbe, wie mit Freunden Essen zu gehen und sich bedienen zu lassen. Die fast gänzlich menschenleeren Bürgersteige vermittelten ihm ein sonderbares, beinahe schon surreales Gefühl, dass ihn mehr an einen Katastrophenfilm aus Hollywood erinnerte, anstatt das Gesehene als Realität empfinden zu können. Die Leblosigkeit und Leere ließen seine Gedanken zwangsläufig zu den Mordopfern nach Dorchester wandern, obwohl er in seinem Wagen saß und nach Back Bay unterwegs war. Aus seiner Sicht entsprach der Tatort irgendwie einem Fleck, der in Bezug auf die Ermittlungen kaum ungünstiger liegen konnte. Keineswegs übertrieben: In Boston existierte kaum noch eine Hauptstraße, in der keine Überwachungskameras

standen. Als ob der Teufel eine Wette gewonnen hätte, es so sein müsste, auf einen Teilbereich der "Neponset Avenue" in der Nähe der Verbrechen und selbstverständlich auf den Tatort selbst traf es nicht zu. Der Detective fragte sich, ob dem Täter dieses Detail bekannt war und ob es ermittlungstechnisch überhaupt von Bedeutung sein könnte. Eine andere Frage behielt Forrest vorläufig für sich, nämlich die, ob weitere Tötungsdelikte dieser Art zu befürchten waren. Glücklicherweise deutete nichts darauf hin, schon deshalb hatte er sich zu diesem Punkt nicht laut geäußert. Wäre es ihm vor seinem direkten Vorgesetzten, Morddezernatsleiter Joshua Jason Calbott, über die Lippen gekommen, ohne Zweifel, der Mann hätte ihm nach den letzten Mordfällen in der Stadt die Pest an den Hals gewünscht.

Andererseits kam Waterspoon um eine Tatsache und Berufserfahrung nicht herum. Die Tat in Dorchester, insbesondere die am Hausbesitzer, damit das verschwundene Hirn, besagten, dass er am Anfang einer Mordserie stand, die ihn und seine Behörde wieder einmal in den Medien der Lächerlichkeit preisgeben könnte. Erst recht wegen den Bedingungen, die den Ermittlungen zugrunde lagen. Forrest sah die Schlagzeile schon vor sich: "BPD unfähig einen Mörder auf Bostons leeren Straßen zu finden", so oder ähnlich würde es heißen.

Ω

Das Virus wütete immer weiter, dennoch wurde es von besonders dummen Menschen weiterhin geleugnet. Erst später kam eine Form von Gerechtigkeit zustande, indem einige der Leugner dem Erreger selbst zum Opfer fielen. Fakt war und blieb, die Telefone in den Notrufzentralen standen nicht still, die Kliniken waren überbelegt, das Gesundheitssystem stand nicht nur in den Vereinigten Staaten kurz vor dem Kollaps. Es fehlte an Särgen, Bestattungsinstitute waren komplett überfordert, sogar Leichentücher wurden knapp.

In dieser Hinsicht mussten sich die ermordeten Lukas und Adrian keine Sorgen machen, wobei es dem erstgenannten ohnehin schwergefallen wäre, besorgt zu sein, schließlich besaß er kein Organ mehr, dass ihn zum Denken hätte anregen können. Die beiden lagen in der Pathologie, dort in einem Tiefkühlfach, wodurch sie im Vergleich zu manch einem Coronatoten fast schon so etwas wie einen Logenplatz innehatten. Forrest Waterspoon hasste es, am frühen Morgen in der Pathologie erscheinen zu müssen, deshalb geschah es nur dann, wenn Peter Brandon ihn darum ersuchte. An diesem Tag war es bereits geschehen, bevor er im Präsidium zugegen war. Deswegen begab sich der Ermittler zähneknirschend direkt in die Pathologie, ohne vorher das Büro aufgesucht zu haben.

Peter zeigte an diesem Tag ein ungewohntes Mitgefühl für den Detective, ersparte ihm den Anblick des toten Hausbesitzers. »Auf die Minute kann ich es nicht sagen, aber der Mann starb ungefähr eine Stunde vor dem zweiten Opfer. Es beschwören wäre Unsinn, aber als Mordwaffe kommt mir so

dumm es klingt ein Weinflaschenöffner am Wahrscheinlichten vor. Jedenfalls muss es etwas Spiralförmiges gewesen sein. Die Halswunde deutet jedenfalls auf ein derartiges Werkzeug hin. Die Verletzung am Kopf habe ich bereits beschrieben, meinen Aussagen am Tatort gibt es nichts hinzuzufügen. Der Kopf wurde zum Teil mit Professionalität geöffnet, allerdings gibt es Stellen, die amateurhaft aussehen. Ach ja, die Wunden am Hals sind bei beiden ziemlich identisch«, erklärte Peter.

»Wieso dann die Unterschiede an der Schädeldecke?«, erkundigte sich Forrest.

»Nach Absprache mit der Spurensicherung lautet meine Theorie dazu: Der getötete Mann lag während der gesamten Prozedur der Schädelöffnung in der Badewanne, er wurde gedreht und angehoben, insgesamt gesehen, eine ziemlich mühsame Angelegenheit. Wenn man sich den Vorgang vorstellt, wurde der Trennschleifer öfter in anderen Körperhaltungen angesetzt, wodurch sich die Unregelmäßigkeiten erklären lassen.«

»Leuchtet ein, vorstellen möchte ich es mir dennoch nicht«, erwiderte Forrest angeekelt. War das alles? Hättest du mir das nicht am Telefon sagen können?« Kaum hatte der Detective die Fragen ausgesprochen, beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl.

Prompt wurde er von Peter Brandon gebeten, ihm zu folgen. Mit wenigen Schritten erreichten sie einen Nebenraum der Pathologie, in dem sich Kühlfächer und acht weitere Liegen aus Metall befanden. Forrest atmete tief durch, drei der Flächen waren belegt. Was er schließlich sogleich zu hören

und sehen bekam, machte ihn länger als sonst sprachlos. Der Spezialarzt begab sich zu der ersten abgedeckten Leiche, schlug das Leinentuch zurück, wiederholte den Vorgang bei den anderen. Vor dem dritten Leichnam blieb er stehen, deutete auf dessen Brust. Bei jedem Akt holte Forrest tief Luft. So lächerlich es sich anhören mochte, die Surrealität der Heimfahrt am Vorabend wurde in der kühlen Räumlichkeit bei weitem übertroffen. Es geschah nicht oft, doch der Detective musste kurz würgen, nachdem Peter die letzte Leiche aufgedeckt hatte, bei der es sich um eine Frau handelte.

Waterspoon trat auf einen Wink Peters neben ihn. »Alle Toten weisen die gleiche tödliche Verletzung auf. Sie wurden mit einem Stich in die Lunge getötet, die Mordwaffe könnte dieselbe sein, wie bei den ersten Opfern. Wie du siehst, ist den Ermordeten ebenfalls der Kopf geöffnet worden, die Geschichte hierzu ist makaber.«

Forrest kam sich wie in einem Gruselkabinett vor, hatte den ersten Schreck verdaut, fassungslos sah er von der Frau zu den leblosen Männern. »Ich ahnte es, dass es nicht bei zwei Toten bleibt«, drehte er sich Peter zu. »Wieso sind die Toten hier und nicht am Tatort?«

Peter Brandon erkannte, dass der Detective seine Fassung wiedergewonnen hatte, doch zugleich sah er eine an ihm bisher nicht gesehene Gesichtsfarbe an. Er zog ihn aus dem Raum, schritt mit ihm in sein kleines Büro, wo er ihm einen Kaffee vorsetzte, sich ebenfalls einen gönnte. Als er Forrest gegenüber saß, er mit dem Rücken zu seinem Schreibtisch auf einem Stuhl, der Detective vor ihm auf einem Hocker, mehr Platz stand in dem länglichen Zimmer nicht zur Verfü-

gung, ergriff er das Wort: »Die düstere Story zu den Toten ist schnell erzählt und wird wohl in die Kriminalgeschichte unserer Stadt eingehen, wenn sie publik wird. Die Leichen wurden laut meiner ersten Information in ein Begräbnisinstitut eingeliefert, angeblich handelte es sich bei ihnen um Corona-Opfer. Dort wurden ihre Verletzungen entdeckt, weswegen eine verständliche Aufregung entstand. Jedenfalls war der Bestatter so klug, informierte die Polizei. Ich erhielt gegen drei Uhr morgens einen Anruf, sollte die Toten hier in Empfang nehmen, wozu ich mich bereit erklärte. Nun wird es skurril: Als ich vor Ort eintraf, lagen die Leichen bereits nebenan. Ich habe Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt um zu erfahren, wer sie dort abgelegt hat, nichts dazu in Erfahrung gebracht. Der Sicherheitsbeamte an der Pforte wusste zwar Bescheid, aber er hat sich auf mein Erscheinen verlassen, sich nicht weiter darum gekümmert. Dann habe ich dich verständigt, muss dich auch darüber informieren, dass Jesse vermutlich immer noch zu Hause sitzt und darauf wartet, dass ich ihn abhole. Die Umstände ließen es bis jetzt nicht zu.«

»Das ist wohl im Augenblick das kleinste Problem. Ruf ihn an, dass ich in hole, danach reden wir weiter«, unterbrach sich Forrest, blickte auf seine Armbanduhr. »In einer Stunde in meinem Büro.« Forrest stellte den Pott Kaffee, den er die ganze Zeit in seinen Händen gehalten hatte, auf die nächstbeste freie Fläche. »Peter, dass du in deinem Job starken Kaffee brauchst, ist mehr als verständlich. Auf mich und meine Tätigkeit trifft es auch hin und wieder zu, besonders an Tagen wie diesen, aber bitte, die Brühe die du aufsetzt, könnte

einen Pottwal zu einem hyperaktiven Landtier machen. Spar ein wenig mit dem Kaffee, okay, zumindest, wenn du bei mir und Jesse im Büro eine Kanne aufsetzt. Die Toten, deine Kaffeemischung, mich wundert es, dass ich meinen Puls noch fühlen kann«, erhob sich Waterspoon. »Ich hole jetzt Jesse, muss ich vorher noch etwas wissen?«

»Nichts, was nicht warten kann, entgegnete der Pathologe.

Forrest nickte, hob die Hand zum Abschied, verließ Peters "Reich der Toten", die nun scheinbar sogar von unsichtbarer Hand herangekarrt wurden. Als Forrest in seinen Wagen stieg und hinter dem Steuer saß, holte er tief Luft. Das Erlebte ließ ihn den Kopf schütteln und ungewollt an Peters Vorgänger Neil Sesse denken, der vor rund drei Jahren für den Tod zahlreicher Menschen verantwortlich war, am Ende selbst den Löffel abgeben musste. Waterspoon glaubte nicht daran, dennoch hoffte er, dass sich Peter bezüglich der Todesfälle nichts zu Schulden kommen hatte lassen. Noch eine ein paar Stunden alte Überlegung holte ihn ein: Die gegebene Sachlage gab ihm recht: Wie er es bei den ersten beiden Ermordeten vermutete: Der Tote im Wohnzimmer, also Adrian, schien in der Tat ein Kollateralschaden zu sein, war zur verkehrten Zeit am falschen Ort aufgetaucht.

Ohne auf das Tempo zu drücken, holte Waterspoon Jesse ab, unterließ es ihm zu helfen, als er sich aus seinem Rollstuhl auf den Beifahrersitz hievte. Es war bewundernswert, wie sein Partner mit der Behinderung umging, auch soweit es ihm möglich war versuchte, selbständig zu handeln. Dazu gehörten die Bewegungen aus oder in den Rollstuhl. Jesse mochte sich nicht helfen lassen, keineswegs aus falschem

Stolz, eher, um den Glauben an sich nicht zu verlieren. Noch musste er sich gedulden und viel in seiner Freizeit trainieren, sowohl den Geist als auch den Körper. Beides betraf das Tragen einer Prothese, sie hatte ihm einen Rückschlag versetzt. Er saß im Rollstuhl, sah unversehrt aus, mit dem künstlichen Unterbein erst recht, doch genau das war ein Problem. Jesse hatte sich nämlich wiederholt gefragt, warum er das Ding seinem linken Beinstumpf antun sollte, wo er doch ohnehin nicht auf eigen Beinen stehen und laufen konnte. Auch Jesse war eben trotz seiner extrem positiven Einstellung nur ein Mensch, an dem psychologische Auswirkungen und Nebeneffekte nicht einfach so vorbeizogen.

Doch auch an diesem Tag begrüßte er Forrest mit einem Lächeln, was während der Fahrt zum Präsidium wegen der Themen über die Pandemie und die Morde ziemlich schnell verschwand. Sowohl der Detective als auch sein "Schüler", der Jesse als Partner von Forrest immer bleiben würde, waren sich einig, dass auch sie einer Corona-Infizierung nicht umgehen konnten. Sie gehörten zu den Leuten, die ständig mit Personen Kontakt hatten, egal, ob auf der Straße oder im Büro. Eine Ansteckung war somit nur eine Frage der Zeit, da der Überträger noch nicht einmal wissen musste, dass er den Erreger in sich trug. Die Hoffnung, dem Virus trotzen zu können, wobei Forrest als der Ältere vermutlich gefährdeter war, besaßen beide, ebenso den Wunsch, einen milden Krankheitsverlauf überstehen zu dürfen.

Waterspoon erzählte Jesse, was er von Peter Brandon zu hören bekommen hatte, meine: »Ich habe schon einiges im Department erlebt, aber ähnliches noch nicht.«

»Dann haben wir jetzt vier Tote mit geöffnetem Schädel, womit haben wir es zu tun? Das ist doch kein typisches Vorgehen eines Serienkillers«, entgegnete Jesse.

»Da wäre ich mir gar nicht so sicher«, erwiderte Forrest. Er sah kurz zu seinem Beifahrer, dann wieder auf die fast leere Straße. »Kannibalen, Blutsauger, Organjäger, es gibt nichts, was es nicht schon gab. Aber du hast recht, hier geht es um mehr als nur um einen Mörder, der nicht aufhören kann oder will. Ich habe mich nach Peters Schilderung gefragt, ob die Gräueltaten mit dem Virus im Zusammenhang stehen.«

»Die Tatzeiten sind jedenfalls kein Zufall, oder, Boss?«

»So sehe ich es, allerdings frage ich mich, wo zwischen den Morden und dem Virus eine Verbindung besteht.«

Ω

Forrest stand am Fenster seines Büros, rauchte eine Zigarre, aber sein Blick richtete sich nicht in den Hinterhof des Departments, sondern auf den am Schreibtisch sitzenden Pathologen Peter Brandon und auf seinen Partner Jesse Owens. »Wie kann jemand drei Leichen in die Pathologie bringen, ohne dass diese Person dabei gesehen beziehungsweise erwischt wird?«, stellte der Detective eine Frage in den Raum, die ihm keine Ruhe gab.

»Corona, Boss. Wir sind an allen Orten unterbesetzt. Außerdem hat die Pathologie einen separaten Zugang, ebenso eine eigene Zufahrt. Wer es derzeit darauf anlegt, kommt irgendwie rein, ohne Aufsehen zu erregen. Da unten gibt es aus Pietätsgründen, Geldnot und Sparauflagen zudem keine Kameras.«

Forrest sog an seiner Zigarre, blies den Rauch ins Freie, hob einwendend die Hand. »Überlegt doch mal«, gab er von sich, erklärte: »Mir leuchtet ein, dass niemand darauf erpicht ist, bei dem Transport von drei Leichen in die Pathologie dabei zu sein. Aber dass kein einziger Diensthabender davon Notiz nimmt, erscheint mir nicht nur merkwürdig, sondern halt ich für ausgeschlossen. Wieso konnten die Toten dennoch in Peters Arbeitsräume gelangen?« Der Detective erhielt keine Antworten, stattdessen blickte er in ahnungslose Gesichter. »Gehen wir den Ablauf gründlich durch«, schlug Forrest daraufhin vor, sah den Pathologen an. »Du erhältst einen Anruf, der dich über die Leichen informiert, die du in Empfang nehmen sollst. Was geschah danach?«

Peter fuhr sich mit den Fingern durch das Haar, antwortete: »Ich habe mich sofort auf den Weg gemacht, wie gesagt,

die Leichen lagen schon da. Deswegen bin ich sofort an die Pforte, fragte, wer sie dort hingebracht hatte, er ging davon aus, ich wüsste es. Laut seiner Aussage war er mitten in der Nacht per Telefon über die Lieferung der Leichen informiert worden, damit war die Sache für ihn erledigt.«

Waterspoon legte seine freie Hand aus sein stoppeliges Kinn, überlegte einen Moment. Er sah währenddessen zu Boden, schüttelte unmerklich den Kopf, wandte sich schließlich an Jesse: »In einem Bestattungsinstitut werden drei erstochene Tote mit geöffnetem Schädel gefunden, wie wahrscheinlich ist so etwas?«

»Meiner Ansicht nach gar nicht«, meinte Jesse.

»Weshalb?«, bohrte Forrest nach.

»Ich gehe davon aus, dass schon bei dem ersten Ermordeten und Entstellten es zu einer entsprechenden Reaktion gekommen wäre, nachdem seine Verletzung entdeckt wurde. Anrufe bei der Polizei, Einschaltung des Morddezernats, das ganze Programm eben. Es waren jedoch drei Leichen, aber in dieser Hinsicht scheint sich nichts getan zu haben.«

»Genau«, bemerkte Forrest zufrieden, da er Jesses Analyse zutreffend war. Er drehte den Kopf zu Peter. »Du mein Lieber, bist offenbar mächtig verarscht worden. Nicht in Bezug auf die Opfer, sondern was den Anrufer betrifft. Dich hat weder ein Begräbnisunternehmen oder ein Cop angerufen, nein, du hast mit dem Mörder oder seinem Komplizen gesprochen!«, stellte er fest, wobei sein letzter Satz keinen vorwurfsvollen Ton enthielt.

Jesse nickte zustimmend, erkannte dass Peter der Aussage des Ermittlers nicht ganz folgen konnte, ergänzte: »Ja, da hat

dich jemand ganz schön hochgenommen, allerdings damit auch meinen Lehrmeister, mich, eigentlich das ganze Mord-dezernat«, stimmte er der Ansicht seines unmittelbaren Vorgesetzten zu.

»Ihr glaubt wirklich, der Täter oder ein Komplize waren am Werk?«

Forrest und Jesse nickten einhellig, der Detective führte erläuterte: »Ja, Peter, wir scheinen es wieder einmal mit einem Täter zu tun zu haben, der davon überzeugt ist, klüger als wir zu sein. In welcher Reihenfolge ist egal, er ruft dich und das Department an. Dem Wachhabenden gibt er vor, mit dir gesprochen und abgemacht zu haben, im Leichenschauhaus Leichen abzuliefern. Der Diensthabende, froh darüber, sich aus der Sache raushalten zu dürfen, nimmt es zur Kenntnis, dein späteres Erscheinen vermittelt ihm den Eindruck, korrekt vorgegangen zu sein. Wenn du so willst, war dein Auftauchen für den Anrufer und den Cop an der Pforte fast so etwas wie ein Alibi. Die drei Leichen haben sich nie in einem Beerdigungsunternehmen befunden. Ich gehe davon aus, sie wurden nach der Tat irgendwo zwischengelagert, dann zu dir gebracht. Du musst so schnell wie möglich herausfinden, wann die Leute gestorben sind.« Erneut wandte sich Forrest an seinen Partner. »Jesse, versuch den Cop von der Nachtschicht zu erreichen, er wird uns hoffentlich sagen können, mit welchem Fahrzeug die Opfer hergebracht worden sind. War es ein Leichenwagen, Krankenwagen, was auch immer, ich hoffe und rate ihm, dass er es weiß.« Der Detective trat an der Schreibtisch, drückte den Stummel seiner Zigarre aus, äußerte einen weiteren Gedanken: »Eine Frage beschäftigt

mich, wer kennt sich in der Pathologie so gut aus, dass er mir nichts dir nichts weiß, wo er die Toten abzulegen hat?«, sagte er, sah seine Kollegen und Freunde an.

»Kennt man ein Leichenschauhaus, kennt man alle«, vermutete Jesse.

Forrest sah zu Peter. »Ist es so?«

Der Pathologe verneinte, ergänzte: »Es mag auf Räumlichkeiten dieser Art zutreffen, die sich in kleineren Städten befinden. Sie wollen darauf hinaus, dass die Ermordete von einer Person abgeliefert wurden, die sich im meiner Pathologie auskennt?« Der Detective nickte. »Bedenke, dass der Lieferant womöglich Zeit genug besaß, um sich umsehen zu können.«

»Was wäre, wenn er dazu nicht die Gelegenheit hatte?«, konterte der Detective.

Peter Brandon verzog das Gesicht. »Da die Leichen im Nebenraum lagen, wusste er wohin mit ihnen. Es bedeutet, erkannte sich aus, was nicht zwangsläufig heißt, dass ich den Täter oder Komplizen kennen muss«, entgegnete er.

Kurz darauf verließ der Pathologe das Büro, versprach, sich sofort zu melden, wenn es etwas Neues geben würde, mit dem Hinweis, dass er am Nachmittag die Laborergebnisse zu den ersten beiden Opfern erwartete.

Die Infizierung

Wie überall auf der Welt, waren die Einwohner Bostons über den Lockdown alles andere als glücklich. Manche Leute sahen ihn als notwendig und richtig an, andere fühlten sich bevormundet und eingesperrt, letztlich gab es auch noch die Personen, welche eine Existenz der Pandemie leugneten. Sie begriffen nicht, dass es schlichtweg unmöglich war, tausende Schauspieler als Patienten für Kliniken zu engagieren, kein Wunder also, dass sie damit anfingen, die verrücktesten Verschwörungstheorien zu verbreiten. Die Behauptung, dass es überhaupt keinen Covid-Virus gäbe, musste bei vernünftig Denkenden zwangläufig zu dem Fazit führen, die an Corona im besten Lebensalter Verstorbenen wären freiwillig über Bord gegangen und die Älteren hätten ohnehin keine Lebenslust mehr verspürt. Fakt war, die Regierungen vieler Staaten waren mit der Situation überfordert, fast niemand wusste, wie vorgegangen werden sollte. Eines war bereits absehbar: Dass die Lockdowns das Gesundheitssystem, Ärzte und Pflegekräfte entlasteten, würde irgendwann keine Rolle mehr einnehmen.

Cliff Morrison sah seinen Gesprächspartner an, ging sogar noch weiter: »Du wirst sehen, wenn die Pandemie überstanden ist, beginnt erst das Gebrüll. Hinterher wird jeder klüger sein, behaupten, habe ich doch gleich gesagt. Egal, wer, es kommt garantiert so, die Nörgler und Kritiker wissen im Nachhinein wie immer alles besser«, zeigte er sich von den Folgen der Seuche überzeugt.

»Das ist unser Los, Cliff. Diesmal betrifft es allerdings auch die Politik, nur sind wir noch nicht soweit. Was denkst du, wie lange braucht es zum Impfstoff?«

Cliff zuckte mit den Schultern. "Es gibt gewisse Erfahrungen mit schweren Atemwegsinfektionen, die SARS-Epidemie von 2002/2003 kann uns helfen, aber zaubern kann niemand. Mit viel Glück könnten wir bis zum Herbst ein Serum haben«, bezog er sich auf die zurückliegenden Ereignisse.

Zwar waren diverse Details auch nach fast zwei Jahrzehnten ungeklärt, doch die Weltgesundheitsorganisation ging davon aus, dass die Epidemie am 16. November 2002 ausgebrochen war.

Der erste Erkrankte war demnach ein Bauer aus der Stadt Foshan in der Provinz Guangdong, dessen Leiden von den örtlichen Ärzten als "atypische Lungenentzündung" klassifiziert wurde. Andere Quellen berichten, die drei ersten Infizierten seien auf Wild spezialisierte Küchenchefs gewesen. Gesichert ist, dass ein 33-jähriger Koch aus Shenzhen Ende November mit Krankheitssymptomen in seine Heimatstadt Heyuan reiste und Anfang Dezember im dortigen städtischen Krankenhaus behandelt wurde. Während seines stationären Aufenthaltes infizierte er einschließlich des Krankenwagenfahrers acht Klinikangestellte. Sein Zustand verschlechterte sich trotz intensiver medizinischer Behandlung und bald war offensichtlich, dass er an einer neuartigen Krankheit litt. Man verlegte ihn in ein Krankenhaus in Guangzhou und im Januar 2003 in das Zhongshan Memorial Hospital in derselben Stadt. Dort steckte er binnen kürzester Zeit 13 Mitarbeiter an. Unter ihnen war auch der 64-jährige

Oberarzt und Lungenspezialist Liu Jianlun, der Mitte Februar erkrankte. Die chinesische Regierung erließ derweil Beschränkungen für die örtliche Presse und zensierte Berichte über die Krankheit. Informationen bezüglich der Infektionen gelangten zunächst nicht über die Grenzen Guangdongs hinaus. Zudem verzögerte man die notwendige Benachrichtigung der WHO und schob einen ersten offiziellen Bericht immer weiter hinaus. Erst am 10. Februar 2003 informierte China die WHO über die Vorkommnisse und meldete 305 Infektionen sowie fünf Todesfälle. Am 21. Februar reiste Liu Jianlun, obschon seit einigen Tagen erkrankt, anlässlich einer Hochzeit von Guangzhou nach Hongkong. Dort bezog er im neunten Stock des Metropole Hotel ein Zimmer. Innerhalb von 24 Stunden infizierte er zwölf Hotelgäste. Am 4. März verstarb er im Kwong Wah Hospital. Unter den Neuerkrankten waren drei Singapurer, zwei Kanadier, der US-amerikanische Geschäftsmann Johnny Chen auf der Durchreise nach Singapur und ein 26-jähriger Einheimischer, der einen Freund im Hotel besuchte. Die internationalen Gäste trugen das Virus als Wirte über die chinesischen Staatsgrenzen hinaus in andere Länder und infizierten auf direktem oder indirektem Weg ungefähr 350 Personen. Die WHO errechnete, dass mehr als 4000 SARS-Erkrankungen weltweit auf Liu Jianlun im Metropole Hotel zurückgeführt werden konnten. Das Gebäude erhielt aus diesem Grund die Bezeichnung "Superspreader", übersetzt Superverbreiter, die sich in den Medien, speziell in der Boulevardpresse, auch für Liu Jianlun selbst etablierte. Erst im Sommer 2003 ging die Zahl der Neuinfizierten weltweit beständig zurück.

Am 23. Juni 2003 strich die WHO Hongkong nach langem Drängen der dortigen Behörden von der Liste der infizierten Gebiete, die nun nur noch Toronto, Taiwan und Peking aufführte. Vier Tage darauf ließ die Weltgesundheitsorganisation verlautbaren, dass man es für möglich halte, SARS binnen drei Wochen vollständig eindämmen zu können. Dies stellte sich zwar als Irrglaube heraus, doch ab dem 5. Juli 2003 wurde auch Taiwan wieder als nichtinfiziertes Gebiet gelistet, obschon dort noch mehr als 200 Patienten in Behandlung waren. Am selben Tag verkündete die WHO die Eindämmung der Epidemie. In den Folgewochen gab es nur noch Einzelfälle von Erkrankungen, die jedes Mal rasch erkannt werden konnten, sodass es zu keinen weiteren großen Ausbrüchen kam. Betroffen von diesen wenigen letzten Infektionen waren China sowie die Philippinen. Nach langer Wartezeit und zahlreichen Tests erklärte die WHO am 19. Mai 2004, dass die Epidemie auch in Peking besiegt sei und somit ihr Ende gefunden habe.

Gene Barkley war ein leitender Wissenschaftler, unter dessen Führung zahlreiche Virologen und Biologen damit beschäftigt waren, einen Impfstoff gegen Covid-19 zu entwickeln. Auch Cliff Morrison, seinerseits Virologe, der zugleich an der Harvard-University als Dozent tätig war, unterstand ihm. Nachdem er kurz auf die Vorgänge von damals zu sprechen gekommen war, stellte er fest: »Diesmal ist es keine Epidemie, deswegen frage ich dich: Brauchst du irgendetwas, benötigst du zusätzliche Mittel oder Leute?«

»Nein, Gene, die Zusammensetzung meines Teams ist optimal, wir haben und bekommen alles, was wir anfordern.

Es ändert nichts daran, ein Wunder können wir nicht vollbringen. Wenn wir von irgendetwas mehr bräuchten, wäre es Zeit und die kannst du uns nicht geben.«

Die zwei Männer kannten sich schon lange und beide haderten mit den Umständen. An der Spitze der Vereinigten Staaten stand ein Präsident, der die Sachlage verharmloste, sich fast wie ein Verschwörungstheoretiker benahm. Auch auf diesen Punkt kamen die zwei zu sprechen und dabei wurde Cliff deutlich: »Es wundert mich, dass der Kauz dem Gesundheitssystem nicht sämtliche Mittel gestrichen hat. Er müsste mal eine der überfüllten Kliniken besuchen, ob er da auch noch die Gegebenheiten leugnen würde?«

»Lass dich durch nichts und niemanden aus dem Konzept bringen, Cliff. Wir wissen, was wir tun, er nicht. Ich baue auf dich! Klappt die Kommunikation mit den anderen Teams?«, erkundigte sich Gene Barkley.

»Bestens!«

»Okay, ich muss zurück nach Washington, halte mich bitte auf dem Laufenden. Ich hoffe, dass wir bei meinem nächsten Besuch gemeinsam Essen gehen könnten«, verabschiedete sich der Projektleiter und ließ den wenig optimistisch dreinsehenden Cliff allein.

Cliff Morrison erhob sich, sah aus dem Fenster über das Gelände des Campus der Uni, den er noch nie zuvor so vereinsamt wahrgenommen hatte.

Ω

Forrest stellte Jesse einen Kaffee hin, klopfte ihm anerkennend auf die Schulter. »Gut gemacht, hat sich Peter schon gemeldet?«

»Nein, Boss, bis jetzt nicht.«

Waterspoon sah auf seine Armbanduhr, überdachte Jesses abgeschlossene Recherchen. Sein Partner hatte den Wachhabenden erreicht, von dem die Lieferung der drei Leichen mehr oder weniger teilnahmslos zur Kenntnis genommen worden war. Immerhin konnte er sagen, mit welchem Wagen sie angeliefert wurden. Es handelte sich um einen Transporter mit offener Ladefläche, was den Cop an der Pforte nicht stutzig machte, schließlich fehlte es an Särgen, Leichensäcken und Bestattern, weshalb hätte es also nicht auch einen Mangel an Leichenwagen geben sollen. Jesse hatte die Worte des Mannes nahezu wörtlich wiedergegeben, wodurch sich Forrest zu einer Bemerkung hinreißen ließ. »Kein Wunder, dass der Kollege seinen Dienst an der Pforte versieht, er scheint ein Intelligenzbolzen zu sein.«

Jesse lächelte kurz. Er versetzte sich in die Lage des Wachhabenden, kam nicht umhin, einen Einwand zu erheben. »Ich weiß nicht, Boss, glaube, unter den gegebenen Bedingungen hätten sich die meisten von uns kein bisschen anders verhalten als er. Hast du seinen Dienstplan angesehen? Bei der Lieferung war er bereits achtzehn Stunden im Dienst.«

Der Detective nickte ohne Mitleid, fragte: »Wurde das Lieferfahrzeug irgendwo von einer Kamera aufgenommen, haben wir ein Kennzeichen?«

»Alles schon überprüft. Bei der Kiste dreht es sich um ein geklautes Fahrzeug. Der Fahrer ist auf keiner Aufnahme zu

erkennen, davon abgesehen, gleichgültig wer am Steuer saß, ist hochintelligent. Er scheint zu wissen, wo sich in der Stadt Kameras befinden. Der gestohlene Karren war sogar mit falschen Nummernschildern ausgestattet. Wir wissen es, da der Wagen in North-End abgestellt wurde und dort einer Streife auffiel.«

»Also haben wir nicht, außer die Spurensicherung findet etwas im Auto«, stellte Forrest unzufrieden fest.

»Wenn uns die Werdegänge der ersten Opfer nicht weiterhelfen und keine Spuren in dem Fahrzeug gefunden werden, stehen wir mit leeren Händen da«, stimmte Jesse zu.

»Abgesehen davon, tolle Arbeit. Wir wissen durch deine Mühe, wer die beiden waren, dass sie sich kannten und eine langjährige Freundschaft pflegten. Da es sich so verhält, jedoch nur einem der Kopf geöffnet wurde, steht für mich endgültig fest, dass dieser Lukas zur verkehrten Zeit am falschen Ort erschienen ist. Diese Tatsache wiederum bedeutet, dass uns vor allem das Umfeld des Hausbesitzers namens Adrian interessieren muss. Der Mord an ihm und die Schädelöffnung kommen mir vor, als ob sie geplant gewesen wären. Bist du anderer Meinung?«, fragte Forrest.

Jesse schüttelte den Kopf. »Wenn wir wissen, um wen es sich bei den drei gelieferten Toten handelt, kommt vielleicht ein Zusammenhang hervor. Womöglich kannten sich Adrian und die anderen oder hatten anderweitig miteinander zu tun.«

Erneut blickte Waterspoon zur Uhr, diesmal auf die an der Wand in seinem Rücken. Er erhob sich, begab sich zum Fenster, zündete sich eine Zigarre an. Schließlich begann er laut

zu denken, wenn es geschah, dann meistens in dieser Position. »Ich weiß nicht warum, aber mein Gefühl sagt mir, dass wir uns in die falsche Richtung bewegen. Falls der Täter Adrian kannte, hätte er durchaus wissen können, dass sein Opfer Besuch bekommt. Es ist ein Puzzlestück, nur passt es nicht in das Bild, welches wir zusammensetzen sollen. Warum bringt er Adrian um, nicht einen der Nachbarn, die sich zuhause befanden?«

»Sorry, Boss, im Moment kann ich dir nicht folgen. Du sagtest eben, der Mord inklusive Kopföffnung wären geplant, womit du dir selber widersprichst. Wenn sich Täter und Ermordeter fremd waren, sehe ich kein planmäßiges beziehungsweise zielorientiertes Vorgehen.«

»Es tut mir leid, Jesse, es muss etwas geben, was den Mörder zu Adrian und den anderen geführt hat. Das kann alles Mögliche gewesen sein, vielleicht waren die vier zufällig bei einer Veranstaltung, womöglich wurden sie wegen was auch immer in einem Zeitungsartikel erwähnt, eventuell besteht im Internet eine Seite, durch die der Täter auf sie aufmerksam wurde. Ein solches Detail ist das Puzzlestück, welches wir für unser Bild brauchen.«

»Ich klemme mich dahinter, sobald die Identitäten der Unbekannten festgestellt worden sind«, versprach Jesse.

Ω

Die Nacht brach über Boston herein, in der Dunkelheit setzte sich das Chaos fort, welches von der Pandemie ausgelöst worden war. Gleichgültig, wer in dieser Hinsicht eine Ansicht von sich gab, die Zahlen der Infizierten und Toten widerlegten jeden Satz, der dem Virus auf irgendeine Weise die Existenz absprach. Manche Leute redeten Covid-19 sogar schön, hielten den Erreger im Vergleich zu anderen Krankheiten für bedeutungslos. Die "Spanische Grippe" und die "Pest" dienten den Wortführern zur schamlosen Untertreibung, wobei unerwähnt blieb, dass die Menschheit nicht mehr im zwanzigsten oder neunzehnten Jahrhundert lebte.

"Chicken" war es egal. Ihn scherten weder Worte aus Mündern oder Bilder im Fernsehen, mit den wahren Tatsachen wurde er täglich konfrontiert. Er war Student und Praktikant, pendelte in dieser Funktion zwischen der Universität und den Kliniken "Massachusetts General Hospital" sowie dem "Boston Medical Center" hin und her. Letzteres Krankenhaus stellte die wichtigste Lehreinrichtung der Boston University School of Medicine dar. Das Boston Medical Center legte Wert auf gemeindenahe Versorgung und hatte es sich zur Aufgabe gemacht, allen Menschen jederzeit zugängliche Gesundheitsdienste zu bieten. Es war bis in die Gegenwart das größte soziale Krankenhaus in Neuengland. Eigentlich hieß "Chicken" Leo Santoni, doch niemand rief ihn beim Vor- oder Nachnamen. Die meisten Leute in seinem Umfeld wussten noch nicht einmal wie sein wahrer Name lautete. Der Spitzname eilte Leo voraus, begründete sich auf den Umstand, dass er fast jeden Tag von einer Einrichtung

zur nächsten eilte, um zu lernen oder zu helfen. Freiwillig hätte niemand seinen Tagesplan übernommen: Vormittags Studium, nachmittags standen ein paar Stunden im "General" an, die er wegen Lehrstunden an der Uni ab und zu unterbrechen musste. Geschah es, setzte er seinen Arbeitstag im "Medical Center" fort, um am frühen Abend noch ein oder zwei Stunden im "General" zu verbringen. Niemand hatte "Chicken" zu diesem Pensum gedrängt, er wollte es so, sein Ziel war, ein ausgezeichneter Arzt, nach Möglichkeit ein begnadeter Chirurg zu werden.

Wieder einmal neigte sich für "Chicken" ein Arbeitstag dem Ende entgegen, seit Beginn des Lockdowns fand er sich ausschließlich in den Kliniken wieder, da der Unterricht an der Uni wegen der Pandemie ausfiel. Obwohl somit eine Belastung weniger, befand sich "Chicken" im Dauerstress. Er absolvierte eine acht Stundenschicht im "General", nach einer kurzen Pause arbeitete er im "Medical Center" weiter, inzwischen den zweiten Tag ohne Schlaf in Folge. Was ihn auf den Beinen und wach hielt, war, die Abwechslung, zugleich die Tragödien, die sich hin und wieder vor seinen Augen abspielten. Die Dramen, die er mitbekam, holten ihn aus einer Routine heraus, die er sich mittlerweile angeeignet hatte und sich unbedingt wieder abgewöhnen wollte. Die unterschiedlichen Arbeitsplätze in den Kliniken sorgten dafür, dass es nie eintönig wurde, außerdem verschafften sie ihm je nach Arbeitsort eine gewisse Erholung. Als Krankenpfleger, in der Notaufnahme oder in einem Operationssaal gab es nämlich deutlich mehr zu tun als in den Räumlichkeiten, wo es galt, die Toten zu bewachen. "Chicken" fand den Aufwand

unsinnig, schließlich konnten die Leichen nicht davonlaufen, andererseits ermöglichten ihm diese Stunden eine willkommene Erholungsphase. Die Aufgabe im Leichenschauhaus war einfach. Verstorbene Menschen wurden gebracht, andere mussten aus den Kühlfächern geholt und zur Bestattung übergeben werden. Wie so oft in unzähligen Büros, war vor Ort die Buchführung das Wichtigste, schließlich wollten die Hinterbliebenen keine fremde Person begraben.

"Chicken" machte es nichts aus, ab und zu in den Kellern der Kliniken tätig zu sein. In der Regel gab es nicht viel zu erledigen, nun, wo sich die Leichen bereits in Kühlwagen vor den Krankenhäusern stapelten, praktisch gar nichts. Es mochte makaber klingen, doch er genoss den Aufenthalt und die Ruhe, die ihn umgab. Erst wenn er an die Stockwerke über sich dachte, überkam ihn ein kalter Schauer. Die Hektik, das Leid, der Schmerz, der Geruch und das Geschrei, alles zusammen ließ sich gelegentlich kaum noch ertragen. Gegen Mitternacht kam dann doch etwas Leben in die Bude. Trotz Platzmangel wurden weitere Tote geliefert. Obwohl "Chicken" nicht wusste, wohin mit Ihnen, nahm er sie entgegen, wunderte sich, dass der "Zubringer" auf jegliche Formalitäten verzichtete, genauso schnell verschwand, wie er gekommen war. Wenige Augenblicke später offenbarte sich dem "Aufpasser" der Grund. "Chicken" hatte zwei Tote in Leichensäcken erhalten, in denen er sie nicht liegen lassen wollte. In der Absicht, ihnen ihre Würde zu erhalten, hatte er vor, sie auf Transportbahren zu legen, von denen einige leer herumstanden und auf welchen sie zu ihm verfrachtet worden waren. Beim Öffnen des ersten Leichensacks wäre

ihm beinahe das Herz stehengeblieben. Er sah keinen Kopf, sondern glaubte in eine ausgehöhlte Melonenhälfte zu blicken. Entsetzt sprang er zurück, verzichtete er darauf, den zweiten Sack zu öffnen und lief dem Überbringer nach. Zu spät! Vor dem "Medical Center" herrschte trotz der Uhrzeit reger Betrieb, doch den Mann, den er zu sehen hoffte, war nirgendwo zu sehen. Ohnehin hätte ihn Chicken nur an seiner Kleidung erkannt, zu sehr war sein Blick auf die Leichensäcke fixiert und sein Kopf damit beschäftigt, wo er die Verstorbenen unterbringen könnte. Dazu kam die Geschwindigkeit, die der "Lieferant" an den Tag gelegt hatte, nur den Bruchteil einer Sekunde konnte ihm "Chicken" ins Gesicht" sehen. Die Dunkelheit und die Laternen taten ihr Übriges dazu, fast jeder Mensch schien gleich gekleidet zu sein. Dazu kam der Schreck, der ihm in die Glieder gefahren war, als er von seiner Entdeckung überrascht wurde. All das ließ die Gesichtszüge des Gesuchten immer mehr in der Melone verschwinden.

"Was tun?", fragte sich Chicken. "Sofort die Cops anrufen oder zuerst die Klinikleitung verständigen und ihnen die Sache überlassen", überdachte er seine Optionen, entschloss sich, zunächst in der zu dieser Stunde fast verwaisten Verwaltung vorzusprechen.

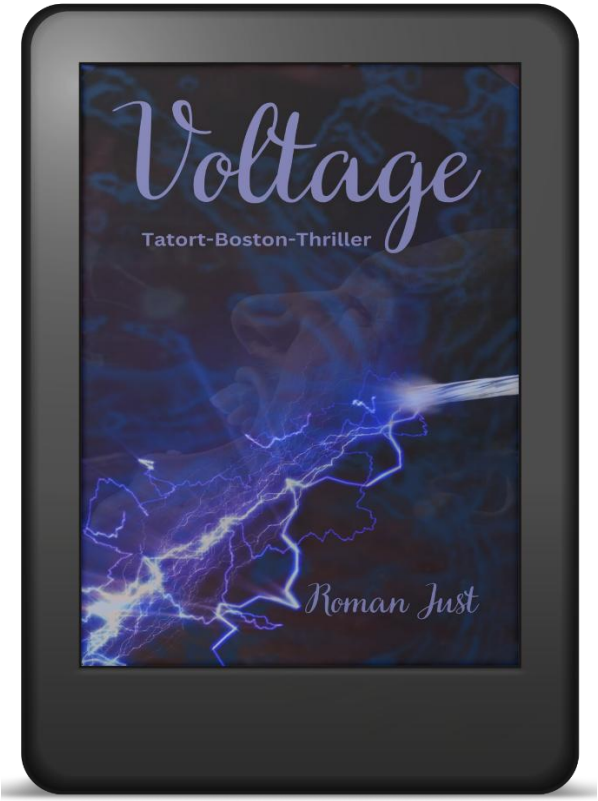
Ω

Um drei Uhr morgens traf Forrest Waterspoon in den Niederungen des "Medical Centers" ein und war froh, dass Peter Brandon die Leichen bereits abtransportieren hatte lassen. Der Pathologe rechtfertigte sein Handeln mit den sich zugetragenen Ereignissen, die besagten, dass der Detective vor Ort nichts ausrichten konnte, außer den Empfänger der Toten zu befragen. »Hören Sie, Detective, ich hatte nicht vor, Ihren Job zu übernehmen, aber der Junge hat losgeredet wie ein Wasserfall«, erklärte Peter, wobei die förmliche Anrede den umstehenden Leuten geschuldet war.

Ende der Leseprobe

Leseprobe Voltage

Inhalt: Drei brutal hingerichtete Tote, deren Identität Detective Forrest Waterspoon in eine falsche Richtung ermitteln lassen. Es ist die erste Täuschung, in die der Ermittler gerät. Erst als Forrest die zweite Falle entdeckt, wird ihm langsam bewusst, dass er vom Täter benutzt wurde. Dadurch gerät auch er in einen Hinterhalt, der sich in einem Gerichtssaal abspielt und von dem niemand weiß, wie er ausgehen wird.



Prolog

Boston, Januar 2021

Einen Familienstreit gab es täglich überall auf der Welt, sogar in gehobenen Kreisen. Es waren Momente, in denen der erfolgreichste oder wohlhabendste Mensch schlagartig die Ecken und Kanten aufblitzen ließ, die er ansonsten vor seiner Umwelt zu verstecken versuchte. Der vorgespielte Anstand fiel in solchen Sekunden im Kreis der Familie weg, das wahre Wesen kam hervor. Im Vergleich dazu krachte es in normalen Familien mal leiser oder lauter, es lag an den Umständen, welche einen Zwist ausgelöst hatten. In beiden Gesellschaftsschichten kam es mitunter vor, dass keiner der Streithähne ein paar Tage später sich daran erinnern konnte, weshalb überhaupt gestritten worden war.

Von derartigen Problemen waren Jim und seine Frau, Jill, nicht betroffen. Sie lebten ihre Ehe seit Jahren in einem harmonischen nebeneinander mit wenig Worten, ohne sich gegenseitig auf die Nerven zu gehen. Wer dachte, die Verbindung wäre zerrüttet, der irrte. Es gab eben Beziehungen, die nicht durch Sätze intakt blieben, sondern durch Hingabe. Das traf unumstritten auf Jill und Jim zu. Er war ein normaler Kerl, durchaus ansehnlich, gesellschaftsmäßig eher ein Mitläufer, obwohl früher in einer höheren Position bei einer Bank tätig. Seitdem hatte sich vieles gewaltig geändert, nur Jims Charakter nicht. Er gehörte der Sorte von Männern an, die ihr Wort hielten, anständig waren, ihre Frau liebten, der

die Kinder vergötterte. Ohne sich menschlich verändert zu haben, hatten dennoch einige seiner Wesenszüge eine Wandlung durchlebt. Jim war arbeitslos, hatte selbst gekündigt. Er lief nicht mehr in Anzügen herum, trug stattdessen meistens einen ausgebeulten Trainingsanzug. Schon am früher Morgen roch er nach Alkohol, die Nachbarn in der Siedlung mied er, über den Nachwuchs, der aus zwei Töchtern und einem Sohn bestand, hatte er längst die Kontrolle verloren. Der Entzweiung ging ein quälender schleichender Prozess voraus, der sich über Jahre hinweg zog.

Carol, Susan und Tobias hießen die Kids, die allesamt einen Altersunterschied von einem Jahr aufwiesen, wobei Carol die älteste war. Jim hatte die Kinder nicht vernachlässigt, allerdings konnte er ihnen nicht die Zeit widmen, die erforderlich gewesen wäre, um sie im Zaum halten zu können. Begonnen hatte es vor sechs Jahren, die Sprösslinge waren damals elf, zwölf und dreizehn Jahre jung. Über Nacht, praktisch von einer Sekunde auf die andere, erfuhr das bis dahin glückliche Leben der Familie einen brutalen Nackenschlag. Ohne Vorankündigung, in Anwesenheit von Mann und Nachwuchs, war Jill beim Zubereiten des Frühstücks in der Küche zusammengebrochen. Notarzt, Krankenwagen, Klinik, Operation. Erst nach sechs Wochen kam Jill wieder nach Hause, aber sie war nicht mehr dieselbe. Ein unentdeckter Hirntumor hatte sie in die Knie gezwungen, schließlich zu einem Pflegefall werden lassen. Die Familienidylle begann zu bröckeln, zerbrach nach und nach komplett. Jill lag regungslos im Bett, kein Mensch konnte sagen, ob sie ihre Umgebung registrierte. Jim kümmerte sich rührend um

sie, sah sich gezwungen seinen Job aufzugeben, nachdem er eine engagierte Pflegekraft dabei ertappte, wie sie sich an seiner wehrlosen Frau vergriffen hatte. Es war das erste mal seit Jills Heimkehr aus dem Krankenhaus, dass seine Gattin eine Regung zeigte. Sie rührte weder Finger noch Beine, kein Wort brachte sie über ihre Lippen, aber ihre Augen waren mit Tränen gefüllt. Jim schöpfte trotz des widerlichen und ihn ebenso schmerzenden Anlasses Hoffnung. Seine Zuversicht, Jill könnte genesen, stieg rapide. Der Zukunftsglaube gab ihm Auftrieb, sorgte dafür, dass er seinen relativ sicheren Arbeitsplatz wegen Jill und dem Vorfall mit der Pflegekraft kündigte, ohne der Stelle eine Träne nachzuweinen. Seitdem waren sechs Jahre vergangen.

Wiederholt hatte Jim die Ärzte Jills konsultiert, stets lief er gegen eine Mauer der Unwissenheit. Keiner der Chirurgen und Spezialisten konnte sich den Zustand seiner Frau auch nur ansatzweise erklären. Deswegen begann der ehemalige Bankangestellte zunehmend an einen Ärztepfusch zu glauben, doch außer Vermutungen besaß er nichts, womit er die Annahme hätte belegen können. Selbst der Missbrauch an seiner Frau, den er angezeigt hatte, wurde nicht strafrechtlich verfolgt. Seine Aussage stand gegen die der Pflegekraft. Die betroffene Jill war als Zeugin unbrauchbar. Zwangsläufig gab Jim auf. Immer noch felsenfest davon überzeugt, seine Frau würde gesund werden, fing er an, stur nach vorne zu sehen. Tag und Nach kümmerte er sich um seine Ehefrau, stundenweise um die Kinder, die ihm zunehmend entglitten. Es geschah nicht von heute auf morgen, sondern langsam. Am besten ließ es sich an Tobias erkennen. Der Jüngste

der Geschwister hing besonders an seiner nun pflegebedürftigen Mutter, litt extrem unter der Situation. Es führte zu vehementen Streitereien mit seinen Schwestern, zu rebellischen Aktionen im Viertel, zudem zu Widerspenstigkeit gegenüber seinem Vater. Je älter und unfolgsamer die Kids wurden, umso überforderter reagierte Jim. Er griff immer häufiger zur Flasche, wurde letztlich wie ein kleines Baby von ihr abhängig. Tobias mittlerweile siebzehn Jahre, geriet zunehmend in kriminelle Kreise, warf die Schule, kam nur nach Hause, wenn er nicht woanders pennen konnte. Bei jeder Übernachtung sah er nach seiner Mutter, erkannte keine Besserung, was ihn wütend, hilflos, skrupelloser machte.

Carol erging es anders, jedoch kein bisschen besser. Sie, aktuell neunzehn Jahre jung, hatte sich zunächst bemüht, ihren Geschwistern in vormundschaftlicher Art ein Mutterersatz zu sein, scheiterte damit kläglich. Mit dem Gehabe einer launischen Diva verlor sie Freunde, entging knapp einer Gruppenvergewaltigung, landete als nervtötende Zicke dennoch auf dem Strich. Jim hatte keine Ahnung, wo sie anzuschaffen pflegte, immerhin kam sie regelmäßig vorbei, um nach ihm zu sehen, legte vor ihrem Abgang gelegentlich ein paar Dollar auf dem Küchentisch. Übrig blieb noch Susan mit ihren achtzehn Jahren. Das Mädchen war ihrer Mutter sehr ähnlich, nicht äußerlich, stattdessen was ihren Zustand betraf. Sie lag die meisten Stunden des Tages im Bett, lethargisch, voll zugedröhnt und zugekifft. Kaum brach die Nacht herein zog sie los, kehrte Stunden später mit Drogen zurück. Wie sie sich das Pulver, die Pillen, manchmal auch Spritzen, besorgen konnte, behielt sie für sich. Das Unglück seiner Frau,

der Absturz der Kinder, die immer größer werdenden finanziellen Sorgen, für Jim alles Gründe, um Zuflucht im Alkohol zu suchen. Womöglich handelte es sich bei ihm um den nüchternsten Alkoholiker, den die Welt je gesehen hatte. Selbst nach zwei Flaschen Whiskey und der gleichen Menge an Six-Packs ging Jim geradeaus, lallte nicht, wurde weder laut noch aggressiv. Annähernd siebzig Monate vergeblicher Wünsche, Hoffnungen, und Träume waren ins Land gezogen.

Mit dem Trinken hatte er vor fünf Jahren begonnen, schon damals lief in Bezug auf die Kinder viel zu wenig richtig rund, dennoch hatten die Kids ihr Leben wegen des Schicksals ihrer Mutter selbst weggeworfen. Jim hätte sie schlagen, anschreien, einsperren können, was wäre anders, vor allem positiver verlaufen? Immer wieder stellte er sich bis in die Gegenwart diese Frage, ohne eine Antwort gefunden zu haben. Hinzu gesellte sich die ewige Bitte an Gott, erfahren zu dürfen, wieso ausgerechnet seiner Frau und seinen Kindern ein solches Los aufgebürdet worden war. Doch der Schöpfer schien es selbst nicht zu wissen, denn bisher hatte er Jim darüber im Unklaren gelassen.

Aus Sicht der Nachbarn gaben Jim und Jill Geers samt Kindern ein trauriges, zugleich ein erschreckendes Bild ab. Wie so oft in solchen Fällen rundeten Gerüchte das Porträt der Familie in ein noch schlechteres Licht. Familienoberhaupt Jim Geers wurde als Hurenbock betitelt, der die Sauferei als Vorwand für seine Schandtaten zu benutzen wusste. Auch herrschte Einigkeit darüber, dass er seine Gattin ins Wachkoma geprügelt hatte. Die Mädchen waren als drogensüch-

tige Huren abgestempelt, die ihre Kunden auf geschickte, bei Bedarf auf brutale Weise bis auf den letzten Cent ausnahmen. Tobias galt als der Schlimmste von allen, ihm eilte sogar der Ruf nach, mehrere Menschen krankenhausreif verprügelt zu haben.

Es war von jeher eine der größten Stärken des menschlichen Individuums, auf einen am Boden liegenden Mitmenschen einzutreten. Jim sah es anders: Aus seiner Sicht lag er nicht auf der Erde, sondern stand an einem schier unendlichen Abgrund. Seine Frau war ein tot lebendes Wrack, seine Kinder, er selbst, auf dem besten Weg dahin. Warum? Er, Jill, die Kinder, nie hatten sie jemandem etwas getan. Wieso waren das Leben und der Allmächtige dermaßen ungerecht? Drei einstmals wissbegierige und lebenslustige Teenager befanden sich auf dem Weg in die Gosse. Eine vor sechs Jahren temperamentvolle, energiegeladene, stets witzig aufgelegte Frau lag reglos im Bett, siechte vor sich hin. Und Jim? Aus einem fleißigen Bankangestellten mit überdurchschnittlichem Fachwissen bezüglich Finanzanlagen und Investitionen war ein Säufer geworden, dessen Leber ohne Alkohol sofort ihre Funktion eingestellt hätte.

Wieso, weshalb, warum? Schon bald sollte Detective Forrest Waterspoon mit den Fragewörtern konfrontiert werden.

Ω

1. Kapitel

Der Geruch war ekelerregend. Es roch nach verbranntem Fleisch, nach einem Steak, das auf dem Rost eines Grills aus Übermut oder Vergesslichkeit die Hälfte seines Volumens verloren hatte. Dazu kam ein verwesendes Aroma, welches ungebeten in die Nasenlöcher drang, wodurch das Gefühl erzeugt wurde, sich auf der Stelle übergeben zu müssen. Es mochte pietätlos geklungen haben, doch die Leiche mit einem verkohlten Alien zu vergleichen, so wie es der Pathologe Peter Brandon getan hatte, erhielt keinen Widerspruch. Selbst Detektiv Forrest Waterspoon fand keine Worte, um den Gerichtsmediziner ethisch zurechtzuweisen. Sogar die Umgebung unterstrich die zynischen Worte des Forensikers.

Der Tote lag auf der "Belle Isle Marsh Reservation", einem Schutzgebiet im Stadtteil East Boston. Er war von wettertrotzenden Spaziergängern gefunden, aber nicht als ein menschliches Überbleibsel identifiziert worden. Aus Unkenntnis, auf welches Fundstück sie hinter der Brücke zum "Belle Isle Observation Tower" gestoßen waren, unterließen sie es, sich dem Gegenstand zu nähern, riefen stattdessen die Cops herbei. Welcher Anblick ihnen dadurch erspart wurde, erfuhr das Ehepaar erst bei der Befragung. Nachdem sie ihre Personalien hinterlassen hatten, trotteten sie trotz der niederschmetternden Nachricht erleichtert davon. Das ihnen ein schauderhaftes Bild geboten geworden wäre, hatten sie an den blassen Gesichtern der Police-Officers erkannt. Die Eheleute festzuhalten hätte keinen Sinn ergeben. Unter der Auf-

lage am nächsten Tag im Polizeipräsidium zu erscheinen, war ihnen gestatten worden, sich entfernen zu dürfen.

Was sich die Finder nicht näher angesehen hatten, davor stand nun Forrest, während Peter Brandon neben dem entdeckten Objekt kurz zuvor in die Hocke gegangen war. Der Pathologe besaß eine Abgebrühtheit, die als bemerkenswert bezeichnet werden konnte, doch nachdem er die Leiche umgedreht hatte, war auch er schlagartig zurückgewichen und aufgesprungen. Kaum auf den Beinen brachte er den Satz über die Lippen, für den er normalerweise durch den Detektiv zur Räson aufgefordert worden wäre. Diesmal jedoch schwieg Forrest.

Kurz hatte er sich von der völlig entblößten Leiche abgewendet, tief durchgeatmet, um sich gleich danach ein Taschentuch vor Mund und Nase zu halten. Wie der Detektiv sagte auch Peter nichts, vorübergehend schien ihn eine nachvollziehbare verbale Schockstarre ergriffen zu haben. Waterspoon hingegen sah sich unterdessen um, gestand sich zeitgleich ein, wieder einmal belehrt worden zu sein. Wie oft hatte er es schon ausgesprochen und sich gedacht, schlimmer könnte es nicht mehr kommen, zigmal war er diesem Irrtum erlegen. Mit Säure überschüttete, entstellte, verbrannte, sogar ausgeblutete Menschen waren ihm schon vor die Augen gekommen, nicht jedoch ein Körper, der gekocht zu haben schien. Bis auf die überschaubare Zahl der Einsatzkräfte wirkte die Insel wie ausgestorben. Die geschützte Landschaft bestand aus Salzwiesen, die es früher deutlich häufiger an den Küsten der Massachusetts Bay gegeben hatte. Landschaften solcher Art boten Pflanzen und Tieren

eine Heimat, die unter den nicht unbedingt paradiesischen Bedingungen gedeihen und existieren konnten. Das traf auch auf Schalentiere zu, wie Forrest erkannt hatte. Der hintere Körper des Leichnams war von kleinen Krebsen und anderem Getier überwuchert, am vorderen hatten sich Würmer über ihn hergemacht. Der Anblick war widerlich, noch ekelhafter allerdings, die unzähligen Brandblasen, durch die der Tote unnatürlich verformt zu sein schien. Hinzu kamen seine leeren Augenhöhlen und der seltsam offenstehende Mund. Er vermittelte den Eindruck, als ob der Gefolterte immer noch um Hilfe schreien oder um Gnade betteln würde.

Peter Brandon fand seine Stimme wieder und wiederholte seinen Satz von vorher, nur fügte er Worte hinzu, die dem Detektiv einen kalten Schauer über den Rücken jagten. »Der Kerl sieht zwar wie ein aus einem Kochtopf entstiegener Alien aus, nur ist das arme Schwein einen Tod gestorben, der mit zu den grauenvollsten Todesarten gehört, die man sich vorstellen kann. Eine Analyse auf den ersten Blick: Er wurde mehrfach mit kochendem Wasser übergossen. Ob er davor, was ihm zu wünschen wäre, oder, erst danach unter Strom gesetzt wurde, kann ich erst nach der Autopsie sagen.«

»Strom! Sie meinen wegen der Augen? Können es nicht die lieben Haustierchen hier vor Ort gewesen sein?«

»Keinesfalls«, entgegnete Peter kopfschüttelnd. »Die arme Sau stand unter Strom. Die Spannung war dermaßen enorm und wurde so lange aufrecht gehalten, bis sich die Augen verflüssigt hatten.«

Forrest schluckte sichtbar berührt. Was er sah und eben gehört hatte, konnte an Grausamkeit nicht überboten werden.

»Könnte ein Unfall dahinterstecken, zum Beispiel in einer Fabrik, der vertuscht werden soll?«

Peter drehte sich von der Leiche weg und Forrest zu. »Die Frage schiebe ich auf Ihren Hoffnungsschimmer, es hier mit keinem Mord zu tun zu haben. Es wäre irgendwie beruhigend, wenn es so wäre, aber es ist ausgeschlossen. Das wissen wir beide.«

Waterspoon nickte zustimmend. »Wieso macht sich jemand die Mühe und schleppt den Leichnam hierher?«

»Tja, Detektiv, es herauszufinden ist Ihr Job«, erwiderte der Forensiker. »Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich mehr weiß, wird aber ein paar Stunden dauern«, ergänzte er, und begab sich zu seinen Kollegen.

Forrest sah ihm nach und dabei zu, wie der Tote abtransportiert wurde. Nebenbei führte er ein Gespräch mit den Polizisten, die als erste am Fundort eingetroffen waren. Er ließ sich die Personalien der Finder aushändigen, schließlich begab er sich zum Beobachtungsturm, der sich fast in der Mitte der kleinen Insel befand. Die Hoffnung, dadurch den Anblick des Leichnams verdrängen zu können, erfüllte sich jedoch nicht. Der einzige Vorteil des Spaziergangs lag darin, die Gerüche vom Fundort mit jedem Schritt loswerden und deshalb klarer denken zu können. Während der Ermittler sich einen Reim auf die Brutalität des Mordes zu machen versuchte, geschah in Boston etwas keineswegs alltäglich Tragisches und außerhalb der Stadt Grauenhaftes.

Ω

Boston Innenstadt

Julia war jung, fröhlich, vital. Charme und Wesen befanden sich im Einklang, wodurch sie als zauberhaft bezeichnet werden konnte. Begleitet wurde sie beim Shoppen von ihrem Lebensgefährten, der Mike hieß, kaum weniger Lebensfreude versprühte. Die beiden hatten bereits zwei Modegeschäfte aufgesucht, befanden sich in einem Schuhgeschäft, wollten danach einen Kaffee trinken gehen.

Plötzlich gefror Julias lächeln, sie begann über Übelkeit zu klagen, verlor ihre gesunde Gesichtsfarbe, fing gefährlich zu schwanken an. Mike, der dabei war, einen Schuh anzuprobieren, sprang auf, bekam sie zu fassen, bevor sie zu Boden fiel. Er brachte sie in Seitenlage, bemerkte, dass Julia zu atmen aufgehört hatte, rief nach Hilfe. Gleich danach wendete er die Erst-Hilfe-Maßnahmen an, die ihm bei der Feuerwehr beigebracht worden waren. Herzdruckmassage, dreißigmal drücken, zweimal Mund-zu-Mund-Beatmung, anschließend die Prozedur von vorn. Nachdem sich die Sanitäter durch den Menschenhaufen der Schaulustigen gekämpft hatten, wurde die Reanimation im zur Klinik fahrenden Krankenwagen fortgesetzt.

Eine halbe Stunde später traf auch Mike im Massachusetts General Hospital ein, nahm erleichtert zur Kenntnis, dass Julia bei Bewusstsein war, er sie sehen dürfe, bei dieser Gelegenheit ihr ans Herz legen sollte, über Nacht zur Beobachtung vor Ort zu bleiben. Der Arzt gab ihm fünf Minuten Besuchszeit, bat im Anschluss um ein Gespräch. Mike wurde über Julias Gesundheitszustand und Lebensstil ausgefragt,

auch ob ihm eventuelle Allergien bekannt wären. Die meisten Fragen konnte der Freund der Zusammengebrochenen beantworten, schließlich waren sie seit Jahren ein Paar, planten in naher Zukunft die Hochzeit. Der Doktor war freundlich, zeigte sich überzeugt, dass Julia am nächsten Tag nach ein paar Tests wieder nach Hause könnte. Den Check an seiner Freundin sah Mike ein, hielt ihn für vernünftig. Mit einem Kollaps war nicht zu spaßen, so hatte er zuvor ihr gegenüber argumentiert, wodurch es ihm gelang, sie zum Bleiben zu überreden.

Als Mike die Klinik verließ, war ihm nicht wohl zumute. Er hatte das Gefühl Julia im Stich zu lassen, fragte sich zudem, was ihren Kreislaufkollaps verursacht haben könnte. Seines Wissens war sie kerngesund, hatte keine Empfindsamkeiten, nahm keine Tabletten. Sie rauchte nicht, trank nur bei Partys Alkohol, führte ein durchweg solides Leben. Ihre größten und einzigen Laster waren ihr einnehmendes Wesen und fröhliches Gemüt, deswegen konnte er sich ihren Kreislaufkollaps nicht erklären.

Ω

Außerhalb Bostons

Es war ein äußerst unscheinbares uraltes Blockhaus, von dem kaum jemand wusste, dass es existierte. Dafür gab es zwei Gründe. An einem war Forrest Waterspoon mitbeteiligt, denn seit er den Forrest-Hill-Fall aufgeklärt hatte, war die Gegend verrufen. Die Befürchtung über eine Leiche stolpern zu können, war allgegenwärtig, obwohl die Akte seit annähernd vier Jahren geschlossen war. Nachdem die Hintergründe einer mysteriösen Mordserie durch die Medien bekannt geworden waren, erhielt das bis dahin bei Liebespaaren und Wanderern durchaus beliebte Areal einen Ruf, durch das es auf einen unbewohnbaren Planeten katapultiert wurde. Wo früher Menschen geflirtet, gejoggt und die Natur genossen hatten, ließ sich längst keine vernünftige Menschenseele sehen. Somit wurde das Gebiet zu einem idealen Ort für Paradiesvögel aller Art, aber die Dealer, Freier und sonstiger Abschaum der Zivilisation blieben allein, das Gebiet lag zu abgelegen und besaß eben einen zwielichtigen Leumund. Kein Drogenabhängiger oder Sexsüchtiger hätte Angst vor einem Leichnam gehabt, der damals nicht entdeckt worden war, nur wollte niemand wegen eines solchen Fundes in die Fänge der Cops geraten. Erschwerend kam hinzu, dass sich unter Drogenentzug oder mit einer Latte unter dem Lenkrad schwer Auto fahren ließ. So geriet auf einer einst regelmäßig belebten, danach probiert missbrauchten und letztlich vereinsamten Landschaft die Blockhütte in Vergessenheit, die auch irgendwo in Kanada hätte stehen können. Sie stand mitten im Wald, nah an

der Metropole Boston, trotzdem vollständig im Abseits. Von wem und wann sie gebaut worden war, wusste niemand. Vor ein paar Jahren wäre die Holzkonstruktion womöglich zu einem denkmalgeschützten Gebäude erklärt worden, da einige Historiker energisch die Meinung vertraten, dass die Hütte während des Kolonialkrieges errichtet wurde. Belege für die Behauptung gab es keine. Man war zwar drauf und dran, es wissenschaftlich beweisen zu wollen, doch es kam alles anders als geplant. Die Blockhütte befand sich unweit der ehemaligen Nervenheilanstalt Forrest Hill, damit auf einem Areal, wo vor rund vier Jahren etliche Obdachlose ungewollt ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Die Toten waren für einen wahnsinnig gewordenen Professor Testpersonen, durch die er eine Blutgruppe zu erschaffen beabsichtigte, die für jeden Menschen verträglich sein sollte. Jedenfalls wurde das Gebiet zu einer Gedenkstätte erklärt, auf der ein historisches Objekt gänzlich unerwünscht war. Die Überzeugung, nicht alle menschlichen Versuchskaninchen entdeckt und geborgen zu haben, ließ die Behörden diesen Schritt vollziehen, auch deswegen, da man in einer Holzhütte keine touristische Attraktion sah. Danach war der abgelegene Ort kurzzeitig zu einem Sodom und Gomorrha verkommen, aber die Epoche fand wegen ihrer Lage schnell ein Ende. Ob Zuhälter, Dealer oder Nutten, niemand legte Wert darauf, seine Geschäfte in einer Gegend abzuwickeln, in der die Umsätze übersichtlich blieben. So stand die Hütte immer noch da, einsam, verlassen, vergessen. Sie hätte einem Aussteiger oder Jäger gehören können, ebenso einem Millionär. Doch sie hatte keinen Besitzer, nur einen Bewohner, der mit

der Gesellschaft nichts mehr zu tun haben wollte. In den Rocky Mountains oder Everglades wäre an der richtigen Stelle die Einsamkeit vollkommen gewesen, aber der Einzelgänger war nicht auf der Suche nach einer kompletten Isolation. Stattdessen befand er sich auf einem Weg, der ihm seiner Ansicht nach, die längst überfällige und lang herbeigesehnte seelische Erlösung bringen würde. Er hatte jahrelang alles Mögliche probiert um seine Enttäuschung, den Kummer und die Wut im Zaum zu halten. Nichts half. Die Stunden beim Psychologen waren reine Zeitverschwendung, ebenso seine Anwesenheit bei verschiedenen Therapie- und Selbsthilfegruppen. Dort war er auf Leute getroffen, die nichts anderes zu bewältigen hatten als ihr Selbstmitleid. Ihre Trauer bezog sich nicht auf den erlittenen Verlust eines geliebten Menschen, sondern auf die ernüchternde Tatsache, plötzlich allein klar kommen zu müssen. Er war somit, von wenigen Ausnahmen in Form von Leidensgenossen abgesehen, einer Heuchlerei begegnet, die er unmöglich ertragen konnte. Sein Schmerz war hingegen aufrichtig, der immense Zorn gerechtfertigt, der Wunsch nach Erlösung deshalb nachvollziehbar, zumindest verhielt es sich so in seinen Augen. Er wollte kein Mitleid, sein Ziel war Gerechtigkeit. So wie er, fühlten und dachten seine Mitstreiter, mit dem Unterschied, dass sie, im Gegensatz zu seiner Person, aus Hass blind für die Realität geworden waren.

Das Blockhaus war kein Versteck, viel mehr ein Rückzugsort. Hier konnte sich der Einsiedler sammeln, seinen Gedanken freien Lauf lassen, die Schuldigen befragen, bei Bedarf sie kurzzeitig gefangen halten oder zwischenlagern. Nichts

davon war bisher vorgekommen, diesmal sah es allerdings danach aus, als ob er eine der Alternativen in Anspruch nehmen müsste. Nachdenklich hatte er nach der letzten Antwort zu Boden gesehen, sie emotionslos überdacht, schließlich als gelogen eingestuft. Er sah auf, musterte den Mann, der ihm gegenüber in einer Entfernung von zwei Metern auf einem Holzstuhl saß. Er hatte ihm die Hände hinter der Lehne zusammengebunden, danach den Strick um dessen Fußgelenke und Stuhlbeine gewickelt, das Seilende letztlich an der Stuhllehne festgezurrt. Ohne Vorwarnung erhob sich der Belogene, trat an den Gefangenen heran, versetzte ihm links und rechts Ohrfeigen, die an den Wangen des Geschlagenen rote Spuren hinterließen. Als ob nichts geschehen wäre begab sich der Einsiedler zurück, nahm Platz, wieder sitzend deutete er auf einen Gasgrill, der sich mitten im Raum befand. Auf dem in Betrieb befindlichen Grill, unter dem zwei Gasbehälter deponiert waren, stand ein mit Wasser gefüllter Kochtopf, der älter als uralt zu sein schien.

Der Einzelgänger, der mit zwei Weggefährten gemeinsame Sache machte, die zwei Blinden schlussendlich nur für seine eigenen Interessen benutzen wollte, nannte sich Sammy. Der eigentlich brav, fast liebevoll klingende Vorname, mochte so gar nicht zu ihm und seinem Auftreten passen. »Hör zu, du Missgeburt! In drei, höchsten fünf Minuten wird das Wasser zu kochen beginnen. Wenn du mir nicht sagst, was ich wissen will, schütte ich es dir über die Füße, schweigst oder lügst du weiterhin, werden deine Eier hart gekocht, irgendwann ist dein Gesicht dran. Ich gehe eine rauchen, nütze die Zeit, um eine vernünftige Entscheidung zu treffen.«

Sammy ließ seinen Worten augenblicklich Taten folgen, begab sich ins Freie, zündete sich eine Zigarette an. Es war kalt, aber nicht eisig, es lag kein Schnee, stattdessen schien die Umgebung wie ein durchnässter Schwamm. Die ihn umgebenden Bäume wirkten wie Soldaten, die reglos Totenwache hielten, sich trotz des Nieselregens zu keiner Geste hinreißen ließen. Es herrschte Stille, absolute Stille, als ob sich Sammy in einem Geisterwald befinden würde. Irgendwie traf es auch zu: Die Ruine der ehemaligen Nervenheilanstalt "Forrest Hill" lag unsichtbar irgendwo zu seiner linken Seite.

Der Einzelgänger rauchte die Zigarette auf, schnippte den Stummel achtlos in die Landschaft. Entschlossen begab er sich in die Blockhütte, stellte sich vor den Grill, zog sich dicke Lederhandschuhe an. Er legte seine Hände griffbereit auf die Henkel des Topfes, schrie den Gefesselten mit dem Rücken zu ihm stehend an: »Wer war dabei?«

»Mein Gott! Es ist so viele Jahre her, ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern«, jammerte der Gefangene mit gebrochener, ängstlich stotternder Stimme.

»Wie du willst«, entgegnete Sammy barsch, hob den Topf mit kochendem Wasser, drehte sich um, schüttete die Hälfte des kochenden Wassers über die nackten Füße des an den Stuhl gebundenen Mannes. Dem Aufschrei des Gepeinigten folgte die körperliche Reaktion. Sofort wurden seine verbrannten Füße rot, schwollen innerhalb weniger Sekunden an, bereits nach einer Minute hatte sich an seinem linken Spann eine Brandblase gebildet. Währenddessen war der antike Wassertopf von Sammy zurück auf den Grill gestellt worden, erneut fing der Inhalt zu blubbern an. Er sah sein

Opfer an, wiederholte die Frage, diesmal leiser: »Wer? Gib mir einen Namen, dann ist der Spuk für dich vorbei. An einen einzigen Teilnehmer wirst du dich wohl noch erinnern können, schließlich bist du ein anerkannter Gelehrter, der inzwischen Vorlesungen hält.«

Die Gesichtsmuskeln und Stirnfalten des Gefragten hatten sich vor Schmerz verkrampft, begannen zu zucken. »Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, aber ich glaube, mich entsinnen zu können, Martin, Doktor Martin Hengston war anwesend«, brachte er wimmernd hervor.

»Ich werde ihn fragen. Wo wohnt er?«

Der Misshandelte japste nach Luft. »Soweit ich weiß, ist er verzogen, praktiziert im Pennsylvania Hospital in Philadelphia.«

Sammy hatte keine Ahnung, dass es sich bei der erwähnten Klinik um die älteste Einrichtung dieser Art in den Vereinigten Staaten drehte. Das Krankenhaus war im Jahr 1751 von Benjamin Franklin und Thomas Bond gegründet worden. Es beherbergte zudem das älteste chirurgische Amphitheater und die älteste medizinische Bibliothek der USA. »Solltest du die Wahrheit gesagt haben, hast du es überstanden. Ich mache mich schlau, wir sehen uns in ein paar Stunden wieder«, sagte der Geiselnehmer.

»Kann ich etwas Wasser bekommen?«, fragte der Geschändete mit bittendem Ton.

Bewusst überhörte Sammy die Frage, verließ mitleidlos die Hütte, durchquerte den Wald, bis zu seinem an einem Waldweg abgestellten Fahrzeug und fuhr zurück nach Boston.

Ω

Detective Forrest Waterspoon betrat mürrisch sein altes, zugleich verhasstes, ebenso heiß geliebtes, seit kurzem frisch gestrichenes Büro im Polizeipräsidium. Das Morddezernat lag im dritten Stock des ehrwürdigen Gebäudes, dessen Fassade ebenfalls einen neuen Anstrich gebraucht hätte. Missmutig sah er seinen an den Rollstuhl gefesselten Partner an, für dessen Verbleib im Polizeidienst er sich vehement eingesetzt hatte. Forrest erwiderte zaghaft Jesses Owens Lächeln, konnte sich dabei an keinen Moment erinnern, in dem er den Kollegen schlecht gelaunt erlebt hätte. Stattdessen kam ihm der Tag in den Sinn, an dem Jesse die Diagnose erhielt, vermutlich den Rest seines Lebens im Rollstuhl verbringen zu müssen. Der vor nahezu drei Jahren im Dienst durch Trümmerteile am Rücken schwerverletzte Partner fiel in eine kurzzeitige melancholische Phase, gab sich jedoch innerhalb von wenigen Minuten kämpferisch und optimistisch. Schon deswegen bewunderte Forrest seinen Partner.

»Wir haben wieder mal einen Mord der besonderen Sorte«, ließ der Detective die Vergangenheit unerwähnt, kam bedrückt auf die Gegenwart zu sprechen.

Jesse nickte bestätigend. »Schon gehört. Peter hat mich informiert, er ist schon am Schnibbeln.«

»Jesse!«, ermahnte Forrest seinen Zögling, aus dem ohne die Behinderung ein hervorragender Detective geworden wäre. Waterspoon hasste jede Art von Pietätlosigkeit, doch schon vor langer Zeit hatte er erkannt, dass der Pathologe Peter Brandon und Jesse ihn mit solchen Aussagen absichtlich auf die Palme bringen wollten. Hinter seinem Rücken

schlossen sie sogar Wetten ab, wie er auf diese oder jene Aussage ihrerseits reagieren würde. Forrest spielte das Spiel mit, ließ je nach Gemütslage den einen oder anderen gewinnen, ohne dass es einer der beiden ahnte. »Konnte er schon etwas zu dem Toten sagen?«

Jesse lehnte sich zurück. Nach wie vor war seine Lebensfreude nicht erloschen, auch sein Optimismus war ihm erhalten geblieben. Immerhin war er imstande, sich selbständig aus dem Rollstuhl in den Bürostuhl zu hieven. Sogar sein amputierter Unterschenkel war durch eine Prothese ersetzt worden, obwohl er nach wie vor keinen Schritt zurücklegen konnte. Seelisch erfüllte die künstliche Gehhilfe dennoch ihren Zweck: Jesse fühlte sich besser, irgendwie vollkommen. Er hatte es niemandem verraten, aber das fehlende Stück an seinem Bein hatte monatelang an seinem Selbstwertgefühl genagt. »Nichts. Das Opfer trug keine persönlichen Sachen mit sich. Ich habe während deiner Abwesenheit die Anzeigen über Vermisste durchgesehen. Nada. Die von Peter erhaltene Beschreibung des Leichnams ähnelt in keinem Punkt einer verschwundenen Person. Unser umworbener Pathologe hat die Größe des Toten mit knapp sechs Fuß angegeben, in Europa entspräche es einhundertachtzig Zentimetern. Das Gewicht des Ermordeten beträgt laut Peter zweihundertzwanzig Ibs, jenseits des Ozeans wären das rund einhundertzehn Kilogramm. Ein Kerl dieser Statur lässt sich in der Datenbank nicht finden.«

Forrest schüttelte unmerklich den Kopf. Er schätzte Jesses Arbeit, insbesondere seine Künste und Einfälle am Computer und bei Recherchen. Dennoch ging er ihm manchmal auf

den Nerv, so wie eben. Deswegen fragte er: »Okay, was meinst du, mit umworbenem Pathologen, was hast du mit Europa, den Maßen und Gewichtseinheiten dort am Hut?«

»Ach! Sie wissen es noch nicht? Peter hat zwei Stellenangebote. Hier bei uns könnte er im Massachusetts General Hospital stellvertretender Leiter der Pathologie werden, in Philadelphia wurde ihm die Leitung einer solchen angeboten.«

»Hat er sich schon entschieden?«, fragte Forrest.

»Wenn überhaupt, würde er im Pennsylvania Hospital anfangen, aber ich glaube nicht, dass er gehen wird.«

»Wie kommst du darauf?«

»Peter kann Philadelphia nicht leiden.«

Forrest lächelte. »Nun, falls er doch geht, kann es ihm niemand verübeln. Solche Chancen bekommt man nicht oft im Berufsleben. Im Vergleich zu mir ist er noch jung, dürfte ihm nicht schwerfallen, sich da oder dort einzugewöhnen.«

»Boss, jede Wette, er bleibt«, erwiderte Jesse, der sich regelmäßig in Erinnerung rief, wem er gegenübersaß. Forrest und er waren seit Monaten unter vier Augen per du, durchaus mehr als nur Kollegen. Dennoch wählte er gelegentlich eine förmliche Anrede, mit der er sich ins Bewusstsein rief, dass er sich mit seinem Vorgesetzten unterhielt. Er wechselte das Thema: »Die Leiche auf der "Belle Isle Marsh Reservation", was schätzt du, was kommt mit ihr auf uns zu? Ist doch ziemlich makaber, dass sie ausgerechnet auf der Insel gefunden wurde.«

Der Detective runzelte die Stirn. »Was auch immer, garantiert viel Mist. Die Todesart, der Fundort, beides ist kein gutes Omen.«

»Was können wir im Moment tun?«

Forrest zuckte mit den Schultern. »Ich sagte doch, dieser Fall steht unter keinem hell leuchtendem Stern, befindet sich eher in der nähe eines schwarzen Lochs. Im Augenblick haben wir keine andere Wahl, müssen auf Peters Ergebnisse warten.«

Jesse nickte geknickt, auch er als Optimist sah ermittlungstechnisch eine düstere Zukunft auf sie zukommen. »Ich hatte Peter gefragt, ob er mir ein Bild des Gesichts des Leichnams vorbeibringen würde, er hat abgelehnt. Sieht er so schlimm aus?«, fragte er, obwohl er eigentlich keine Antwort auf die Frage hören wollte.

Waterspoon dachte kurz an den Anblick des Toten, ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. »Eine Gesichtserkennung würde nichts bringen«, antwortete er, ging bewusst auf das Aussehen des Umgebrachten mit keinem Wort ein.

Es klopfte, ohne eine Erlaubnis abzuwarten, betrat der Pathologe Peter Brandon das Büro. Er grüßte, begab sich in den Rücken von Forrest, setzte die dort stehende Kaffeemaschine in Gang. Kaum getan, zog er sich einen Stuhl heran, nahm zwischen Forrest und Jesse am Schreibtisch Platz. Dem Detective war die Blässe des Facharztes aufgefallen, den Grund dafür bekam er sogleich vermittelt. Peter schlug die Beine übereinander, sah ungeduldig zu der schwer schnaufenden Kaffeemaschine, ergriff das Wort: »Der Tote wurde gesäubert, gewogen, gemessen, anschließend habe ich ihn aufgeschnitten, die Obduktion ist allerdings nicht vollständig abgeschlossen. Ein seltsamer Fund ließ mich meine Arbeit unterbrechen.« Er unterbrach sich, fasste in die rechte Tasche

seines Kittels, holte einen Würfel hervor, legte ihn auf die Tischplatte, wofür er erstaunte, fragende Blicke erhielt. »Ja, ich kann eure überraschten Blicke verstehen. Ein Würfel, wie er bei Monopoly oder anderen Brettspielen verwendet wird, aber bitte seht ihn euch genauer an.«

Jesse nahm ihn an sich, fing an ihn zu mustern, während Forrest fragte: »Woher haben Sie ihn?«

»Er war im Magen des Opfers«, erwiderte Peter in einem Ton, als ob es das normalste der Welt wäre.

»Die Menschen werden immer irrer«, stellte der Detective zähneknirschend fest. Zeitgleich hielt Jesse abrupt inne, sah den Gegenstand zwischen seinen Finger angewidert an, war froh, ihn an Forrest weiterreichen zu dürfen. Er hatte bereits entdeckt, was Peter Brandon ihnen unbedingt zeigen wollte. Waterspoon atmete tiefer als sonst durch, nahm den Holzwürfel in die Hand, sah sich jede Seite an. Alle Flächen des Spielgeräts waren intakt, bis auf eine. Die Punkte, welche die Zahl "Sechs" darstellen sollten, waren weggefeilt, stattdessen war auf der Seite mit einem Messer ein Kreuz eingeschnitzt worden. Forrest sah alles andere als erfreut auf. »Eine Botschaft, gleichermaßen eine Drohung«, urteilte er über das Gesehene. »So wie ich es verstehe, soll uns der Würfel sagen, dass es fünf weitere Tote geben wird. Jemand anderer Meinung?«, erkundigte er sich mit einem Ton, der seine Nachdenklichkeit verdeutlichte. Er erntete keinen Widerspruch, wandte sich an den Forensiker: »Der Würfel zeigt, was auf uns zukommen könnte, bringt uns jedoch nicht einen Schritt weiter. Konnten Sie sonst noch etwas finden, erkennen oder sehen, was Ihrerseits eine Schlussfolgerung zulässt?«

Peter erhob sich, füllte drei Pötte mit Kaffee, servierte sie, setze sich wieder. Wie vorher schlug er aufgrund seiner Position die Beine übereinander, sie wegen der geschlossenen Seitenwand des Schreibtisches auszustrecken, blieb ihm verwehrt. »Die DNA-Analyse habe ich in die Wege geleitet, ansonsten kann ich nur spekulieren.«

»Bitte, fangen sie an«, entgegnete Forrest,

»Der Mann dürfte um die sechzig sein, scheint zumindest in den letzten Jahren körperlich wenig Bewegung gehabt zu haben. Aufgefallen sind mir seine Hände. Trotz der Brandblasen gewann ich den Eindruck, dass er keiner schweren Arbeit nachging. Wenn ich raten müsste, würde ich ihn für einen Lehrer, Bürohengst oder Arzt halten.«

Forrest sah zu Jesse, der sofort wusste, in welche Richtung er Recherchen anzustellen hatte. Die Suche verlief ergebnislos, weder ein Unternehmen noch eine Schule oder eine Klinik vermissten einen Mitarbeiter. Anschließend erklärte der Detective den Arbeitstag für beendet. Ohne die Identität des Ermordeten oder einen Hinweis auf seine Herkunft fehlte jeder sinnvolle Ansatz, um irgendwelche Ermittlungen in irgendeine Richtung aufnehmen zu können.

Ω

Der Alltag von Forrest und seiner Frau, Betty, hatte sich in zweierlei Hinsicht gewaltig geändert. Falsch: Bettys Stunden zuhause waren nicht mehr dieselben wie vor ein paar Monaten, wovon auch der Detective betroffen war. Nach den Ereignissen im vergangenen Jahr, der Angst, in den eigenen vier Wänden nicht mehr sicher zu sein, ließ sich Betty nicht davon abbringen, sich einen Hund anzuschaffen. Über ihre Kontakte und Freunde kam sie an einen Labrador-Welpen, der sich im Haus Waterspoon schnell eingewöhnte. Merkwürdigerweise schloss die äußerst verspielte, eigenartig verschmuste Hundeseele insbesondere den mürrischen Detective ins Herz. Wenn Forrest vom Dienst nach Hause kam, war somit vorerst an den wohlverdienten Feierabend nicht zu denken. Kaum hatte Forrest den Hausflur betreten, rastete der Labrador aus, lief hin und her, sprang ihn mehrfach an, bis Waterspoon ihm endlich die Leine anlegte und mit ihm spazieren ging.

Zu Beginn waren die Runden mit dem Hund für Forrest eine Qual, inzwischen gehörten sie zu seinem Feierabendritual, was er nie zugegeben hätte. Das ihm die fast täglichen Fußmärsche guttaten, er sich fitter fühlte, wäre seinerseits abgestritten, zumindest in Frage gestellt worden. Dass sein Gewichtsüberschuss durch die Bewegung eine Regulierung erfuhr, konnte er allerdings nicht leugnen. Dennoch blieb eine Tatsache bestehen: Der Labrador besaß ein Gemüt, von dem sich selbst Kleinkinder angezogen fühlten. Bester Beweis war der kleine Adam, der inzwischen seit siebzehn Monaten die Familie Waterspoon mit seinem Dasein erfreute. Siebenmal in der Woche nahm sich Betty seiner Obhut an,

immer vormittags, aber eben auch am Wochenende. Ja, Forrest war Opa, Betty Oma. Ihre Adoptivtochter, Molly, hatte im August 2019 entbunden, einen Jungen zur Welt gebracht, ihn nach seinem verstorbenen Vater benannt. So groß die Freude über den Familienzuwachs auch war, in den Stunden nach der Geburt, ebenso beim Anblick des Babys in den Wochen danach: Der verblichene Kameramann, Erbe und Inhaber des Fernseh- und Radiosenders "AM-Channel", Adam Kean, schien in den Köpfen und Herzen der Waterspoons wiedergeboren zu sein. Der Verlust blieb, die Trauer auch, doch sie wurde wie vorher zu einem Teil des alltäglichen Daseins, erhielt durch den Nachwuchs stetige Streicheleinheiten.

An diesem Abend, nachdem Forrest von seiner Tour mit "Bully", so hieß der Hund, zurückgekehrt war, saßen er und Betty wie meistens in der Küche, nicht im Wohnzimmer. Sie hatte ein Glas Wein vor sich stehen, der Ermittler begnügte sich mit seinem gewohnheitsmäßigen Feierabendbier. Die allabendlichen Gespräche gehörten bei dem Ehepaar ebenfalls zu einer Tradition, die nur entfiel, wenn der Haussegen schief lag, Betty unterwegs oder Forrest dienstlich unabkömmlich war. Der als Wachhund zugelegte, jedoch für diesen Job völlig ungeeignete »Bully", lag ausgelaugt im Flur, offenbar hatte ihm Forrest diesmal entweder konditionell Paroli bieten können oder ihn richtig laufen lassen.

Ω

Sammy hatte sich im Internet auf die Suche begeben, war fündig geworden. Tatsächlich fand er im Internet unter den Angestellten des Pennsylvania Hospitals in Philadelphia einen Doktor Martin Hengston. Seine Geisel hatte ihn nicht in die Irre geführt, Zeit geschunden beziehungsweise belogen, was ihr nach seinem Willen keinen Vorteil einbringen sollte. Mitleid konnte er nicht aufbringen, Gnade keinesfalls gewähren. Beides war ihm nicht zuteilgeworden, weswegen seine Verbitterung eine Dimension erklommen hatte, die außerhalb aller menschlichen Gefühle lag.

Im Grunde war Sammy ein Ableger Jim Geers, nur das genaue Gegenteil seiner Wesenszüge. Während Jim Geers aufgegeben, seiner Ansicht nach versagt hatte, wollte Sammy die Dinge nicht so einfach hinnehmen, schlucken, schweigen, nichts tun. Zuerst ging er einen legalen, rechtmäßigen Weg, mit dem Endergebnis absolut nichts erreicht zu haben. Die Wut darüber führte keineswegs zu einer Verblendung, eher zu einem Gerechtigkeitswahn. Sammy wurde nicht von Rachegelüsten geleitet, sondern durch Gedanken, die sich mit dem Jetzt und dem Morgen befassten. Was ihm passiert und angetan worden war, konnte jederzeit anderen Menschen widerfahren. Nicht ausgewählten Leuten, darauf gab es keinerlei Hinweise, stattdessen schien jeder gefährdet, der ein einigermaßen normales Leben führte. Nein, Sammys Bestrebungen unterlagen nicht zu hundert Prozent irgendwelchen vorbeugenden Maßnahmen, ebenso wenig einer Zivilcourage, durch die er seine Mitmenschen vor Schäden bewahren wollte. Dieser Punkt lag ihm durchaus am Herzen,

niemand sollte so enden wie er, aber unter dem Strich ging es ihm nur um eines: Gerechtigkeit! Wenn Sammy von Gerechtigkeit sprach, bezog er sich bezüglich seines dramatischen Werdegangs nicht auf Gesetzbücher und die Bibel. Er sah sich von den Dingen geleitet, die eine vernünftige Gesellschaft mit den Worten Anstand, Moral, Ethik, Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft verband.

In seinen Augen war jeder gefährdet, ausgenommen schienen Menschen zu sein, die krank, anderweitig gebrechlich, ein gewisses Alter überschritten hatten. Zu diesem Kreis gehörten offenbar auch Süchtige, Obdachlose, Behinderte und Personen, die im Licht der Öffentlichkeit standen. Wie Jim Geers war Sammy ehemals in verschiedenen Therapie- und Selbsthilfegruppen unterwegs gewesen, was er sah, zu hören bekam, entsprach seinem Ebenbild. Die Mitbetroffenen erzählten zum Teil Geschichten, die von ihm hätten stammen können. Ein Jahr bewegte er sich in diesem Umfeld, gebracht hatte es null, bis auf das bereits erwähnte Teilnehmerfeld. Keiner der Anwesenden war älter als sechzig, selten jünger als dreißig, niemand sah ernsthaft krank aus. Alle in der Runde waren vor dem erlittenen Schicksalsschlag, der ihnen ihre Lebensgefährtinnen in unterschiedlichen Methoden entrissen hatte, sogenannte normale Durchschnittsbürger. Auffällig: An den Diskussionen nahmen keine Frauen teil. Sammy forschte nach, fand bald heraus, dass es gleichgesinnte weibliche Gruppen gab. Im Vergleich zum männlichen Geschlecht war ihre Anzahl jedoch deutlich geringer. Spätestens ab dieser Erkenntnis begann sich Sammy zu verändern, nach seinem Misserfolg vor Gericht und dem erlit-

tenen Unrecht wurde er zu dem Mann, der einen Kontrast zu Jim Geers darstellte. Jim war in jeglicher Hinsicht überfordert. Sammy hingegen fing Pläne zu schmieden an. Jim griff zur Flasche, umgekehrt holte Sammy zum Gegenschlag aus, der eines Tages zu einem Rundumschlag werden sollte. Diesem Vorhaben war er nun einen Schritt nähergekommen, schließlich hatte er Doktor Martin Hengston gefunden.

Es war spät geworden als Sammy sich auf den Weg zu seinen Komplizen machte, sie in sein Auto einsteigen ließ, mit ihnen zur Blockhütte fuhr. Seinen Weggefährten war es nicht anders ergangen wie ihm, allerdings hatten sie sich nicht wie er verhalten, sondern schamlos egoistisch gehandelt. Insofern sah es Sammy als gerechtfertigt an, die beiden Schwachköpfe für seine Zwecke zu benutzen. Die Zwei waren ihm bei einer der Selbsthilfegruppen zufällig vor die Füße gelaufen. Die Gesprächsrunde war von ihnen nur aus einem Grund einmalig aufgesucht worden: Sie wollten sehen, wie andere Männer mit ihrem Nackenschlag fertig wurden. Nach der Diskussion stand für sie fest, sich von ihren Lebensgefährtinnen zu trennen, obwohl ihre Freundinnen nicht das Los teilten, welches Jims und Sammys Ehefrauen erleiden mussten. Die Männer waren im gleichen Alter, unbedeutend jünger als Sammy, seit Jahren befreundet, womit der Zufall wieder einmal seine intriganten Hände in ein perfides Spiel eingebracht hatte. Das zwei befreundete Hohlköpfe dasselbe Schicksal teilten, war schon bemerkenswert genug, übertroffen wurde es durch die fast schon makabre Tatsache, dass sie nie zuvor und nie wieder danach einer Selbsthilfegruppe die Ehre erwiesen.

Mit ihnen betrat Sammy die Hütte, dass an den Stuhl gefesselte Opfer wurde schlagartig wach, hob den Kopf, sah erschrocken dabei zu, wie die ihm unbekannten Komplizen den Grill in Betrieb nahmen.

»Was haben Sie vor«, fragte er stammelnd, mit trockenen, rau gewordenen Lippen.

Sammy setzte sich vor den Gefangenen, fragte: »Wer noch, wer war noch dabei?«

Der Gefesselte fing zu schluchzen an, schwor, sich an keinen Namen erinnern zu können, bat um Erbarmen. Sammy glaubte dem Mann, doch Barmherzigkeit ließ er keine walten, oder doch? Er hatte sein Opfer problemlos vom Areal einer Pflegeeinrichtung für Demenzkranke entführt. Durch Zeitungsberichte wusste er, dass sich der vor ihm sitzende, in Vergessenheit geratene verwitwete Prominente im Anfangsstadium der Krankheit befand. Wäre die Möglichkeit gegeben, ihm sämtliche Erinnerungen für immer aus dem Gehirn zu pusten, hätte Sammy womöglich den alternden Mann verschont. Doch für Vergebung gab es keinen Platz, sie wurde auch von seinem überdachten Gerechtigkeitssinn nicht in Erwägung gezogen. Was folgte, war Grausamkeit pur. Während der Prozedur dachte Sammy nur an die Qualen, die einst seine Frau ertragen musste. Das Opfer wurde mehrfach mit kochendem Wasser übergossen, am Unterleib, im Gesicht, überall. Dazwischen kamen immer wieder Elektroden zum Einsatz, bis der Gefolterte zu atmen aufhörte. Für die Entsorgung der Leiche waren wie zuletzt Sammys Komplizen zuständig, sie kannten ihre Anweisungen.

Ω

Sammys Komplizen hatten wie besprochen die gefolterte Leiche erneut auf der "Belle Isle Marsh Reservation" abgelegt. Welchen Plan ihr Leader damit verfolgte, darüber waren sie von ihm im Unklaren gelassen worden. Sammy nahm nämlich an, dass die beiden Strohköpfe seine Motive und Ziele ohnehin nicht kapiert hätten. Weiterhin war er der Überzeugung, je weniger sie wussten, umso besser war es für ihn. Die Aktion der Leichenentsorgung war mit Sammys Wagen durchgeführt worden, nachdem er zuvor in der Innenstadt ausgestiegen war. Auf der Rückfahrt von East Boston durch den Callahan-Tunnel unter dem "Boston Harbor" in den Stadtteil "North-End" bekamen die zwei Idioten Hunger, besorgten sich Hamburger. Erst danach fuhren sie zum verabredeten Treffpunkt und Termin mit Sammy nach "Beacon Hill", einem der gehobenen Viertel Bostons.

Weit nach Mitternacht standen sie Sammy gegenüber, der über ihre Blödheit nur den Kopf schütteln konnte. Er verzichtete darauf ihnen die Leviten zu lesen, noch benötigte er ihre Hilfe. Stattdessen erklärte er ihnen, was sie nachfolgend zu tun hatten, ließ sie nacheinander vorsichtshalber den erteilten Auftrag wiederholen. Als geschehen, deutete er nochmals auf das Gebäude, dessen Hausbesitzer die beiden in ihre Gewalt, anschließend in die Blockhütte bringen sollten. Keiner der Komplizen stellte eine Frage, ihnen war es egal, in welchem Zusammenhang die zu entführende Person zu den Ereignissen stand. Sie unterstützen Sammy nicht wegen dem Verlust ihrer Lebensgefährtinnen, machten teilweise aus Spaß mit. Letztlich wollten sie die Menschen leiden se-

hen, die vorsätzlich über sie und ihre Mitmenschen Kummer und Schmerz gebracht hatten. Ohne Sammy wären sie diesbezüglich aufgeschmissen, rat- und hilflos gewesen, mit ihm konnten sie ihren Hang zum Sadismus ausleben. Den Drang zur Brutalität zu unterdrücken war ihnen stets schwergefallen, selbst in ihren Beziehungen wurden sie hin und wieder von ihm heimgesucht. So ähnlich schätzte Sammy die Kerle ein, auch deshalb hatte er vor, sie rechtzeitig abzuservieren. Er überließ ihnen seinen Wagen, ließ sie stehen, ging zu Fuß nach Hause. Die Zwei wussten, was er von ihnen erwartete, wobei er sich sicher war, auch diesmal von ihnen nicht enttäuscht zu werden. Zumindest noch nicht. Der Tag, an dem die beiden liebend gern aussteigen würden, lag nach Sammys Einschätzung nicht weit entfernt.

Gemächlichen Schrittes schlenderte Sammy nach "Bay Village", wo er in einem Wohnblock ein Bewohner von vielen war. Es war so ziemlich der einzige Unterschied, der zwischen ihm und Jim Geers bestand: Sammy war nach wie vor berufstätig, trotz hoher Ausgaben in der Vergangenheit besaß er keine finanziellen Probleme, musste sich keinen Einschränkungen unterziehen. Er legte sich ein paar Stunden aufs Ohr, stieg in der Morgendämmerung in seinen Zweitwagen, fuhr zur Blockhütte. Zu seinem Erstaunen waren die Komplizen schon vor Ort, mangels einer Order seinerseits hatten sie den Entführten schon gekocht und gebraten, waren stolz auf ihr Werk, standen parat, um den Leichnam zu entsorgen. Ihre synchrone Frage lautete: »Wohin mit ihm?«

Dass die zwei nicht ganz frisch in der Birne waren, hatte Sammy bereits am Tag ihres Kennenlernens erkannt. Ihnen

eine Dummheit zuzutrauen, die zum Himmel schrie, unterließ er, wie er nun sah, fälschlicherweise. Entgegen dem Bedürfnis laut loszuschreien, blieb er ruhig, bekreuzigte sich beim Anblick des Toten, bei dem es sich um einen mittlerweile pensionierten Richter handelte. Sein Blick fiel auf die verblödeten Weggefährten, die sich nach und nach zu einem Risiko zu entwickeln schienen. Unter Berücksichtigung dieses Aspekts wäre es vernünftig gewesen, die zwei Hornochsen sofort zur Schlachtbank zu führen, aber er entschied sich dagegen. Dafür erteilte er ihnen einen neuen Auftrag. »Fahrt nach Hause, ruht euch aus, schmeißt den Drecksack heute Nacht in der "Washington Street" auf die Straße. So sorgen wir für etwas Chaos bei den Bullen, ein wenig Unruhe unter der Bevölkerung und vor allem für die notwendige Aufmerksamkeit.« Sammy bekam lächelnde Gesichter zu sehen, die sich darauf freuten, die gestellte Aufgabe zu erledigen. Er sah ihnen zu, wie sie den Toten in einen vor der Blockhütte stehenden Schubkarren warfen, anschließend noch einmal zu ihm sahen, woraufhin er erneut das Wort ergriff. »Jungs, in Zukunft keine Toten ohne meine Anweisung, haben wir uns verstanden?« Die Zwei nickten, der Stolz auf ihre vollbrachte Tat verschwand aus ihren Gesichtern. »Es ist passiert, ich mache euch keinen Vorwurf, habe euch ja nicht darauf hingewiesen. Nur hätte ich mit dem Richter gerne noch ein paar Worte gewechselt, bevor er von der Tag- zur Nachtseite gewandert wäre.«

»Sorry«, entschuldigte sich einer der Komplizen.

»Kommt nicht mehr vor«, versprach der andere und fragte: »Wer ist als nächstes dran?«

Sammy kam ins Grübeln. "Sollte er den Vollpfosten noch eine Chance geben?", fragte er sich, beschloss sie zu testen. »Da ihr schon voreilig wart, habt ihr ihn wenigstens den richtigen Würfel schlucken lassen?«

Die Zwei sahen sich nachdenklich an, der geistig flinkere antwortete: »Den mit fünf Ziffern, lag kein anderer da.«

"Gottseidank", dachte sich Sammy, bemerkte, dass ihn die zwei zu verwirren begannen. Kurzfristig hatte er vergessen, dass er den Würfel mit den weggefeilten Seiten und zwei eingeschnitzten Kreuzen dem gestrigen Opfer verabreicht hatte. Er lobte die beiden, forderte sie auf zu verschwinden, versprach, sich bei ihnen zu melden.« Kopfschüttelnd sah er ihnen nach, auch noch, als sie längst zwischen den Bäumen verschwunden waren. "Was mit ihnen machen?", fragte er sich erneut, im Wissen, sie noch zu benötigen. Eines berücksichtigte Sammy zudem: Die Spatzenhirne konnten für ihn zu einem unbezahlbaren Vorteil werden.

An diesem Tag ließ es Sammy gut sein. Anstatt sich seines nächsten Opfers zu bemächtigen, fuhr er in die Stadt, begab sich dort in sein Büro. Drei Tote innerhalb von achtundvierzig Stunden reichten aus, waren sogar ihm trotz seiner Ziele zu viel. Keinesfalls durfte er zu hastig oder voreilig vorgehen, sonst würde er wenig bis gar nichts erreichen. Um die Ziellinie zu überqueren, bedurfte es mehr als schuldige, für das Geschehene verantwortliche Leichen. Öffentliches Interesse und Entsetzen waren ebenso erforderlich, wie Ermittlungen seitens der Kripo, die sich nicht ausschließlich auf die Suche nach einem Mörder beschränkten.

Ω

Das Szenario des Vortags wiederholte sich. Erneut waren Spaziergänger auf der Belle Isle Marsh Reservation fündig geworden, mit dem Unterschied, dass die Dame ohnmächtig wurde, ihr Gatte sich übergeben musste. Erst als sein Magen nichts mehr hergab, außer grüner Flüssigkeit, war er fähig, einen Notruf zu tätigen.

Forrest Waterspoon kam unmittelbar nach Peter Brandon und dessen Team am Fundort an, registrierte im Vergleich zu gestern an dem Pathologen eine ungewohnte Verhaltensweise. Der Facharzt hatte sich noch nicht über die Leiche hergemacht, wohl war sie von ihm umgedreht worden, doch mehr nicht. Normalerweise wäre Peter bereits in seinem Element, intensiv dabei, erste Untersuchungen an dem Toten vorzunehmen. Diesmal stand er nur tatenlos da, direkt neben dem Leichnam, sah reglos auf ihn herab. Der Detective blieb an seiner Seite stehen, blickte kurz auf den im Schlamm liegenden entstellten Körper, schüttelte sich.

»Ich kenne den Mann, obwohl er kaum wiederzuerkennen ist«, gab Peter flüsternd von sich.

Im ersten Moment glaubte Forrest sich verhört zu haben, weswegen er den gehörten und abgespeicherten Satz noch einmal durch seinen Kopf laufen ließ. Gleich darauf überkam ihn eine Befürchtung, die sich glücklicherweise nicht bestätigte. »Ein Freund?«

Peter schüttelte den Kopf, ohne von dem Toten aufzusehen. »Nein, das nicht, aber durchaus eine Art Vorbild, fast schon ein Idol, dass mich oft inspiriert hatte«, erwiderte er hörbar erschüttert.

Die Aussage gab Forrest trotz der Umstände das fast verlorene Sicherheitsgefühl zurück. »Wer ist er?«

»Zu unseren Füßen liegt ein Genie. Professor Henry Wyldberg, eine medizinische Kapazität im Bereich verschiedener Transplantationsverfahren.«

Forrest schluckte, allein das Wort "Transplantation" klang nicht nach seinem Geschmack. Gegen den Ausdruck "Kapazität" besaß er jedoch seit dem Fall von "Forrest Hill" eine unheilbare Allergie. Zurückhaltend äußerte er: »Darf ich fragen, woher Sie ihn kennen?«

»Vor Jahren habe ich einige seiner Vorlesungen besucht, alle seine Bücher gelesen. Sie lesen doch kontinuierlich die Tageszeitung, oder?«, stellte Peter fragend fest, erhielt eine zustimmende Geste seitens des Detectives. »Wundert mich, dass er Ihnen nicht bekannt vorkommt, erst vor ein paar Wochen stand ein Artikel über ihn im "Boston Herald".«

Waterspoon zwang sich in das von Blasen zerfurchte Gesicht des Toten zu sehen. Er zuckte mit den Schultern. »Ich bevorzuge den "Boston Globe". Fachartikel aus der Medizin, Kommentare von Republikanern, Börsennotizen, Meinungen von Experten und Horoskope überspringe ich grundsätzlich«, entgegnete er. »Was stand in dem Artikel?«, warf er eine Frage hinterher.

Peter sah endlich auf, drehte sich Forrest zu. »Das übliche, eine Art Huldigung, die sich fast schon wie ein Nachruf las. Henry Wyldberg ist vor rund vier Jahren in den Ruhestand gegangen, vor etwa zwölf Monaten wurde Demenz bei ihm diagnostiziert.«

»Bitter.«

»Kann man so sagen«, stimmte Peter zu.

»Eine Ahnung, warum er nun hier liegt?«

»Es ist mir ein Rätsel, ich bin ehrlich entsetzt.«

»Können Sie mir sonst noch etwas über ihn sagen, hatte er zum Beispiel Angehörige?«

Der Pathologe schüttelte leicht den Kopf. »Weiß ich nicht, ich habe mich für seine Arbeit, nicht für sein Privatleben interessiert. Was ich sagen kann, ist, dass er Witwer war. Seine Frau ist sehr früh verstorben, danach war Wyldberg ausschließlich mit seiner Arbeit verheiratet. Ob aus der Ehe Kinder hervorgegangen sind, kann ich nicht sagen, ebenso ob Geschwister existieren.«

Der Ermittler zog seine rechte Hand aus der Manteltasche, legte sie dem Pathologen auf die Schulter. »Soll ich eine Vertretung für Sie anfordern?«

»Nett gemeint, nein, nicht nötig. Ich schaffe das schon«, lehnte der Gefragte das Angebot ab.

»Peter! Sie müssen das nicht tun, behalten Sie Ihr Idol so in Erinnerung, dass es eines bleiben kann.«

Der Pathologe sah den misshandelten Toten an, blickte zu Forrest. »Ich denke, dafür ist es nun zu spät. Wer ist zu so etwas fähig?«

»Ich werde es herausfinden«, erwiderte der Ermittler mit Nachdruck, presste nach der Aussage unverzüglich die Lippen zusammen, da ihm diesbezüglich beinahe ein Versprechen entkommen wäre.

»Wenn es Ihnen gelingt, wird es eine Belobigung geben. Henry Wyldberg war anerkannt, beliebt, verfügte über Kontakte bis in Regierungskreise.«

»Eine Gehaltserhöhung wäre mir lieber«, entgegnete Forrest. Sorry, dass ich jetzt frage, aber wissen wir schon etwas über die Leiche von gestern?«

»Ich erwarte die DNA-Analyse heute Nachmittag, spätestens morgen Vormittag. Tut mir leid, aber eines dürfte doch nun klar sein, meinen Sie nicht?«

Waterspoon wusste sofort, worauf ihn Peter angesprochen hatte. Er bezog sich mit seinem letzten Satz auf die vermutete Tätigkeit des ersten Opfers. Peter hielt den Leichnam vom Vortag für einen Lehrer, Bürohengst oder Arzt, nun lag ein ermordeter Professor aus der Medizin neben ihnen. »Sie denken der Ermordete war Arzt, nicht wahr?«

Der Pathologe bestätigte, ergänzte: »Ja, die Wahrscheinlichkeit, dass es sich so verhält, ist ersichtlich größer geworden. Seit ich Sie kenne, bin ich vom Glauben an den Zufall restlos abgefallen.«

Forrest lächelte, doch das verhaltene Schmunzeln konnte seine Anspannung nicht verdecken. Forrest fing an, laut zu denken: »Hier liegt ein Professor der Medizin, ebenso übel zugerichtet wie die Leiche gestern. Ihren Worten war zu entnehmen, dass Wyldberg sich im Ruhestand befand, könnte auch auf den gestrigen Leichnam zutreffen. Todesart, Fundort sind identisch, ich gehe schon jetzt davon aus, dass es auch die Berufe trotz etwaiger Abweichungen sein werden. Es kann ja nicht jeder ein Genie sein. Kurzum: Wir sitzen in der Scheiße. Bekommt die Presse davon Wind, stehen wir wieder einmal mit dem Rücken zur Wand, befinden uns in einem großen Haufen Mist, werden erneut die Buhmänner der Nation sein.«

2. Kapitel

So unangenehm es für Peter Brandon war, ein Idol verloren zu haben, indem er den Toten erkannt hatte, bekam Waterspoon den Ermittlungsansatz, mit dem er endlich etwas anfangen konnte. Alles andere als überglücklich deswegen, immerhin ausnahmsweise optimistischer gestimmt, platzte er in sein und Jesses frisch gestrichenes und doch bereits angeräuchertes Büro. Wegen der neuen Farbe auf den alten Wänden an seinem Arbeitsplatz, hatte Forrest den eigentlich in öffentlichen Gebäuden unerlaubten Genuss seiner penetrant bis bestialisch riechenden Zigarren nicht eingestellt.

Ende der Leseprobe

Nachwort

Ich hoffe, die Leseproben machen Appetit auf mehr. Alle Tatort-Boston-Thriller, mit Ausnahme des Thrillers "Tea-Party" (7,99 €), sind auf meiner Homepage, im deutschen Buchhandel und bei Amazon für 9,99 € je Titel erhältlich, außer für die Werke erfolgen Preisaktionen.
Zählt man den Preis aller Bände zusammen, ist der Beitritt zu meinem Lesekreis deutlich günstiger, denn Mitglieder verfügen über einen uneingeschränkten Zugriff auf alle bisher veröffentlichten Titel und künftige Neuerscheinungen.
Mitglied werden geht hier:
https://www.gelsenkrimi.de/product/17489683/einmalige-gebuehr-leserkreis

Danke für die Aufmerksamkeit, liebe Grüße, Roman Just